

WER HAT ANGST VOM SCHATTEN MANN

THRILLER



EHRENWIRTH

JAMES PATTERSON

Alex Cross ermittelt wieder:
Im schwarzen Southeast von Washington treibt
ein perverser Frauenmörder sein Unwesen.
Seine diplomatische Immunität und das nach
außen intakte Familienleben schützen den
britischen Botschaftsangestellten und früheren
Geheimagenten Geoffrey Shafer, für den das
Leben nachts zum mörderischen Spiel wird.
Shafer genießt das Töten, und er wird sich sein
Spiel von niemandem verderben lassen. – Doch
dann merkt er, dass er einen würdigen
Gegenspieler gefunden hat ...

Das Buch

Niemand würde hinter der großbürgerlichen Fassade des Shafer'schen Familienglücks vermuten, dass der angesehene Botschaftsangestellte und frühere Geheimdienstler Geoffrey Shafer ein doppeltes Spiel spielt. Wenn die Würfel gefallen sind, dann muss er töten, koste es, was es wolle.

Bald jedoch tritt Alex Cross als sein erbitterter Gegenspieler auf den Plan. Cross setzt damit zugleich alles, was ihm im Leben kostbar ist, aufs Spiel. Denn nun wird Shafers kranke Fantasie umso mehr angestachelt.

»Shafer fühlte sich wie ein Gott. Nein, er *war* ein Gott. Er kontrollierte jede Bewegung seines eigenen Lebens und der Leben mehrerer anderer. Es gibt weitere Überraschungen, dachte er, als er seinen Körper bedächtig mit kühlendem Wasser bespritzte. Für alle, die er noch in sein diabolisches Spiel locken konnte, gab es Überraschungen.

Weil es nicht bloß ein Spiel war – von Anfang an nicht ...«

James Patterson erreicht mit seinen Thrillern regelmäßig die Spitzenplätze der angloamerikanischen Bestseller-Listen. Von seinen in fast 30 Sprachen übersetzten Büchern wurden weltweit an die 30 Millionen Exemplare verkauft. Für sein Erstlingswerk erhielt Patterson den begehrten *Edgar Allan Poe Award*.

JAMES PATTERSON

WER
HAT ANGST
VORM
SCHATTENMANN

Thriller

Aus dem Amerikanischen
von Edda Petri

Non-profit-ebook by tigger
März 2004
Kein Verkauf!

EHRENWIRTH

Titel der amerikanischen Originalausgabe:
»Pop Goes the Weasle«

Für die Originalausgabe:
Copyright © 1999 by James Patterson

Für die deutschsprachige Ausgabe:
Copyright © 2001
by Verlagsgruppe Lübbe GmbH & Co. KG, Bergisch Gladbach
Textredaktion: Wolfgang Neuhaus
Schutzumschlag: Gisela Kullowatz, Bergisch Gladbach,
unter Verwendung eines Fotos von Rene Durand, Bergisch Gladbach
Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Gesetzt aus der Caslon
Druck und Einband: GGP Media, Pößneck
Alle Rechte, auch die der fotomechanischen und
elektronischen Wiedergabe, vorbehalten.
Printed in Germany
ISBN 3-431-3615-5

Dieser Roman ist für Suzie und Jack
und für die Millionen Alex-Cross-Leser,
die sehr oft die Frage stellen:
Können Sie nicht schneller schreiben?

PROLOG

Geoffrey Shafer, elegant gekleidet mit einreihigem blauem Blazer, weißem Hemd, gestreifter Krawatte und schmaler grauer Hose von H. Huntsman & Sons, verließ um halb acht morgens sein Stadthaus und stieg in seinen schwarzen Jaguar XJ12.

Langsam fuhr er den Wagen rückwärts aus der Einfahrt, dann trat er aufs Gas. Kurz vor dem Stoppschild an der Connecticut Avenue in Kalorama, dem Nobelviertel Washingtons, fuhr das Coupé über vierzig Meilen pro Stunde.

Als Shafer die belebte Kreuzung erreichte, hielt er nicht, sondern beschleunigte weiter. Bald jagte er mit sechzig Sachen über die Straße. Er hatte das unbändige Verlangen, den Jaguar gegen die hohe Natursteinmauer zu fahren, von der die Avenue begrenzt wurde. Shafer lenkte den Jag näher an die Mauer heran, konnte den Frontalaufprall schon vor dem inneren Auge sehen, konnte ihn am ganzen Leib spüren ...

Im letzten Sekundenbruchteil vermied er den tödlichen Crash und riss das Lenkrad nach links. Der Sportwagen schlingerte mit kreischenden Reifen über den Asphalt, und der Geruch nach verbranntem Gummi verpestete die Luft.

Für einen Augenblick stand der Jaguar; dann schoss er wieder nach vorn und raste auf die Gegenfahrbahn. Die glänzende dunkle Windschutzscheibe schien die Flut des entgegenkommenden Verkehrs anzustarren.

Wieder trat Shafer das Gaspedal durch, setzte seine Amokfahrt fort. Jeder Pkw, jeder Laster hupte laut und anhaltend, wenn er dem Geisterfahrer mit waghalsigen Manövern auswich.

Shafer schien es gar nicht zu hören; er schien überhaupt nichts wahrzunehmen. Er jagte über die Avenue und wurde immer schneller. Der Jaguar raste über die Rock Creek Bridge

und bog nach links ab, dann noch einmal nach links auf den Rock Creek Parkway.

Unwillkürlich, ganz kurz und unerwartet, kam ein leiser Schmerzensschrei über Shafers Lippen, und er bremste ab. Ein Augenblick der Angst, der Schwäche. Dann aber trat er das Gaspedal wieder bis zum Anschlag durch. Der Motor heulte auf, als die Automatik herunterschaltete und Shafer von der Beschleunigung in den Sitz gepresst wurde. Er jagte zurück auf die richtige Fahrspur. Sekunden später fuhr er bereits fünfzig ... sechzig, kurvte in wildem Zickzack um die langsamer fahrenden Limousinen, die Lieferwagen und einen rußbedeckten Laster herum. Nun hupten nur noch wenige Wagen. Die Fahrer auf dem Parkway waren geschockt und vor Todesangst wie gelähmt.

Mit fünfzig Meilen fuhr Shafer vom Parkway hinunter – und gab erneut Gas.

Die P Street war um diese Zeit noch belebter als der Parkway. Washington erwachte und machte sich auf den Weg zur Arbeit. Noch immer sah Shafer die lockende Mauer auf der Connecticut Avenue vor sich. Verdammt, er hätte nicht ausweichen sollen! Jetzt suchte er nach einem anderen Hindernis, so fest wie Beton – nach irgendetwas, das sich für einen Aufprall eignete.

Als Shafer sich dem Dupont Circle näherte, fuhr er sechzig Meilen und schoss förmlich durch die Stadt. An einer roten Ampel warteten die Autos auf zwei Fahrbahnen. Jetzt gibt es keinen Ausweg mehr, schoss es Shafer durch den Kopf. Nicht nach links und nicht nach rechts.

Doch er wollte nicht auf ein Dutzend Autos auffahren. Es war nicht die feine englische Art, die Sache auf diese Weise abzuschließen – sein Leben zu beenden –, indem er auf einen gewöhnlichen Chevy Caprice, einen Honda Accord oder einen klapprigen Lieferwagen auffuhr.

Shafer fuhr einen wilden Schlenker nach links und schoss als

Geisterfahrer auf die Fahrspur, die nach Westen führte. Er sah die fassungslosen, vor Furcht und Entsetzen verzerrten Gesichter hinter den schmutzigen Windschutzscheiben. Die Hupen stimmten ihr grelles Konzert an – eine schrille Symphonie der Angst.

Er überfuhr die nächste rote Ampel und schoss zwischen einem entgegenkommenden Jeep und einem Betonmischer hindurch. Dann jagte er die M Street hinunter und bog auf die Pennsylvania Avenue in Richtung Washington Circle ab. Vor ihm lag das Medical Center der George-Washington-Universität – ein perfektes Ende?

Wie aus dem Nichts erschien ein Streifenwagen der Metropolitan Police. Die Sirenen heulten in wildem Protest, und das zuckende Blaulicht forderte Shafer zum Anhalten auf. Er verlangsamte das Tempo und hielt am Bordstein.

Der Polizist ging zu Shafers Wagen, die Hand am Halfter. Er sah verängstigt und unsicher aus.

»Steigen Sie aus!«, befahl der Cop.

Unvermittelt fühlte Shafer sich ruhig und gelassen. In seinem Inneren war keine Anspannung mehr.

»In Ordnung. Alles klar. Ich steige aus. Kein Problem.«

»Wissen Sie, wie schnell Sie gefahren sind?«, fragte der Polizist aufgebracht. Sein Gesicht war stark gerötet. Shafer bemerkte, dass der Mann immer noch die Hand an der Waffe hielt.

Er schürzte die Lippen und dachte nach. »Nun ja – ich würde sagen, so um die vierzig Sachen, Officer«, meinte er schließlich. »Vielleicht ein bisschen schneller als die erlaubte Höchstgeschwindigkeit.«

Er holte einen Ausweis hervor und reichte ihn dem Polizisten. »Aber Sie können diesbezüglich nichts machen. Ich bin britischer Botschaftsangehöriger und genieße *diplomatische Immunität*.«

Als Geoffrey Shafer sich an diesem Abend auf den Heimweg machte, spürte er während der Fahrt, dass er wieder die Kontrolle verlor. Allmählich bekam er Angst vor sich selbst. Sein ganzes Leben drehte sich mittlerweile um ein Fantasy-Spiel, von dem er geradezu besessen war – die Vier Reiter, ein Spiel, bei dem er selbst die Rolle des Todes übernommen hatte. Dieses Spiel war Shafer wichtiger als alles andere; es war das Einzige in seinem Leben, was *wahre* Bedeutung besaß.

Von der britischen Botschaft aus jagte er durch die Stadt bis zum Petworth-Distrikt im Nordwesten. Er wusste, er sollte nicht hier sein – ein Weißer in todschickem Wagen. Aber er konnte sich ebenso wenig dagegen wehren wie am Morgen dieses Tages gegen das überwältigende Verlangen, vor eine Mauer zu rasen.

Shafer hielt dicht vor Petworth an, holte seinen Laptop hervor und tippte eine Botschaft an die anderen Spieler. Die Reiter.

Freunde,
der Tod jagt durch Washington.
Das Spiel läuft.

Er ließ den Motor wieder an und fuhr die kurze restliche Strecke bis Petworth. Die Nutten stolzierten bereits die Varnum und die Webster Street auf und ab, wie jeden Tag. Aus einem schaukelnden blauen BMW ertönte der Schlager »Nice and Slow«. Ronnie McCalls weiche Stimme ging eine harmonische Verbindung mit der einsetzenden Ruhe des frühen Abends ein.

Die Prostituierten winkten Shafer zu und stellten ihre großen oder flachen, prallen oder schlaffen Brüste zur Schau. Etliche trugen bunte Büstenhalter mit farblich dazu passenden Hotpants und silberne oder rote Plateauschuhe mit spitzen Absätzen.

Shafer hielt neben einem schwarzen Mädchen, das wie sechzehn aussah und ein außergewöhnlich hübsches Gesicht besaß. Ihre Beine waren für ihren zarten Körper erstaunlich lang und schlank. Allerdings trug sie für seinen Geschmack zu viel Make-up. Dennoch konnte man ihr nur schwer widerstehen – und warum sollte er?

»Toller Schlitten, 'n Jaguar, nicht? Gefällt mir, echt«, flötete die Kleine. Dann lächelte sie und formte mit den rot geschminkten Lippen ein kleines sexy O. »Sie sind aber auch niedlich, Mister.«

Er lächelte zurück. »Na los, dann spring rein. Wir machen 'ne Spritztour. Wollen mal sehen, ob es wahre Liebe oder nur ein Flirt ist.« Er warf einen raschen Blick auf die Straße. Keines der anderen Mädchen schaute zu ihnen herüber.

»Hundert Möpse für den kompletten Service, Süßer?«, fragte sie und schob ihren niedlichen Hintern in den Jaguar. Ihr Parfüm roch wie Eau de Bubble-Gum, und sie schien darin gebadet zu haben.

»Na, komm erst mal rein. Hundert Dollar bezahle ich aus der Portokasse.«

Er wusste, er hätte die Kleine nicht mit dem Jaguar abschleppen sollen, aber er machte ja nur eine Spritztour mit ihr. Und er hätte gar nicht anders gekonnt.

Er fuhr mit dem Mädchen in einen kleinen, baumbestandenen Park im Washingtoner Stadtteil Shaw und parkte in einer Fichtenschonung, die den Wagen vor neugierigen Blicken verbarg. Dann betrachtete er die Prostituierte. Sie war noch kleiner und jünger, als er anfangs gedacht hatte.

»Wie alt bist du?«, fragte er.

»Wie alt soll ich denn für dich sein?«, fragte sie zurück und lächelte. »Süßer, zuerst brauche ich das Geld. Du weißt doch, wie es läuft.«

»Ja, aber weißt du es auch?«, fragte er.

Er griff in die Tasche und holte ein Klappmesser heraus.

Blitzschnell hielt er es ihr an die Kehle.

»Tu mir nicht weh«, wimmerte sie. »Bleib cool.«

»Steig aus. Ganz langsam. Wenn du schreist, bist du tot. Bleib *du* lieber cool.«

Shafer stieg mit dem Mädchen aus und blieb dicht hinter ihr, das Messer noch immer in die Mulde an ihrem Hals gedrückt.

»Es ist alles nur ein Spiel, Schätzchen«, sagte er. »Ich heiße Tod. In *bin* der Tod. Und du bist ein wahres Glückskind. Denn ich bin der beste Spieler von allen.«

Wie um es zu beweisen, stach er auf sie ein.

ERSTES BUCH

DIE JANE-NAMENLOS-MORDE

An diesem Tag lief alles prima. Es war ein drückend heißer Morgen, als ich einen leuchtend orangefarbenen Schulbus durch den Southeast-Distrikt lenkte. Beim Fahren piff ich leise ein paar Takte von Al Green. Ich holte sechzehn Jungs von zu Hause ab, darunter einige von zwei Pflegefamilien. Tür-zu-Tür-Service. Kaum zu überbieten.

Erst vor einer Woche war ich aus Boston zurückgekommen, vom Mordfall Mr. Smith. Dieser Mr. Smith und ein geisteskranker Mörder namens Gary Soneji waren in den Fall verwickelt. Ich brauchte eine Pause und hatte mir den Vormittag freigenommen, um zur Abwechslung mal etwas zu tun, das mir Freude machte.

Mein Partner, John Sampson, und der zwölfjährige Errol Mignault saßen im Bus hinter mir. John trug eine Wayfarer-Sonnenbrille, schwarze Jeans und ein schwarzes T-Shirt mit dem Aufdruck: *Sträflingshilfe – spendet noch heute!* John ist gut zwei Meter groß und wiegt fast hundertzwanzig Kilo. Wir sind Freunde, seit ich im Alter von zehn Jahren nach Washington gezogen war.

John, Errol und ich unterhielten uns über Sugar Ray Robinson, die Boxlegende. Bei dem Lärm im Bus und den gelegentlichen Fehlzündungen mussten wir fast brüllen. Sam hatte seinen riesigen Arm um Errols Schultern gelegt. Körperkontakt ist sehr hilfreich beim Umgang mit diesen Jungen.

Endlich holten wir den letzten kleinen Burschen von unserer Liste ab, einen Achtjährigen, der in Benning Terrace wohnte, einem verrufenen Viertel, das einigen von uns auch als Simple City bekannt war, die *Null-Problemo-Stadt*.

Als wir aus dem Viertel herausfuhren, verkündeten sehr unschöne Graffiti den Besuchern alles, was sie über diese Gegend wissen mussten: *Du verlässt jetzt das Kriegsgebiet. Du lebst*

nur noch, um davon berichten zu können.

Wir brachten die Jungen zum Lorton-Gefängnis in Virginia. Sie sollten dort am Nachmittag ihre Väter besuchen. Alle Kinder waren jung, zwischen acht und dreizehn. Die Sträflingshilfe fährt jede Woche vierzig bis fünfzig Kids in verschiedene Gefängnisse, damit sie ihre Väter und Mütter besuchen können. Das Ziel dieser Übung ist sehr hoch gesteckt: Sie soll helfen, die Verbrechensrate in Washington um ein Drittel zu senken.

Ich war schon öfter ins Lorton-Gefängnis gefahren, als ich mich erinnern wollte. Deshalb kannte ich die Direktorin ziemlich gut. Vor einigen Jahren hatte ich ein halbes Leben in diesem Knast verbracht, um Gary Soneji zu verhören.

Marion Campbell, die Direktorin, hatte uns auf Ebene eins einen großen Raum zur Verfügung gestellt, wo die Jungen ihre Väter treffen konnten. Es war ein überwältigender Anblick, noch mehr von Gefühlen bestimmt, als ich erwartet hatte. Die Sträflingshilfe bietet ein Ausbildungs- und Übungsprogramm für jene Väter, die daran teilnehmen wollen und das aus vier Schritten besteht: Wie zeige ich Liebe. Wie akzeptiere ich Schuld und Verantwortung. Wie erreiche ich Harmonie zwischen Eltern und Kind. Entdecke neue Anfänge.

Ironischerweise bemühten sich die Jungs, hartgesottener auszusehen und sich kaltschnäuziger zu geben, als sie tatsächlich waren. Ich hörte, wie einer von ihnen zu seinem Vater sagte: »Ich hab mein Leben bis jetzt ohne dich geführt. Warum soll ich nun auf dich hören?« Die Väter hingegen bemühten sich, eine weichere Seite zu zeigen.

Sampson und ich hatten diese Busfahrt nach Lorton noch nie zuvor gemacht. Es war das erste Mal für uns, aber ich war jetzt schon sicher, dass ich es wieder tun würde. In diesem Raum konnte man unglaublich intensive Gefühle, Hoffnungen und Sehnsüchte spüren, ein riesiges Potenzial für Gutes und Anständiges. Selbst wenn einiges sich nie erfüllte, so zeigte es doch, dass man sich bemühte, und das allein war schon die

Sache wert.

Am meisten beeindruckte mich die starke Bindung, die immer noch zwischen vielen Vätern und ihren Jungen bestand. Ich dachte an meinen eigenen Sohn Damon, und wie glücklich wir uns schätzen konnten. Die meisten Knackis in Lorton wussten, dass das, was sie getan hatten, falsch gewesen war. Doch sie wussten einfach nicht, wie sie aufhören konnten.

Den größten Teil der anderthalb Stunden schlenderte ich umher und lauschte den Gesprächen. Ab und zu brauchte man mich als Psychologen, und ich gab mein Bestes. In einer kleinen Gruppe hörte ich die Stimme eines Vaters: »Bitte, sag deiner Mom, dass ich sie liebe und sehr, sehr vermisse.« Dann brachen der Sträfling und sein Sohn in Tränen aus und umarmten sich, als wollte der eine am anderen Halt suchen.

Sampson kam zu mir, nachdem wir ungefähr eine Stunde im Gefängnis waren. Er strahlte übers ganze Gesicht. *Wenn* er mal lächelt, ist sein Lächeln schlichtweg umwerfend. »Mann, das gefällt mir. Diese Knacki-Kinderhilfe ist 'ne prima Sache.«

»Ja, gefällt mir auch. Ich werde auch in Zukunft den orangefarbenen Bus fahren.«

»Meinst du, das bringt was? Diese Begegnungen zwischen Vater und Sohn?«, fragte Sampson.

Ich blickte mich in dem kleinen Saal um. »Heute jedenfalls ist es ein Erfolg für die Männer und ihre Söhne, glaube ich. Und das genügt schon.«

Sampson nickte. »Die alte Methode. Ein Schritt nach dem anderen. Funktioniert auch bei mir. Mann, Alex, ich bin echt gerührt.«

Ich auch, ja, ich auch. Was solche Dinge angeht, bin ich ein hilfloses Opfer.

Als ich die Jungen am Nachmittag nach Hause fuhr, konnte ich auf ihren Gesichtern sehen, wie gut ihnen die Begegnung mit ihren Vätern getan hatte. Die Burschen waren auf der Rückfahrt nach Washington längst nicht so laut und aufsässig

wie zuvor. Sie bemühten sich auch nicht, den starken Mann zu markieren. Sie benahmen sich schlicht wie Kinder.

Fast jeder Junge bedankte sich bei Sampson und mir, als er aus dem Bus stieg. Es war rührend. Und verdammt viel angenehmer, als geistesranke Killer zu jagen.

Als Letzten setzten wir den achtjährigen Jungen aus Benning Terrace ab. Er umarmte John und mich und brach in Tränen aus. »Ich vermisse meinen Dad«, sagte er, ehe er nach Hause rannte.

In dieser Nacht hatten Sampson und ich Dienst im Southeast. Wir sind höhere Beamte bei der Mordkommission; ich bin überdies Verbindungsmann zwischen dem FBI und der Polizei in Washington. Gegen halb ein Uhr morgens erhielten wir einen Anruf, der uns in eine Gegend Washingtons beorderte, die Shaw heißt. Es ging um einen grässlichen Mord.

Ein einsamer Einsatzwagen der Metro Police stand am Tatort. Aber zahlreiche Gaffer aus dem Viertel hatten sich am Ort des Geschehens versammelt.

Die Szene wirkte wie ein bizarrer Totentanz inmitten der Hölle. In zwei Mülltonnen in der Nähe loderten Feuer und versprühten Funken, was angesichts der drückenden nächtlichen Hitze absolut keinen Sinn machte.

Laut Funkmeldung war das Opfer eine junge Frau, wahrscheinlich zwischen vierzehn und neunzehn.

Es war nicht schwierig, sie zu finden. Ihr nackter, verstümmelter Leichnam lag in einem Dornendickicht in einem kleinen Park, keine zehn Meter von einem asphaltierten Gehweg entfernt.

Als Sampson und ich uns der Toten näherten, rief ein Junge von der anderen Seite des Absperrbandes: »He Mann, die is' doch bloß 'ne Hure.«

Ich blieb stehen und schaute den Burschen an. Er erinnerte mich an die Jungen, die wir mit dem Bus in den Lorton-Knast

gebracht hatten, »‘ne Nutte. Eine von der billigen Sorte. Is’ meine Zeit nich’ wert, und eure auch nich’, *Bulle-zisten!*«, rief er uns kaltschnäuzig zu.

Ich ging zu dem jungen Klugscheißer hinüber. »Woher weißt du das? Hast du die Frau hier schon gesehen?«

Der Junge wich zurück, grinste jedoch. Dabei sah man einen goldenen Stern auf einem Schneidezahn. »Sie hat keine Klamotten an und liegt auf’m Rücken. Jemand hat’s ihr besorgt. Volles Rohr. Sieht doch wohl ganz so aus, als wär die Tussi ‘ne Nutte.«

Sampson musterte den Jungen, den ich ungefähr auf vierzehn schätzte, vielleicht auch etwas jünger. »Du kennst die Frau?«

»Nee, zum Teufel.« Der Junge tat beleidigt. »Ich kenn doch keine Huren, Mann.«

Dann stolzierte er davon, blickte noch ein-, zweimal zu uns zurück und schüttelte den Kopf. Sampson und ich gingen weiter zu zwei uniformierten Polizisten, die neben der Leiche standen. Sie warteten auf Verstärkung. Und das waren offenkundig wir.

»Haben Sie den Coroner verständigt?«, fragte ich.

»Vor fünfunddreißig Minuten. Wir warten immer noch«, antwortete der ältere der beiden Beamten. Er war Ende zwanzig, versuchte sich einen Schnurrbart stehen zu lassen und gab sich Mühe, abgebrüht auszusehen, als hätte er solche Dinge schon oft erlebt.

»Wie üblich.« Ich schüttelte den Kopf. »Haben Sie irgendwelche Ausweispapiere in der Umgebung gefunden?«

»Nein. Wir haben die Sträucher abgesucht. Nichts. Nur die Leiche«, erklärte der jüngere Beamte. »Und die hat auch schon bessere Zeiten erlebt.« Er schwitzte stark und sah aus, als wäre ihm reichlich flau im Magen.

Ich streifte die Latex-Handschuhe über und beugte mich über die Leiche. Alter zwischen vierzehn und neunzehn. Die Kehle

des Mädchens war von einem Ohr bis zum anderen aufgeschlitzt. Das Gesicht war übel zerschnitten, ebenso – und das war eigenartig – die Fußsohlen. Sie hatte mehr als ein Dutzend Einstiche in Brust und Unterbauch. Ich spreizte die Beine der Toten.

Und sah etwas, wovon mir übel wurde. Zwischen den Beinen war gerade noch ein Metallgriff zu sehen. Ich war ziemlich sicher, dass es der Griff eines Messers war und dass man ihr die Klinge in die Vagina gerammt hatte.

Sampson ging neben mir in die Hocke und schaute mich an. »Was meinst du, Alex? Wieder so eine?«

Ich schüttelte den Kopf und zuckte mit den Schultern. »Möglich, aber die hier ist drogensüchtig, John. Einstichspuren an Armen und Beinen. Wahrscheinlich auch in den Kniekehlen und Armbeugen. Unser Freund sucht sich für gewöhnlich keine Junkies aus. Er geht beim Sex auf Nummer sicher. Aber der Mord ist unglaublich brutal. Das passt zum Stil. Siehst du den Metallgriff?«

Sampson nickte. Ihm entging kaum etwas. »Und die Bekleidung?«, sagte er. »Wo, zum Teufel, sind ihre Klamotten? Wir müssen die Sachen von dem Mädchen finden.«

»Wahrscheinlich hat jemand aus der Gegend sie ihr ausgezogen und mitgehen lassen«, meinte der junge Polizist. »Der Erdboden um die Leiche herum war von mehreren Personen ziemlich zertrampelt. Aber so läuft's hier nun mal. Keiner kümmert sich einen Dreck um irgendwas.«

»Wir sind hier«, sagte ich zu ihm. »Wir kümmern uns darum. Wir sind für alle Jane Namenlos zuständig.«

Geoffrey Shafer war so glücklich, dass er es kaum vor seiner Familie verbergen konnte. Er musste sich zusammenreißen, um nicht laut zu jubeln, als er seine Frau Lucy auf die Wange küsste. Ein Hauch von Chanel No. 5 stieg ihm in die Nase. Er spürte die spröde Trockenheit ihrer Lippen, als er sie noch

einmal küsste.

Wie Statuen standen sie in der großen eleganten Küche des weitläufigen Hauses im Südstaaten-Stil in Kalorama. Lucy hatte die Kinder gerufen, dass sie sich von Daddy verabschiedeten.

Shafer's Frau, eine geborene Rhys-Cousins, war aschblond, und ihre grünen Augen funkelten strahlender als der Schmuck von Bulgari und Spark, den sie stets trug. Lucy war zierlich und mit siebenunddreißig Jahren in gewisser Weise immer noch schön. Sie hatte zwei Jahre lang das Newnham College in Cambridge besucht, ehe sie Geoffrey Shafer geheiratet hatte. Sie las Gedichte, für die sich niemand interessierte, und hochliterarische Romane, und verbrachte die meiste freie Zeit auf sinnlosen Luncheons, ging mit ihren ebenfalls aus England stammenden Freundinnen einkaufen, besuchte Polo-Matches oder segelte. Gelegentlich ging Shafer mit ihr zum Segeln. Früher war er ein hervorragender Skipper gewesen.

Man hatte Lucy allgemein als einen Fang der Extraklasse betrachtet. Shafer vermutete, dass einige Männer sie auch heute noch so einschätzten. Nun, diese Burschen konnten Lucys flachen knöchigen Hintern gern geschenkt haben – und so viel von ihrem leidenschaftslosen Sex, wie ihnen Spaß machte.

Shafer hob die vier Jahre alten Zwillinge Tricia und Erica hoch, jede auf einem Arm. Zwei Spiegelbilder ihrer Mutter. Er hätte die Zwillinge für eine Briefmarke verkauft. Doch als der gute Papa, als der er sich stets ausgab, umarmte er die Mädchen und lächelte.

Dann schüttelte er dem zwölfjährigen Robert förmlich die Hand. Im Haus wurde zurzeit darüber diskutiert, ob man Robert auf ein Internat nach England schicken sollte, vielleicht nach Winchester, wo schon sein Großvater gewesen war. Shafer salutierte zackig vor seinem Sohn. Früher war Geoffrey Shafer Offizier im Rang eines Colonels gewesen. Nur Robert schien sich jetzt noch an diesen Teil im Leben seines Vaters zu

erinnern.

»Ich fliege ja nur für ein paar Tage nach London. Und es ist *Arbeit*, kein Urlaub. Ich habe nicht vor, die Abende im Athenaeum oder einem ähnlichen Etablissement zu verbringen«, erklärte er seiner Familie. Er lächelte jovial, wie alle es von ihm erwarteten.

»Aber mach auch mal eine Pause, Dad. Gönn dir etwas Spaß«, sagte Robert mit der eine Oktave tieferen Männerstimme, die er sich in letzter Zeit zugelegt hatte.

»Tschüss, Daddy! Tschüss, Daddy!«, riefen die Zwillinge mit hellen Stimmen und wie aus einem Munde. Shafer hätte sie am liebsten mit den Köpfen gegen die Wand geschmettert.

»Wiedersehen, Erica-san. Wiedersehen, Tricia-san.«

»Vergiss Orc's Nest nicht«, sagte Robert mit plötzlicher Eindringlichkeit. »Dragon« und »The Duelist«. Orc's Nest war ein Laden, in dem man Rollenspiele-Bücher und entsprechendes Zubehör verkaufte. Das Geschäft befand sich in der Nähe vom Cambridge Circus in London, in der Earlham. »Dragon« und »The Duelist« waren die zurzeit begehrtesten britischen Zeitschriften für Rollenspiele.

Pech für Robert, dass Shafer gar nicht nach London flog. Er hatte einen viel besseren Plan fürs Wochenende. Er würde sein eigenes Fantasy-Spiel spielen. Hier in Washington.

Statt zum Washingtoner Flughafen zu fahren, schlug Shafer geradewegs Kurs nach Osten ein. Er fühlte sich, als wäre eine ungeheuer schwere Last von ihm genommen. Gott, wie er seine perfekte englische Familie hasste, fast noch mehr als ihr klaustrophobisches Leben hier in Amerika.

Shafers eigene Familie in England war ebenfalls »perfekt« gewesen. Er hatte zwei ältere Brüder, beide hervorragende Schüler, wahre Vorzeigekinder. Der Vater war Militärattaché gewesen, deshalb war die Familie um den halben Erdball gereist, bis zu Shafers zwölftem Lebensjahr. Dann waren sie nach

England zurückgekehrt und hatten sich in Guildford niedergelassen, eine halbe Stunde außerhalb Londons. Dort machte Shafer sich sogleich daran, die Schuljungenstreiche weiterzuführen, die er so gern spielte, seit er acht war. Im Zentrum von Guildford standen mehrere historische Gebäude. Mit perverser Freude verschandelte er eines nach dem anderen. Er fing mit dem Abbot's Hospital an, wo seine Großmutter im Sterben lag. Er beschmierte die Wände mit Obszönitäten. Mit Schloss Guildford, dem Rathaus, Guildhall, der Königlichen Grundschule und der Kathedrale ging es weiter. Überall sprühte er obszöne Worte und farbenprächtige Riesenpenisse an Mauern und Wände. Er hatte keine Ahnung, warum es ihm solche Freude bereitete, schöne Dinge zu verschandeln, aber so war es nun mal. Er liebte es, und am meisten gefiel es ihm, nicht dabei erwischt zu werden.

Schließlich schickte man Shafer auf die Schule nach Rugby – wo er mit seinen üblen Streichen weitermachte. Danach besuchte er das St. John's College und konzentrierte sich auf Philosophie, Japanisch und darauf, möglichst viele gut aussehende Frauen flachzulegen. Seine Freunde standen vor einem Rätsel, als er mit einundzwanzig zur Armee ging. Seine Fremdsprachenkenntnisse waren hervorragend; deshalb schickte die Army ihn nach Asien, wo er seine Schandtaten auf eine neue, grausamere Ebene der Boshaftigkeit hob und damit begann, das *Spiel der Spiele* zu spielen.

Shafer hielt an einem 7-Eleven in Washington Heights, um sich Kaffee zu besorgen – drei Becher. Schwarz, mit je vier Stück Zucker. Schon auf dem Weg zum Ausgang trank er einen Becher nahezu leer.

Der Inder an der Kasse musterte ihn frech und misstrauisch. Shafer lachte dem bärtigen Mann ins Gesicht.

»Glaubst du wirklich, ich würde einen beschissenen Becher Kaffee für fünfundsiebzig Cents *klauen*? Du dämlicher Kana-ke! Blödes Arschloch!«

Er warf ein paar Münzen auf den Ladentisch und ging, ehe er den Mann mit bloßen Händen erwürgte – was ihm ein Leichtes gewesen wäre.

Danach fuhr er in den nordöstlichen Teil Washingtons, in den Bezirk, der Eckington hieß, eine Wohngegend der Mittelschicht. Als er sich westlich der Gallaudet-Universität befand, erkannte er die Straßen wieder. Die meisten Gebäude waren zweistöckige Wohnhäuser mit Vinyl-Außenverkleidung, entweder ziegelrot oder von einem so scheußlichen Blau, dass sich ihm jedes Mal fast der Magen umdrehte.

Er hielt vor einem ziegelroten Wohnhaus mit Garten in der Uhland Terrace, unweit der Zweiten Straße. Das Haus besaß eine angebaute Garage, und ein früherer Mieter hatte die Ziegelfassade mit zwei weißen Katzen aus Gips geschmückt.

»Hallo, Muschis«, sagte Shafer. Er fühlte sich erleichtert, hier zu sein; er puschte sich selbst auf, wurde zunehmend erregter. Er liebte dieses Gefühl und konnte nicht genug davon bekommen.

Es war an der Zeit, das Spiel zu spielen.

Ein rostiges, lila-blau gespritztes Taxi stand in der Doppelgarage. Shafer benutzte den Wagen seit ungefähr vier Monaten. Das Taxi verlieh ihm Anonymität und machte ihn beinahe unsichtbar, wohin er in Washington auch fuhr. Er nannte es seine »Albtraum-Karosserie«.

Er zwängte den Jaguar neben das Taxi und ging nach oben. In der Wohnung schaltete er die Klimaanlage ein und trank noch einen überzuckerten Kaffee.

Danach schluckte er wie ein artiger kleiner Junge seine Pillen. Thorazine und Librium. Benadryl, Xanax. Seit Jahren benutzte er die Tabletten in unterschiedlichen Kombinationen. Durch die »Trial-and-Error«-Methode hatte er seine Lektion gelernt. *Fühlst du dich jetzt besser, Geoffrey? Ja, viel besser, danke.*

Zuerst las er in der neuesten »Washington Post«, dann eine alte Ausgabe der Zeitschrift »Private Eye« und schließlich einen Katalog von DeMask, dem weltweit umsatzstärksten Großhändler für Gummi- und Lederfetische mit Firmensitz in Amsterdam. Anschließend machte er zweihundert Liegestütze, dann mehrere hundert Rumpfbeugen. Ungeduldig wartete er, dass sich die Dunkelheit über Washington senkte.

Viertel vor zehn machte Geoffrey Shafer sich für einen großen Auftritt in der Stadt fertig. Er ging in das kleine schmucklose Badezimmer, das nach billigem Reinigungsmittel roch, und stellte sich vor den Spiegel.

Ihm gefiel, was er sah. Sehr sogar. Dichtes, gewelltes blondes Haar. Ein charismatisches Lächeln. Strahlend blaue Augen, die jedem Filmstar zur Ehre gereicht hätten. Ein durchtrainierter Körper und eine ausgezeichnete Fitness für einen Mann von vierundvierzig Jahren.

Er machte sich ans Werk. Mit den braunen Kontaktlinsen fing er an. Das hatte er schon so oft getan, dass er es quasi mit links konnte. Es war Teil seines handwerklichen Könnens. Auf Gesicht, Hals, Hände und Handgelenke trug er schwarze Schminke auf. Die dicke Wattierung im Pulli ließ den Hals kräftiger aussehen, als er war. Die schwarze Pudelmütze verdeckte sein Haar bis zur letzten Strähne.

Er musterte sich eingehend – und sah einen ziemlich überzeugend wirkenden schwarzen Mann, besonders, wenn das Licht nicht zu hell war. Nicht übel, gar nicht übel! Für einen Abend in der Stadt war es eine gute Verkleidung, *besonders*, wenn die Stadt Washington hieß.

Auf, auf, lasst das Spiel beginnen: *Die Vier Reiter!*

Um fünf vor halb elf stieg Shafer wieder zur Garage hinunter. Sorgsam umrundete er den Jaguar und ging zu dem lila-blauen Taxi. Er verlor sich bereits in den herrlichsten Fantasien.

Shafer nahm drei ungewöhnlich aussehende, zwanzigseitige

Würfel aus der Hosentasche, wie man sie bei den meisten Fantasy- und Rollenspielen benutzt. Anstelle von Augen standen Zahlen darauf.

Er hielt die Würfel in der linken Hand und rollte sie hin und her.

Für die Vier Reiter gab es klare und feste Regeln. Alles hing vom Würfeln ab. Bei dem Spiel ging es darum, eine außergewöhnliche, wirre, *grässliche* Fantasienvorstellung in die Tat umzusetzen – den totalen Wahnsinn, der jede Vorstellung sprengte. Die vier Spieler auf dem Erdball wetteiferten miteinander. Noch nie hatte es ein derartiges Spiel gegeben – nichts kam den Vier Reitern auch nur annähernd gleich.

Shafer hatte bereits ein bestimmtes Abenteuer für sich im Sinn, doch zu allem gab es Alternativen. Viel hing vom Würfeln ab.

Das war der Kernpunkt: Alles konnte passieren.

Er stieg ins Taxi und ließ den Motor an. Herrgott, war er scharf darauf, endlich anzufangen!

Shafer hatte einen großartigen Plan fertig im Kopf. Er würde nur die wenigen Fahrgäste – die »Fuhre« – mitnehmen, die ihm ins Auge stachen und damit seine Fantasie beflügelten. Eilig hatte er es nicht. Er hatte die ganze Nacht Zeit. Das ganze Wochenende. Er war ein Geschäftsmann auf Urlaub.

Seine Route war genau geplant. Erst fuhr er ins elegante Viertel Adams-Morgan und beobachtete die belebten Bürgersteige. Barbesucher schlenderten von einer Kneipe, einem Drink zum nächsten. Anscheinend nannte sich jedes zweite Restaurant in Adams-Morgan »Café«. Shafer fuhr ganz langsam und musterte die Glitzerfassaden. Vorbei am Café Picasso, dem Café Lautrec, dem La-Fourchette-Café, dem Bukom-Café, dem Dalbol-Café, dem Montego-Café, dem Sheba-Café.

Gegen halb zwölf hielt er auf der Columbia Road. Sein Herz schlug schneller. Vor ihm zeichnete sich etwas Vielverspre-

chendes ab.

Ein gut aussehendes Paar verließ den beliebten Chief Ike's Mambo Room. Ein Mann und eine Frau, Hispano-Amerikaner, wahrscheinlich Ende zwanzig. Sehr sinnliche Ausstrahlung.

Er rollte die Würfel über den Beifahrersitz: Sechs, fünf, vier – insgesamt fünfzehn. Eine hohe Zahl.

Gefahr! Na logisch. Ein Paar war immer eine riskante Sache.

Shafer wartete, bis sie unter der Markise des Restaurants hervorkamen und die Fahrbahn betraten. *Sie kamen direkt auf ihn zu.* Wie schön. Er berührte den Griff der Magnum, die er unter dem Vordersitz liegen hatte. Ja, er war bereit. Für alles.

Als die beiden ins Taxi steigen wollten, änderte er seine Meinung.

Er sah, dass weder die Frau noch der Mann so attraktiv war, wie er angenommen hatte. Auf Wangen und Stirn des Mannes waren etliche Flecken. Zu viel und zu fettige Pomade im schwarzen Haar. Und die Frau hatte ein paar Pfunde mehr, als Shafer mochte, und war dicker, als sie dank der schmeicheln-den Straßenbeleuchtung aus der Ferne gewirkt hatte.

»Feierabend«, rief er dem Paar zu und gab Gas. Beide zeigten ihm den Stinkefinger.

Shafer lachte laut. »Ihr habt Schwein heute Abend! Idioten! Das ist die glücklichste Nacht eures Lebens – und ihr wisst es nicht mal.«

Das unvergleichliche Lustgefühl seiner Allmachtsfantasie hatte vollständig Besitz von ihm ergriffen. Er hatte uneingeschränkte Macht über dieses Paar und andere. Er hatte die Herrschaft über Leben und Tod.

»Sei stolz, Tod«, flüsterte er.

Bei einem Starbucks-Schnellrestaurant an der Rhode Island Avenue hielt er noch einmal auf einen Kaffee. Nichts war damit zu vergleichen. Er trank drei schwarze Kaffee mit je sechs Stücken Zucker.

Eine Stunde später war er im Southeast, ohne noch einmal wegen »Fahrgästen« angehalten zu haben. Auf den Straßen wimmelte es von Fußgängern. In diesem Teil Washingtons gab es nicht genügend Taxis, nicht einmal genügend Zigeunertaxis, die ohne Lizenz fuhren.

Jetzt tat es ihm leid, dass er das Paar hatte entkommen lassen. In Gedanken sah er die beiden nun in strahlendstem Licht und als so schöne Menschen, wie sie ihm aus der Ferne erschienen waren. Der Nachhall verlorener Dinge. Er dachte an eine bedeutende Anfangszeile Prousts: »Lange Zeit pflegte ich früh zu Bett zu gehen.« Das hatte auch Shafer getan – bis er das Spiel der Spiele entdeckte.

Dann sah er sie: Eine perfekte braune Göttin stand direkt vor ihm, als hätte ihm jemand soeben ein wunderbares Geschenk gemacht. Sie ging allein, ungefähr eine Querstraße von der E Street entfernt, schnell und zielstrebig. Augenblicklich war Shafer wieder in Hochstimmung.

Er fand es hinreißend, wie die Frau sich bewegte. Dieser Schwung der langen Beine, die kerzengerade Haltung ihres Körpers.

Als er dicht hinter ihr war, drehte sie sich um und blickte die Straße hinab. Suchte sie ein Taxi? War das möglich? Wollte sie ihn?

Sie trug ein cremefarbenes Kostüm, eine purpurrote Seidenbluse und Schuhe mit hohen Absätzen. Sie hatte zu viel Klasse, um allein in einen Club zu gehen. Und sie schien sich voll unter Kontrolle zu haben.

Rasch warf er die Würfel und hielt den Atem an. Dann zählte er die Ziffern zusammen. Vor Freude und Erregung machte sein Herz einen Sprung. Die Zahl passte!

Die Frau winkte ihm. »Taxi!«, rief sie. »Taxi! Sind Sie frei?«

Shafer lenkte das Taxi an den Straßenrand. Mit drei schnellen Schritten war sie bei ihm. Ihre hochhackigen Schuhe waren

aus glänzender Seide – einfach entzückend. Die Frau war aus der Nähe noch viel hübscher: neun Komma fünf von zehn möglichen Punkten.

Die Tür des Taxis schwang auf und verdeckte ihm eine Sekunde lang den Blick auf die Frau.

Dann sah er, dass sie Blumen dabei hatte, und fragte sich, weshalb. War heute ein besonderer Abend für sie? Mit Sicherheit. Die Blumen waren für ihre eigene Beerdigung.

»Puh! Danke vielmals, dass Sie angehalten haben«, sagte die Frau ein wenig außer Atem, als sie sich ins Taxi setzte. Er sah, dass sie sich entspannt und sicher fühlte. Ihre Stimme war beruhigend, wundervoll und *wirklich*.

»Zu Ihren Diensten.« Shafer drehte sich um und lächelte sie an. »Übrigens, ich bin Tod. Und Sie sind für dieses Wochenende meine Spielfigur.«

Montags arbeite ich für gewöhnlich in der Suppenküche von St. Anthony's im Southeast. Seit sechs Jahren schufte ich ehrenamtlich dort. An drei Tagen die Woche habe ich die Schicht von sieben bis neun.

An diesem Morgen fühlte ich mich ruhelos und unwohl. Ich war immer noch nicht ganz über den Mr.-Smith-Fall hinweg, der mich an der gesamten Ostküste entlang und nach Europa geführt hatte. Vielleicht brauchte ich mal richtig Urlaub – weit weg von Washington.

Ich beobachtete die übliche Schlange aus Männern, Frauen und Kindern, die kein Geld fürs Essen hatten. Sie standen in Grüppchen über zwei Blocks die Zwölfte Straße hinauf. Es war eine Schande, dass in Washington so viele Menschen hungerten oder nur einmal am Tag etwas zu essen bekamen.

Ich hatte vor mehreren Jahren wegen meiner Frau Maria in der Suppenküche angefangen. Maria arbeitete als Sozialarbeiterin in St. Anthony's, als wir uns kennen lernten. Alle liebten sie und sie liebte mich. Nicht weit von der Suppenküche ent-

fernt hatte man sie aus einem fahrenden Auto heraus erschossen – ermordet. Wir waren vier Jahre verheiratet und hatten zwei kleine Kinder. Der Fall wurde nie gelöst, und das quält mich noch immer. Vielleicht treibt mich *das* dazu an, jeden Fall zu lösen, ganz gleich wie schlecht die Chancen stehen.

In der Suppenküche von St. Anthony's Sorge ich dafür, dass es während der Mahlzeiten nicht zu Schlägereien kommt oder jemand Ärger macht. Ich bin knapp eins neunzig groß und wiege fast zwei Zentner; deshalb habe ich die richtige Figur zum Friedenbewahren – falls nötig, auch zum Friedenerzwingen. Für gewöhnlich kann ich mit ein paar ruhigen Worten und ohne Drohgebärden größeren Ärger verhindern. Außerdem sind die meisten Menschen hier, um zu essen, nicht um sich zu prügeln oder anderweitig Zoff zu machen.

Ich gebe jedem, der Nachschlag will, Sandwiches mit Erdnussbutter und Marmelade. Jimmy Moore, der irischstämmige Amerikaner, der die Suppenküche mit viel Liebe leitet – und genau dem richtigen Maß an Disziplin –, hat stets an die heilsame Wirkung von Erdnussbutter und Marmelade geglaubt. Ein paar Stammkunden nennen mich den »Erdnussbutter-Mann«. Und das seit Jahren.

»Sie sehen heute nicht besonders gut aus«, sagte eine kleine dicke Frau, die seit ein oder zwei Jahren in die Küche kommt. Ich weiß, dass sie Laura heißt, in Detroit geboren ist und zwei erwachsene Söhne hat. Früher arbeitete sie als Haushälterin in der M Street in Georgetown, bis die Familie, bei der sie beschäftigt war, zu der Ansicht gelangte, dass ihre Haushälterin zu alt für die Arbeit sei und Laura mit einer Abfindung von zwei Wochenlöhnen und warmen Dankesworten auf die Straße setzte.

»Sie verdienen was Besseres. Sie verdienen *mich*«, sagte Laura und lachte schelmisch. »Was meinen Sie?«

»Laura, Ihre Komplimente sind einfach zu liebenswürdig«, sagte ich und gab ihr eine Extra-Portion. »Im Übrigen haben

Sie doch Christine kennen gelernt und wissen, dass ich vergeben bin.«

Laura kicherte und schlang die Arme um sich. Sie hatte ein schönes, aufrichtiges Lachen, sogar unter diesen Umständen. »Ein junges Mädchen muss nun mal träumen, wissen Sie. Es ist immer eine Freude, Sie zu sehen.«

»Mir geht's genauso, Laura. Ich freue mich auch immer, Sie zu sehen. Guten Appetit.«

»Danke. Sie können ja zugucken, wie's mir schmeckt.«

Während ich fröhliche Grußworte tausche und reichliche Portionen Erdnussbutter und Marmelade auftische, gestatte ich mir, an Christine zu denken. Wahrscheinlich hatte Laura Recht. Vielleicht sah ich heute tatsächlich nicht besonders gut aus. Wahrscheinlich schon seit mehreren Tagen nicht.

Ich erinnerte mich an einen Abend vor zwei Wochen. Ich hatte gerade einen Fall von Mehrfachmorden in Boston abgeschlossen. Christine und ich standen auf der Veranda vor ihrem Haus draußen in Mitchellville. Ich bemühte mich, mein Leben anders zu führen, aber es war nicht leicht. Einer meiner Lieblingsprüche lautet: Das Herz leitet den Kopf.

Ich roch den Duft der Blumen in der Abendluft. Rosen und Levkojen blühten in Hülle und Fülle. Ich roch auch Gardenia Passion, Christines Lieblingsparfüm, das sie an jenem Abend trug.

Wir kannten uns anderthalb Jahre. Ich war Christine bei der Aufklärung von Mordfällen begegnet – eine Ermittlung, die mit der Ermordung ihres Mannes geendet hatte. Im Lauf der Zeit gingen wir aus und lernten uns besser und besser kennen.

Für mich sah Christine immer so gut aus, dass mir beinahe schwindlig wurde. Sie ist ziemlich groß, fast eins fünfundsiebzig, und das ist bei meiner Größe prima. Sie hat ein strahlendes Lächeln, mit dem sie vermutlich das halbe Land erleuchten konnte. An jenem Abend trug sie enge verblichene Jeans und ein weißes T-Shirt, das sie in der Taille geknotet hatte. Sie war

barfuß, und die Nägel waren rot lackiert. Ihre wunderschönen braunen Augen glänzten.

Ich schloss sie in die Arme, und plötzlich schien die ganze Welt in Ordnung zu sein. Die anderthalb Jahre, die ich sie kannte, schienen nur zu diesem Abend hingeführt zu haben. Ich vergaß völlig den schrecklichen Fall, den ich soeben abgeschlossen hatte. Und ich vergaß den böartigen Killer, der als Mr. Smith bekannt war.

Ich nahm ihr liebes süßes Gesicht in beide Hände. Ich bilde mir ein, dass mir nichts mehr Angst macht – und vieles macht mir *tatsächlich* keine Angst mehr –, aber ich nehme an, je mehr gute Dinge man in seinem Leben hat, desto rascher fürchtet man sich. Christine bedeutete mir sehr, sehr viel. Vielleicht hatte ich deshalb Angst.

Das Herz leitet den Kopf.

Die meisten Männer richteten sich nicht danach, aber ich lernte.

»Ich liebe dich mehr als alles andere in meinem Leben, Christine. Du hilfst mir, die Dinge ganz neu zu sehen und zu fühlen. Ich liebe dein Lächeln, deine Art, mit Menschen umzugehen – besonders mit Kindern – und deine Freundlichkeit. Ich liebe es, dich in den Armen zu halten. Ich liebe dich mehr, als ich sagen kann, selbst wenn ich die ganze Nacht hier stehen und reden würde. Ich liebe dich. Willst du mich heiraten, Christine?«

Sie antwortete nicht gleich. Ich spürte, wie sie zurückwich – nur ganz leicht. Vor Schreck stockte mir der Atem. Ich schaute ihr in die Augen und sah dort Schmerz und Unsicherheit. Es brach mir fast das Herz.

»Ach, Alex, Alex«, flüsterte sie, und es schien, als würde sie gleich in Tränen ausbrechen. »Ich kann dir keine Antwort darauf geben. Du bist gerade aus Boston zurück. Du hattest wieder so einen grauenhaften Mordfall. Wieder war dein Leben in Gefahr. Das ertrage ich nicht. Dieser schreckliche Irrsinn war in

deinem Haus. Er hat deine Familie bedroht. Das kannst du nicht abstreiten.«

Das konnte ich wirklich nicht. Es war eine schlimme Erfahrung gewesen, und ich hätte beinahe dran glauben müssen. »Ich bestreite nichts von dem, was du gesagt hast, aber ich liebe dich. Das kann ich auch nicht bestreiten. Wenn nötig, werde ich den Dienst quittieren.«

»Nein.« Ein weicher Ausdruck trat in ihre Augen. Sie schüttelte den Kopf. »Das wäre völlig falsch. Für uns beide.«

So standen wir eng umschlungen auf der Veranda. Ich wusste, wir waren in einer verzwickten Situation. Ich hatte keine Ahnung, wie ich da herauskommen konnte. Vielleicht, wenn ich den Polizeidienst quittierte, wieder ausschließlich als Therapeut arbeitete und ein normaleres Leben führte? Für Christine und für die Kinder? Aber konnte ich das? Konnte ich wirklich aufhören?

»Frag mich noch mal«, flüsterte sie. »Frag mich irgendwann noch einmal.«

Christine und ich waren auch nach diesem Abend weiterhin zusammen ausgegangen. Es erschien uns beiden richtig, und für mich war es beruhigend und romantisch und wunderschön. So war es immer zwischen uns. Doch ich fragte mich nach wie vor, ob unser Problem aus der Welt geschafft werden konnte. Konnte Christine mit einem Detective vom Morddezernat glücklich werden? Oder konnte ich den Polizeidienst aufgeben? Ich wusste es nicht.

Das schrille, an- und abschwellende Heulen einer Sirene an der Ecke Zwölfte Straße und E Street riss mich aus meinen Träumen von Christine. Ich verspürte einen Stich der Furcht, als ich Sampsons schwarzen Nissan vor St. Anthony's halten sah.

Er stellte die Sirene ab, die er auf dem Autodach befestigt hatte, drückte aber auf die Hupe. Ich wusste, dass er meinetwe-

gen gekommen war, wahrscheinlich um mich irgendwohin zu bringen, wohin ich nicht wollte. Die Hupe plärrte weiter.

»Es ist dein Freund John Sampson«, rief Jimmy Moore. »Hörst du ihn, Alex?«

»Ich weiß, wer das ist«, rief ich zurück. »Und ich hoffe, er haut wieder ab.«

»Hört sich aber gar nicht danach an.«

Schließlich ging ich hinaus. Auf dem Weg durch die Suppenküche hörte ich etliche scherzhaftige Bemerkungen. Leute, die ich schon lange kannte, beschuldigten mich, nur einen halben Tag zu arbeiten, oder fragten, ob sie meinen Job haben könnten, wenn er mir nicht mehr gefiele.

»Was ist los?«, rief ich Sampson zu, noch ehe ich bei seinem schwarzen Sportwagen war.

Das Seitenfenster von Sampsons Flitzer glitt herunter. Ich lehnte mich ins Innere. »Hast du vergessen? Heute ist mein freier Tag«, sagte ich.

»Es geht um Nina Childs«, erklärte Sampson mit der leisen, weichen Stimme, die er nur benutzte, wenn er wütend oder sehr ernst war. Er bemühte sich, keinen Muskel im Gesicht zu verziehen und hartgesotten und gefühllos auszusehen, aber es klappte nicht. »Nina ist tot, Alex.«

Unwillkürlich schauderte ich. Ich stieg ins Auto. Ich ging nicht einmal zurück in die Küche, um Jimmy Moore Bescheid zu sagen, dass ich wegfuhr. Mit kreischenden Reifen jagte Sampson los. Wieder ertönte die Sirene, aber jetzt war mir das traurige Heulen recht angenehm. Es betäubte mich.

»Was weißt du bis jetzt?«, fragte ich, während wir durch die namenlosen, trostlosen Straßen im Southeast jagten und den schiefergrauen Anacostia River überquerten.

»Man hat sie im Keller einer Mietskaserne abgeladen. Achtzehnte und Garnesville. Jerome Thurman ist am Tatort. Er meint, sie liegt wohl schon seit dem Wochenende dort. Irgend- ein Junkie hat die Leiche gefunden. Keine Kleidung, keine

Papiere, Alex«, sagte Sampson.

Ich schaute zu ihm hinüber. »Woher weiß man dann, dass es Nina ist?«

»Der Streifenpolizist am Tatort hat sie identifiziert. Er kannte sie vom Krankenhaus. Alle kannten Nina.«

Ich schloss die Augen, machte sie aber schnell wieder auf, als ich Nina Childs' Gesicht vor mir sah. Sie war die Krankenschwester in der Notaufnahme des St. Anthony's gewesen, als ich eines Nachts wie ein Tornado mit einem sterbenden kleinen Jungen auf dem Arm ins Krankenhaus gestürmt war. Sampson und ich hatten dann öfter mit Nina zusammengearbeitet, als ich mich erinnern kann. Sampson war sogar über ein Jahr lang mit ihr gegangen; dann hatten sie sich getrennt. Nina hatte einen Burschen aus der Gegend geheiratet, in der sie wohnte. Einen Kerl, der für die Stadt arbeitete. Sie hatte zwei Kinder, zwei kleine Babys. Als ich Nina das letzte Mal sah, schien sie sehr glücklich zu sein.

Ich konnte es nicht fassen, dass sie jetzt im Keller einer Mietskaserne auf dem falschen Ufer des Anacostia lag. Man hatte sie genauso achtlos weggeworfen wie eine von den Jane Namenlos.

Nina Childs' Leiche war in einem arg heruntergekommenen Mehrfamilienhaus in einem der ärmsten, schmutzigsten und verkommensten Stadtteile gefunden worden. Am Tatort standen nur ein Streifenwagen und ein rostiger, verbeulter Kombi der Spurensicherung. Im Southeast erweckt ein Mord kein großes Aufsehen. Irgendwo bellte ein Hund; es war das einzige Geräusch auf der trostlosen Straße.

Sampson und ich mussten an einem Drogenmarkt unter freiem Himmel an der Ecke der Achtzehnten Straße vorbei. Hauptsächlich junge Männer, aber auch etliche Kinder und zwei Frauen hatten sich dort versammelt und musterten uns feindselig. In diesem Teil des Southeast gibt es überall Drogenmärkte.

Der Lieblingssport der Jugendlichen ist hier der Handel mit Crack.

»Na, Officers, kommt ihr eure tägliche Leiche holen?«, fragte einer der jungen Burschen. Er trug schwarze Hosen mit schwarzen Hosenträgern, kein Hemd, keine Socken und keine Schuhe. Er war der typische Knacki, überall tätowiert.

»Wollt ihr den Müll abholen?«, krächzte ein älterer Kerl mit struppigem Bart, der die Farbe von Salz und Pfeffer hatte. »Dann nehmt auch gleich den beschissenen Köter mit, der die ganze Nacht kläfft. Tut mal was Nützliches.«

Sampson und ich ignorierten den Alten und alle anderen und gingen weiter über die Achtzehnte in das mit Brettern vernagelte, dreistöckige Reihenhaus vor uns. Ein schwarz-weißer Boxerhund äugte aus einem Fenster im zweiten Stock, wie ein Dauermieter, und kläffte ununterbrochen. Ansonsten schien das Gebäude verlassen zu sein.

Die Eingangstür war so oft aufgebrochen worden, dass sie schon vom Angucken aufschwang. Im Haus stank es nach Feuer, Müll und Wasserschäden. In der Decke war ein großes Loch, wo ein Heizungsrohr geplatzt war. Es war verkehrt, so völlig verkehrt, dass Nina an diesem trostlosen, abscheulichen Ort gestorben war.

Seit über einem Jahr arbeitete ich inoffiziell an ungelösten Morden im Southeast. Viele Tote waren Jane Namenlos. Ich hatte weit über hundert gezählt, aber im Dezernat war niemand bereit, diese Zahl zu bestätigen, nicht mal eine annähernde Zahl. Mehrere der ermordeten Frauen waren Drogensüchtige oder Prostituierte gewesen. Nina war weder das eine noch das andere.

Vorsichtig stiegen wir die Wendeltreppe hinab, deren Geländer so wacklig und abgenutzt war, dass wir beide es nicht anfassten. Vor uns sah ich das Licht von Taschenlampen; auch ich hatte meine Maglite schon eingeschaltet.

Nina war ganz unten im Keller des leer stehenden Hauses.

Wenigstens hatte jemand sich die Mühe gemacht, die Umgebung des Tatorts mit Plastikband abzusperren.

Ich sah Ninas Leiche – und musste sofort wegschauen.

Nicht nur, dass sie tot war. Es war die Art und Weise, *wie* man sie getötet hatte. Ich versuchte meine Gedanken und Augen auf etwas anderes zu richten, bis ich die Fassung halbwegs wieder erlangt hatte.

Jerome Thurman war mit der Spurensicherung da. Ebenso ein Streifenpolizist, wahrscheinlich der Mann, der Nina identifiziert hatte. Kein Polizeiarzt. Es war nicht ungewöhnlich, dass bei Morden im Southeast kein Polizeiarzt erschien.

Auf dem Boden bei der Leiche lagen verwelkte Blumen. Ich konzentrierte mich auf diese Blumen, weil ich immer noch nicht imstande war, Nina anzuschauen. Die Blumen passten nicht in das Muster der anderen Jane-Namenlos-Fälle; andererseits folgte der Killer keinem bestimmten Schema. Das war eines der Probleme, mit denen ich es zu tun hatte. Es konnte bedeuten, dass die Fantasievorstellungen des Mörders sich noch immer weiterentwickelten – und dass er seine grauenvolle Geschichte noch längst nicht zu Ende gedacht hatte.

Mir fielen das Zellophan und die Folienfetzen auf, die überall auf dem Boden lagen. Ratten fühlten sich oft von glänzenden Dingen angezogen und schleppten sie in ihre Nester. Dicke Spinnweben zogen sich von einer Seite des Kellers zur anderen.

Ich musste wieder Nina anschauen, musste sie aus der Nähe betrachten.

»Ich bin Detective Alex Cross. Bitte, lassen Sie mich einen Blick auf die Tote werfen«, sagte ich zu dem Mann und der Frau von der Spurensicherung, beide Mitte zwanzig. »Dauert nur einen Augenblick, dann können Sie in Ruhe Ihren Job weitermachen.«

»Die anderen Detectives haben die Leiche schon freigegeben«, sagte der Mann von der Spurensicherung. Er war spin-

deldürr und hatte langes schmutzig blondes Haar. »Lassen Sie uns die Arbeit zu Ende führen, damit wir möglichst schnell aus dieser Dreckshöhle abhauen können. Die ganze Bude ist verseucht wie 'n Rattenloch und stinkt wie ein Misthaufen.«

»Mach Platz«, fuhr Sampson den Burschen an. »Na los, ehe ich dich an deinem dünnen Arsch hochziehe.«

Der Spurensicherungstechniker fluchte, stand aber auf und entfernte sich ein paar Schritte von Ninas Leiche. Ich ging näher und bemühte mich um Konzentration und professionelles Verhalten. Ich rief mir möglichst viele spezifische Details ins Gedächtnis, die ich bei den vorangegangenen Jane-Namenlos-Fällen im Southeast gesammelt hatte. Ich suchte nach einer Verbindung. Ich fragte mich, ob ein einzelner Mörder so viele Menschen töten konnte. Wenn das der Fall war, hatten wir es mit einer der brutalsten Mordserien aller Zeiten zu tun.

Ich holte tief Luft und kniete neben Nina nieder. Die Ratten hatten ihr bereits einen Besuch abgestattet, wie ich sehen konnte, aber der Täter hatte weitaus größeren Schaden angerichtet.

Es sah so aus, als hätte man Nina mit Faustschlägen und Tritten zu Tode geprügelt. Möglicherweise war sie mehr als hundertmal geschlagen und getreten worden. Ich hatte selten jemanden gesehen, der so grausam misshandelt worden war. Warum hatte das geschehen müssen? Du lieber Himmel, Nina war erst einunddreißig, Mutter zweier Kinder, liebenswürdig und begabt, und sie ging ganz in ihrer Arbeit am St. Anthony's-Krankenhaus auf.

Plötzlich ertönte ein Knall im Haus, laut und dröhnend wie ein Gewehrschuss. Er hallte durch die Kellergänge. Das Paar von der Spurensicherung zuckte heftig zusammen.

Wir anderen lachten nervös. Ich wusste genau, was für ein Knall das gewesen war.

»Sind bloß Rattenfallen«, erklärte ich den Spurensicherungstechnikern. »Daran müsst ihr euch gewöhnen.«

Ich blieb etwas länger als zwei Stunden am Tatort, länger, als ich gewollt hatte. Und ich hasste jede Sekunde. Wie gesagt, konnte ich kein bestimmtes Muster bei den Jane-Namenlos-Morden erkennen, und auch der Mord an Nina Childs half da nicht weiter. Warum hatte der Täter sie so oft und so brutal geschlagen und getreten? Was bedeuteten die Blumen? Konnte es das Werk desselben Killers sein?

Normalerweise gehe ich am Tatort so vor, dass ich bei der Untersuchung eines Mordes eine Perspektive einnehme wie bei einer Luftaufnahme. Alles strahlt von der Leiche aus.

Sampson und ich schritten den gesamten Tatort ab, gingen vom Keller in jedes Stockwerk bis aufs Dach. Anschließend suchten wir die benachbarten Häuser auf und hörten uns bei den Bewohnern um. Doch niemand hatte etwas Ungewöhnliches gesehen, was keine Überraschung für uns war.

Dann kam der wirklich schlimme Teil. Sampson und ich fuhren von der Bruchbude zu Ninas Wohnung in Brookland, einem Viertel Washingtons östlich der Katholischen Universität. Mir war klar, dass ich wieder in den sauren Apfel beißen musste, aber ich konnte nichts dagegen tun.

Es war ein sengend heißer Tag; die Sonne brannte gnadenlos auf die Stadt hinunter. Auf der Fahrt waren wir beide schweigsam und in uns gekehrt. Was wir jetzt zu tun hatten, war ein Scheißspiel. Wir mussten einer Familie den Tod eines geliebten Angehörigen mitteilen. Ich wusste nicht, wie ich es diesmal schaffen sollte.

Nina wohnte in einem gepflegten Apartmenthaus aus braunen Backsteinen an der Monroe Street. Gelbe Miniaturrosen blühten in den leuchtend grünen Balkonkästen vor den Fenstern. Es sah so aus, als könne den Bewohnern niemals irgendetwas Schlimmes zustoßen. Alles an diesem Haus war strahlend und hoffnungsfroh, genau so, wie Nina gewesen war.

Mittlerweile rebellierte alles in meinem Innern, nicht nur wegen des pervers-brutalen Mordes, sondern auch deshalb,

weil das Dezernat wahrscheinlich keine ordentliche Ermittlung vornehmen würde – zumindest keine offizielle. Nana Mama würde die Sache in ihre Verschwörungstheorien über die weißen Übermenschen und deren »kriminelles Desinteresse« an den Leuten im Southeast einreihen. Oft hatte sie mir erklärt, sie würde sich den Weißen moralisch überlegen fühlen und sie auf keinen Fall so mies behandeln, wie sie die Schwarzen Washingtons behandelten.

»Ninas Schwester, Marie, versorgt die Kinder«, sagte Sampson, als wir die Monroe Street entlangfuhren. »Sie ist ein nettes Mädchen. Hatte mal ein Drogenproblem, ist jetzt aber clean. Nina hat ihr geholfen. Die ganze Familie hält zusammen wie Pech und Schwefel. So ähnlich wie deine. Das wird jetzt schlimm, Alex.«

Ich blickte Sampson an. Es verwunderte mich nicht, dass Ninas Tod ihn noch härter getroffen hatte als mich. Aber dass er Gefühle zeigt, ist bei ihm sehr ungewöhnlich. »Ich mach das, John. Bleib du im Wagen. Ich gehe rauf und rede mit der Familie.«

Sampson schüttelte den Kopf und seufzte laut. »Nein, so läuft das nicht, Süßer.«

Er lenkte den Nissan an die Bordsteinkante, und wir stiegen aus. Er hielt mich nicht davon ab, mit zur Wohnung zu gehen, deshalb wusste ich, dass er mich dabeihaben wollte. Er hatte Recht. Es wurde tatsächlich schlimm.

Die Childs bewohnten das Erdgeschoss und den ersten Stock. Die Eingangstür war aus Aluminium und verziert. Ninas Mann war schon an der Tür. Er trug die Arbeitsklamotten eines Mitarbeiters vom Bauamt Washington: lehmverschmierte Stiefel, blaue Hose und ein Hemd mit dem Kürzel der Behörde. Er trug ein Baby in der Armbeuge, ein wunderhübsches kleines Mädchen, das mich anschaute, lächelte und gurrte.

»Dürfen wir einen Moment reinkommen?«, fragte Sampson.

»Es geht um Nina«, sagte der Mann und brach auf der Tür-

schwelle in Tränen aus.

»Ja, William. Es tut mir leid«, sagte ich leise. »Man hat sie heute Morgen gefunden. Sie ist tot.«

William Childs begann laut zu schluchzen. Er war ein robust und kräftig aussehender Bursche, aber das half ihm jetzt einen Dreck. Er drückte sein verwirrt dreinschauendes kleines Mädchen an die Brust und bemühte sich, sein Weinen zu unterdrücken, schaffte es aber nicht.

»O Gott, nein. Nina, Nina, Baby ... Wie konnte jemand sie umbringen? Wie kann jemand so etwas tun? Nein, Nina, Nina, *Nina*.«

Hinter ihm tauchte eine hübsche junge Frau auf. Das musste Ninas Schwester Marie sein. Sie nahm ihrem Schwager das Baby ab. Die Kleine fing zu weinen an, als wüsste sie, was geschehen war. Ich hatte so etwas bei sehr vielen Familien gesehen, bei sehr vielen guten Menschen, die auf diesen gnadenlosen Straßen geliebte Angehörige verloren hatten. Es würde nie ganz aufhören, das wusste ich, aber ich war der Meinung gewesen, es wäre ein bisschen besser geworden. Aber es war einen Scheißdreck.

Die Schwester bat uns einzutreten. Im Flur fielen mir die beiden Handtaschen auf, die auf dem kleinen Tisch lagen, als wäre Nina noch da. Die Wohnung wirkte gemütlich und sauber. Helle Bambusmöbel mit weißen Kissen. Die Klimaanlage im Fenster surrte. Die Llardo-Porzellanfigur einer Krankenschwester stand auf dem Tischchen neben der Couch.

In Gedanken beschäftigte ich mich immer noch mit dem Tatort und bestimmten Einzelheiten und bemühte mich, diese Tat mit den Morden an den anderen Jane Namenlos in Verbindung zu bringen. Wir erfuhren, dass Nina am Samstagabend ein Wohltätigkeitsessen besuchen wollte, dessen Erlös einem Gesundheitszentrum zugute kam. William hatte Überstunden gemacht. Am späten Samstagabend hatte die Familie bei der Polizei angerufen. Zwei Beamte waren erschienen, aber nie-

mand hatte Nina gefunden – bis jetzt.

Ich hielt das Baby, während Ninas Schwester ein Fläschchen wärmte. Es war ein sehr trauriger und schmerzlicher Augenblick, als uns klar wurde, dass dieses arme kleine Mädchen seine Mutter nie wiedersehen und nie wissen würde, was für ein besonderer Mensch sie gewesen war. Es erinnerte mich an meine Kinder und deren Mutter und an Christine, die Angst hatte, ich würde bei der Aufklärung eines Mordfalls wie diesem sterben.

Das ältere Mädchen kam zu mir, während ich seine kleine Schwester hielt. Sie war zwei, höchstens drei Jahre alt. »Ich habe eine neue Frisur«, sagte sie stolz und drehte sich.

»Ach, wirklich? Die ist aber schön. Wer hat dir denn die Zöpfe geflochten?«

»Meine Mammi«, sagte die Kleine.

Sampson und ich verließen das Haus eine Stunde später. Stumm und verzweifelt, wie wir gekommen waren, fuhren wir wieder. Ein paar Querstraßen weiter hielt Sampson plötzlich vor einer ziemlich verkommenen Kneipe, deren Fassade mit Bier- und Limonadenpostern beklebt war.

Er seufzte tief, schlug die Hände vors Gesicht und brach in Tränen aus. Ich hatte John noch nie so gesehen, nicht in all den Jahren, in denen wir befreundet sind, nicht einmal, als wir noch Jungs waren. Ich legte ihm eine Hand auf die Schulter, und er schüttelte sie nicht ab. Dann vertraute er mir etwas an, das er bisher für sich behalten hatte.

»Ich habe sie geliebt, Alex, aber ich habe sie gehen lassen. Ich habe ihr nie gesagt, was ich für sie empfand. Wir müssen diesen elenden Dreckskerl erwischen.«

Ich spürte, dass ich mich wieder mal am Anfang eines ganz beschissenen Mordfalls befand. Ich wehrte mich, konnte das Entsetzen aber nicht abschütteln. Ich musste irgendetwas in Sachen Jane-Namenlos-Morde unternehmen. Ich konnte nicht

einfach dastehen und nichts tun.

Obwohl ich als Detective des Siebten Bezirks arbeitete, gewährten die Aufgaben als Verbindungsmann zum FBI mir einen Extrastatus und die Freiheit, gelegentlich fast ohne dienstliche Beaufsichtigung oder Einmischung zu arbeiten. Ich ließ meinen Gedanken freien Lauf und hatte bereits bestimmte Verbindungen zwischen dem Mord an Nina und zumindest einigen der ungelösten Morde hergestellt. Erstens hatte man bei keinem Opfer irgendwelche Ausweispapiere am Tatort gefunden. Zweitens waren die Leichen häufig in Gebäuden abgeladen worden, wo mit keinem schnellen Auffinden zu rechnen war. Drittens hatte kein einziger Zeuge einen möglichen Verdächtigen gesehen. Wir erhielten lediglich die Aussagen, dass an den Fundorten der Leichen reger Verkehr geherrscht hatte oder dass viele Menschen auf der Straße gewesen waren. Das sagte mir, dass der Mörder es verstand, sich in die Menge zu mischen, und dass er möglicherweise ein Schwarzer war.

Gegen achtzehn Uhr fuhr ich endlich nach Hause. Eigentlich war es mein freier Tag. Ich musste daheim einiges erledigen und mühte mich nach Kräften, den beruflichen Anforderungen und denen des Familienlebens gleichermaßen gerecht zu werden. Ich setzte ein fröhliches Gesicht auf und betrat das Haus.

Damon, Jannie und Nana sangen in der Küche »Sit Down, You're Rockin' the Boat«. Das Lied war Musik in meinen Ohren und wärmte mir das Herz. Die Kinder wirkten rundum glücklich. Es geht doch nichts über die Unschuld der Kindheit.

Ich hörte Nana sagen: »Wie wär's mit ›I Can Tell the World?« Dann stimmten die drei einen der schönsten Spiritu- als an, den ich kenne. Damons Stimme kam mir besonders kräftig vor. Bis jetzt war mir das noch nicht aufgefallen.

»Ich hab das Gefühl, als wäre ich gerade in eine Geschichte von Louisa May Alcott hineingeraten«, sagte ich und lachte zum ersten Mal an diesem wahrhaft langen Tag.

»Das betrachte ich als *ganz großes* Kompliment«, sagte Na-

na. Sie war jetzt irgendwo zwischen Ende siebzig und Anfang achtzig. Ihr genaues Alter verriet sie nicht – auch nicht durch ihr Äußeres.

»Wer ist Louise Maise Alcott?«, fragte Jannie und machte ein Gesicht, als würde sie an einer Zitrone lutschen. Die Kleine verfügt über eine gesunde Skepsis, ist aber nie zynisch. In dieser Hinsicht kommt sie auf ihren Vater und ihre Großmutter.

»Schau heute Abend nach, meine Süße. Fünfundzwanzig Cent für die richtige Antwort«, sagte ich.

»Dann musst du löhnen.« Jannie grinste. »Du kannst mir das Geld eigentlich sofort geben. Wie wär's?«

»Und ich?«, fragte Damon.

»Du auch. Du musst dafür nachlesen, wer Jane Austen ist«, sagte ich zu ihm. »Aber weshalb diese Sphärenklänge? Übrigens haben sie mir sehr gefallen. Ich möchte aber gern wissen, was der Grund dafür ist.«

»Eigentlich sitzen wir hier nur und bereiten das Abendessen vor«, erklärte Nana, hob die Nase und blinzelte. »Du spielst Jazz und Blues auf dem Klavier, und wir singen eben manchmal wie die Engel. Das braucht keinen besonderen Anlass. Ist gut für die Seele. Es ist Seelennahrung. Schaden kann es jedenfalls nicht.«

»Na gut. Dann hört wegen mir nicht auf«, sagte ich, aber sie hatten bereits aufgehört. Schade. Irgendetwas tat sich. So viel hatte ich mitbekommen. Ein musikalisches Geheimnis, dessen Lösung in meinem Haus verborgen war.

»Sollen wir nach dem Essen noch boxen?«, erkundigte ich mich vorsichtig. Ich fühlte mich ein bisschen verletztlich und wollte mir keinen Korb von ihnen holen. Die Boxstunde war zu einem Ritual geworden.

»Na klar«, sagte Damon und verzog das Gesicht, als wollte er sagen: Du hast sie wohl nicht alle, so etwas zu fragen.

»Ja, sicher. Warum nicht?«, sagte Jannie und wischte meine alberne Frage mit einer Handbewegung beiseite. »Wie geht es

Miss Johnson?«, fragte sie dann. »Habt ihr heute miteinander gesprochen?«

»Was hatte es mit eurem Singen auf sich?«, beantwortete ich Jannies Frage mit einer Gegenfrage.

»Du hast wertvolle Informationen«, sagte sie. »Tja, ich auch. Eine Hand wäscht die andere. Wie gefällt dir das?«

Kurz darauf rief ich Christine zu Hause an. Ich hatte den Eindruck, dass es in letzter Zeit zwischen uns wieder so war wie damals, ehe ich in den Mr.-Smith-Fall eingeschaltet worden war. Wir plauderten eine Zeit lang; dann fragte ich sie, ob sie am Freitagabend mit mir ausgehen wolle.

»Selbstverständlich, Alex. Sehr gern. Was soll ich anziehen?«

Ich zögerte. »Na ja, mir gefällt immer, was du anhast – aber zieh diesmal was Besonderes an.«

Sie fragte mich nicht nach dem Grund.

Nach einer von Nanas köstlichen Mahlzeiten – Brathähnchen, Süßkartoffeln in der Folie und selbst gebackenes Brot – ging ich mit den Kindern nach unten, um ihnen wie jeden Dienstag die wöchentliche Boxstunde zu erteilen. Nach dem Training schaute ich auf die Uhr und sah, dass es schon kurz nach neun war.

Einige Zeit später klingelte es an der Eingangstür. Ich legte ein großartiges Buch mit dem Titel »Die Farbe des Wassers« beiseite und schraubte mich aus meinem Sessel im Wohnzimmer.

»Ich gehe. Ist wahrscheinlich für mich«, rief ich.

»Vielleicht ist es Christine. Man kann ja nie wissen«, zog Jannie mich auf. Dann flitzte sie in die Küche. Beide Kinder beteten Christine an, obwohl sie die Rektorin ihrer Schule war.

Ich wusste genau, wer draußen auf der Veranda war. Ich hatte die vier Detectives der Mordkommission vom Ersten Bezirk bereits erwartet: Jerome Thurman, Rakeem Powell, Shawn

Moore und Sampson.

Drei von ihnen standen auf der Veranda. Unsere Katze Rosie und ich ließen sie herein. Sampson traf erst fünf Minuten später ein. Wir setzten uns alle in den Garten hinter dem Haus. Was wir taten, war zwar nicht ungesetzlich, würde uns bei den hohen Tieren der Polizeibehörde aber keine Freunde machen.

Wir saßen auf Gartenstühlen, und ich holte Bier und Diät-Bretzeln, die der gut zweieinhalb Zentner schwere Jerome verächtlich musterte. »Bier. Und Brezeln mit niedrigem Fettgehalt. Mann, Alex, das kannst du mir nicht antun. Hast du sie nicht mehr alle? Du hast was mit meiner Frau, stimmt's? Claudette hat dich auf diese Schnapsidee gebracht, habe ich Recht?«

»Sie hat mir gesagt, ich soll dir extra *fettes* Zeug kaufen, Dicker. Aber ich bringe es nicht übers Herz. Du sollst uns noch ein bisschen erhalten bleiben«, sagte ich.

Die anderen lachten. Wir zogen Jerome gern auf.

Seit mehreren Wochen trafen wir fünf uns ganz informell. Wir begannen mit der Arbeit an den Jane-Namenlos-Fällen, wie wir sie nannten. Die Mordkommission führte keine offizielle Ermittlung und versuchte nicht, die Morde mit einem Serienkiller in Verbindung zu bringen. Ich selbst hatte es mal versucht, doch Chief Pittman hatte mich abblitzen lassen. Er behauptete, ich hätte kein Muster entdeckt, das irgendeinen Zusammenhang zwischen den Morden erkennen ließe; außerdem hätte er keine zusätzlichen Beamten für den Southeast.

»Ich nehme an, ihr habt inzwischen alle von Nina Childs gehört?«, fragte Sampson die anderen Detectives. Alle hatten Nina gekannt, und Jerome war ja mit uns am Tatort gewesen.

»Die guten Menschen sterben jung«, meinte Rakeem Powell mit ernster Miene und schüttelte den Kopf. Rakeem ist klug und zäh und könnte es im Dezernat bis nach ganz oben bringen. »Jedenfalls im Southeast.« Seine Augen wurden kalt und hart.

Ich berichtete, was wir wussten, besonders, dass man Nina ohne Ausweispapiere gefunden hatte. Ich erwähnte alles, was mir am Tatort aufgefallen war. Außerdem ergriff ich die Gelegenheit und führte noch einiges über die Schweinerei der ungelösten Mordfälle im Southeast an. Ich brachte die erschütternden Statistiken vor, die ich zusammengestellt hatte – hauptsächlich in meiner Freizeit.

»Gäbe es in Georgetown oder im Capitol District solche Statistiken, wären die Menschen vor Wut außer sich und würden sich bis an die Zähne bewaffnen. Jeden Tag wären Schlagzeilen in der »Washington Post«. Der Präsident würde sich einschalten. Geld würde keine Rolle spielen. Eine nationale Tragödie!«, erklärte Jerome Thurman aufgebracht und ruderte mit den Armen, als wären es Signalflaggen.

»Nun, wir sind hier, um etwas dagegen zu unternehmen«, sagte ich mit ruhiger Stimme. »Bei uns spielt Geld auch keine Rolle. Zeit ebenfalls nicht. Lasst mich meine Gedanken über diesen Mörder einmal darlegen«, fuhr ich fort. »Ich glaube, ich weiß ein paar Dinge über ihn.«

»Wie schaffst du es bloß, ein Profil zu erarbeiten?«, fragte Shawn Moore. »Wie kannst du es aushalten, so viel und so lange über diese abartigen Schweine nachzudenken?«

Ich zuckte mit den Schultern. »Das kann ich nun mal gut. Ich habe sämtliche Jane Namenlos analysiert«, sagte ich. »Wochenlang habe ich ganz allein daran gearbeitet. Nur ich und das abartige Schwein.«

»Außerdem studiert er noch die Kacke von Nagetieren«, warf Sampson ein. »Ich habe gesehen, wie er die kleinen Häufchen eingesackt hat. Das ist sein wahres Geheimnis.«

Ich grinste und trug vor, was ich bis jetzt hatte. »Ich glaube, dass für einige Morde ein männlicher Täter in Betracht kommt. Vielleicht für ein Dutzend. Ich halte ihn nicht für einen so brillanten Mörder wie Gary Soneji oder Mr. Smith, aber er ist gerissen genug, um sich nicht erwischen zu lassen. Er besitzt Or-

ganisationstalent und geht ziemlich vorsichtig vor. Ich glaube nicht, dass wir Vorstrafen finden. Wahrscheinlich hat er eine ordentliche Anstellung, vielleicht sogar Familie. Meine Freunde beim FBI in Quantico teilen meine Meinung.

Er befindet sich sehr wahrscheinlich in einer Fantasiewelt, die zunehmend realer für ihn wird. Ich glaube, er geht vollkommen in seinen Fantasievorstellungen auf. Vielleicht ist er dabei, etwas Neues zu werden, jemand anders. Möglich, dass er sich eine neue Persönlichkeit schafft. Und er hat diese Morde noch nicht abgeschlossen – auf gar keinen Fall.

Ich habe ein paar fundierte Vermutungen angestellt. Er hasst sein altes Ich, obwohl die Menschen, die ihm am nächsten stehen, das wahrscheinlich nicht erkennen. Vielleicht ist er bereit, seine Familie, seine Stellung und etwaige Freunde aufzugeben. Früher hat er wohl sehr starke Gefühle empfunden und an Dinge wie Recht und Ordnung geglaubt, an Religion und die Regierung – aber jetzt nicht mehr. Er tötet sehr unterschiedlich, ohne eine bestimmte Methode. Und er versteht sich aufs Töten. Er hat verschiedene Waffen benutzt. Vielleicht war er in Übersee oder hat einige Zeit in Asien verbracht. Ich halte es für möglich, dass er ein Schwarzer ist. Er hat mehrere Male im Southeast gemordet und ist keinem aufgefallen.«

»O Mann«, meinte Jerome Thurman. »Hast du auch irgendwelche *guten* Neuigkeiten, Alex?«

»Ja. Es gibt da einen Punkt, eine wirklich kühne Vermutung, bei der ich ein gutes Gefühl habe. Ich glaube, unser Freund neigt zum Selbstmord. Das passt ins Profil, an dem ich arbeite. Er lebt gefährlich, geht viele Risiken ein, ist aber sehr gefährlich, vor allem weil er blitzschnell zuschlägt und wieder verschwindet.«

»Und all das bei Nacht – wie ein Wiesel«, sagte Sampson.

Und so kamen wir darauf, den Mörder »das Wiesel« zu nennen.

Geoffrey Shafer freute sich darauf, jeden Donnerstagabend von ungefähr neun Uhr bis morgens um eins die Vier Reiter zu spielen.

Dieses Fantasy-Spiel bedeutete ihm alles. Auf der Welt gab es noch drei Meisterspieler: der Reiter auf dem Weißen Pferd – der Eroberer; der Reiter auf dem roten Pferd – der Krieg; der Reiter auf dem schwarzen Pferd – die Hungersnot und er, der Reiter auf dem fahlen Pferd – der Tod.

Lucy und die Kinder wussten, dass es verboten war, ihn aus irgendeinem Grund zu stören, nachdem er sich in die Bibliothek im ersten Stock eingeschlossen hatte. An einer Wand hing seine Sammlung zeremonieller Dolche, fast alle in Hongkong und Bangkok gekauft. Außerdem war an der Wand noch das Ruder aus dem Jahr, als seine College-Mannschaft das »Bumps« gewonnen hatte. Shafer gewann fast immer die Spiele, auf die er sich einließ.

Seit Jahren benutzte er das Internet, um mit den Mitspielern Verbindung aufzunehmen, lange ehe der Rest der Welt das Internet entdeckte. Eroberer spielte aus der Stadt Dorking in Surrey, außerhalb Londons. Hungersnot reiste zwischen Bangkok, Sydney, Melbourne und Manila hin und her. Und Krieg spielte für gewöhnlich von Jamaika aus, wo er am Meer einen großen Besitz hatte. Seit sieben Jahren spielten sie die Vier Reiter.

Das Fantasy-Spiel war keineswegs ein sich wiederholendes geworden, sondern hatte sich erweitert. Jedes Jahr war es gewachsen und etwas Neues und noch mehr Herausforderndes geworden. Ziel war, die köstlichste oder ungewöhnlichste Fantasievorstellung oder ein Abenteuer zu kreieren. Fast immer gehörte Gewalt zum Spiel, nicht aber unbedingt Mord. Shafer hatte als Erster behauptet, dass seine Geschichten keineswegs Fantasie seien, sondern er sie in der realen Welt ausgelebt habe. Jetzt taten die anderen das auch von Zeit zu Zeit. Ob sie ihre Fantasien tatsächlich auslebten oder nicht, vermochte Sha-

fer nicht zu sagen. Ziel des Spiels war es, die verblüffendste Fantasie des Abends zu erschaffen, um sich über die Mitspieler emporzuschwingen.

Um einundzwanzig Uhr Ortszeit war Shafer am Laptop. Die Mitspieler ebenfalls. Ganz selten verpasste einer eine Sitzung; war es der Fall, hinterließ er lange Berichte, manchmal auch Zeichnungen oder sogar Fotos von den angeblichen Geliebten oder Opfern. Gelegentlich verwendeten sie auch Filme. Dann mussten die Mitspieler entscheiden, ob die Szenen gestellt oder das wahre Leben waren.

Shafer konnte sich nicht vorstellen, ein Kapitel des Spiels auszulassen. Der Tod war bei weitem die interessanteste Rolle, die mächtigste und originellste. Er hatte schon wichtige gesellschaftliche Einladungen oder Botschaftsangelegenheiten schießen lassen, nur um Donnerstagabend verfügbar zu sein. Er hatte gespielt, als er Lungenentzündung hatte und einmal, obwohl man ihn am Vortag wegen eines schmerzhaften Doppelbruchs operiert hatte.

Die Vier Reiter waren in vielfacher Hinsicht einzigartig, doch am wichtigsten war die Tatsache, dass es keinen Spielleiter gab, der die Aktionen des Spiels vorschrieb oder kontrollierte. Jeder Spieler hatte vollkommene Autonomie, seine eigene Geschichte zu schreiben und zu visualisieren, solange er sich an das Ergebnis der Würfel hielt und innerhalb der Parameter seiner Rolle blieb.

Eigentlich gab es bei den Vier Reitern vier Spielleiter. Es gab kein anderes Fantasy-Spiel, das diesem gleichkam. Es war so grauenvoll und schockierend wie die Fantasien der Teilnehmer und ihre Fähigkeiten, diese darzustellen.

Eroberer, Hungersnot und Krieg hatten sich alle gemeldet. Shafer begann zu tippen.

Wieder hat Tod in Washington triumphiert. Lasst mich die Details schildern. Danach werde ich den glorreichen Ge-

schichten und der Kraft der Fantasie von Eroberer, Hungersnot und Krieg zuhören. Nur dafür lebe ich, so wie auch ihr. An diesem Wochenende fuhr ich mit meinem fantastischen Taxi, der Albtraum-Karosse, wieder einmal los ... und nun hört zu. Ich sah etliche mögliche und durchaus köstliche Opfer, die ich jedoch als unwürdig verschmähte. Dann fand ich meine Königin. Sie erinnerte mich an unsere gemeinsamen Tage in Bangkok und Manila. Wer kann je die Blutlust im Boxring vergessen? Ich veranstaltete einen Pseudo-Kickboxing-Kampf. Gentlemen, ich habe sie mit meinen Händen und Füßen misshandelt. Ich schicke Bilder.

Irgendetwas stimmte nicht, und das gefiel mir ganz und gar nicht. Ich traf kurz vor halb acht am nächsten Morgen im Polizeirevier des Siebten Bezirks ein. Man hatte mich von maßgeblicher Stelle dorthin zitiert. Ich fühlte mich wie durch die Mangel gedreht. Bis zwei Uhr früh hatte ich gearbeitet, um eine Spur im Mordfall Nina Childs zu finden.

Ich hatte das Gefühl, dass der Tag schlecht begann. Ich war müde und übernächtigt, und es fiel mir schwer, so früh am Morgen auf dem Revier zu erscheinen.

Ich schüttelte den Kopf, rieb mir die Stirn und bemühte mich, die Verspannungen an Hals und Rücken zu ignorieren. Schließlich biss ich die Zähne zusammen und öffnete die Mahagonitür. Der Chief of Detectives George Pittman lauerte in seinem Büro auf mich, das eigentlich aus drei zusammengehörigen Büroräumen bestand, darunter ein Konferenzraum.

Der »Häuptling«, wie der Chief von vielen seiner »Bewunderer« auch genannt wird, trug einen grau karierten Straßenanzug, ein zu steif gestärktes weißes Hemd und eine silbergraue Krawatte. Sein grauweiß meliertes Haar war straff nach hinten gekämmt. Er sah wie ein Banker aus, und in gewisser Weise ist er einer, denn ständig erklärt Pittman, dass er mit einem begrenzten Budget arbeiten und deshalb stets auf die Ausgaben

für Personal, Überstunden und die einzelnen Fälle achten muss. Offenbar ist er ein fähiger Manager; deshalb wohl übersieht der Polizeidirektor, dass Pittman ein bigotter, rassistischer und karrieregeiler Tyrann ist.

An der Wand hingen drei große, bedeutsam aussehende Karten, die mit Nadeln gespickt waren. Die erste zeigte die Orte der Vergewaltigungen, Morde und Überfälle zweier aufeinander folgender Monate in Washington. Die zweite Karte zeigte die Schauplätze der Einbrüche in Privathäuser und Läden. Auf der dritten Karte war zu sehen, wo Autodiebstähle verübt worden waren. Diese Karten und die *Post* behaupteten, die Zahl der Verbrechen in Washington sei geringer geworden. Das galt aber nicht dort, wo ich wohne.

»Wissen Sie, warum Sie hier sind? Warum ich Sie sprechen wollte?«, fragte Pittman ohne Umschweife. Beim Chief gab es keine höflichen Plaudereien oder Nettigkeiten. »Selbstverständlich wissen Sie das, Dr. Cross. Sie sind ja Psychologe. Sie müssen von Berufs wegen wissen, wie der menschliche Verstand arbeitet. Das vergesse ich immer wieder«, sagte ich mir. Sei vorsichtig. Ich tat, was Chief Pittman am wenigsten erwartete: Ich lächelte. Dann sagte ich freundlich: »Nein, ich weiß es wirklich nicht. Ihre Assistentin hat mich angerufen, deshalb bin ich hier.«

Pittman lächelte zurück, als hätte ich einen besonders guten Witz erzählt. Dann hob er unvermittelt die Stimme, und sein Gesicht und der Hals färbten sich rot. Seine Nasenlöcher blähten sich, sodass man die borstigen Härchen sehen konnte.

Eine Hand hatte er zur Faust geballt, die andere war offen ausgestreckt. Seine Finger waren so starr wie die Bleistifte, die aus dem Lederbecher auf seinem Schreibtisch ragten.

»Sie führen niemanden hinters Licht, Cross, und mich schon gar nicht. Ich weiß verdammt genau, dass Sie Morde im Southeast untersuchen, die nicht zu Ihren Aufgaben gehören – die so genannten Jane Namenlos. Damit verstoßen Sie gegen

meine ausdrücklichen Anweisungen. Einige dieser Fälle sind seit mehr als einem Jahr abgeschlossen. *Das lasse ich nicht zu!* Ich werde Ihre Gehorsamsverweigerung und Ihre herablassende Art nicht hinnehmen. Ich weiß, worauf Sie aus sind. Sie wollen das Dezernat blamieren, insbesondere mich. Sie wollen sich beim Bürgermeister einschleimen und sich damit im Southeast zu einer Art Volksheld hochstilisieren!«

Ich hasste Pittmans Tonfall und das, was er sagte. Aber ich hatte schon vor langer Zeit einen Trick gelernt, der wohl das Wichtigste ist, was man über die Politik innerhalb einer Organisation wissen muss. Es ist ganz einfach, ist aber der Schlüssel zu jedem mickrigen Königreich, jedem winzigen Lehengut. Wissen ist Macht – es bedeutet alles. Und wenn man es nicht hat, muss man eben so tun, als hätte man's.

Deshalb sagte ich gar nichts zum Häuptling. Ich widersprach ihm nicht. Ich gab nichts zu. Ich tat schlichtweg gar nichts. Ich und Mahatma Gandhi.

Ich ließ ihn in dem Glauben, dass ich alte Fälle im Southeast untersuchte, gab es aber nicht zu. Ich ließ ihn in dem Glauben, ich hätte möglicherweise sehr gute Verbindungen zu Bürgermeister Monroe und der Himmel weiß, zu wem sonst noch in der Stadtverwaltung und dem Bürgermeisteramt. Und ich ließ ihn in dem Glauben, dass ich vielleicht scharf auf seinen Job war oder – was Gott verhüten möge – nach noch Höherem strebte.

»Ich arbeite an den Mordfällen, die mir übertragen wurden«, sagte ich. »Überprüfen Sie das beim Captain. Ich tue mein Bestes, so viele Fälle wie möglich abzuschließen.«

Pittman nickte kurz – *ein* Nicken. Sein Gesicht war immer noch so rot wie kurz vor einem Herzinfarkt. »Also gut. Ich möchte, dass Sie einen bestimmten Fall abschließen – und zwar schnellstmöglich. Gestern wurde auf der M Street ein Tourist niedergeschossen und ausgeraubt«, sagte er. »Ein sehr angesehener deutscher Arzt aus München. Er ist den Schussverlet-

zungen erlegen. Die Sache steht auf der Titelseite der heutigen *Post* und natürlich jeder Scheißzeitung in Deutschland. Ich möchte, dass Sie *diesen* Mordfall bearbeiten, und ich will ihn *pronto* gelöst haben.«

»War dieser Arzt Weißer?«, fragte ich mit betont neutralem Gesichtsausdruck.

»Ich habe Ihnen doch gesagt, dass er Deutscher ist!«

»Ich habe bereits mehrere ungelöste Fälle im Southeast«, erklärte ich Pittman. »Am Wochenende wurde eine Krankenschwester ermordet.«

Darüber wollte er nichts hören. Er schüttelte den Kopf – *einmal*. »Und jetzt haben Sie einen wichtigen Fall in Georgetown. Lösen Sie diesen Fall, Cross. Sie arbeiten an nichts anderem. Das ist ein direkter Befehl – vom Häuptling.«

Sobald Cross das Büro Chief Pittmans verlassen hatte, schlüpfte eine Beamtin der Mordkommission, Detective Patsy Hampton, durch eine Seitentür, die in den angrenzenden Konferenzraum führte. Detective Hampton hatte von Pittman die Anweisung erhalten, alles zu belauschen, die Situation aus der Sicht eines Streifenpolizisten zu beurteilen und ihm dann Ratschläge zu erteilen.

Hampton mochte diese Aufgabe ganz und gar nicht, aber es war ein Befehl Pittmans. Auch sie mochte Pittman nicht. Er war dermaßen verklemmt, dass man nach ein paar Wochen einen Diamanten hätte, wenn man ihm ein Stück Kohle in den Hintern stecken würde. Er war böartig, kleinlich und rachsüchtig.

»Sehen Sie, womit ich es hier zu tun habe? Cross weiß, wie er alle meine Knöpfe drücken muss. Anfangs hat er die Beherrschung verloren, aber jetzt ignoriert er einfach, was ich sage.«

»Ich habe alles gehört«, sagte Hampton. »Ja, er ist aalglatt.« Sie pflichtete Chief Pittman bei, ganz gleich, was der sagte.

Patsy Hampton war eine attraktive Frau mit kurz geschnitte-

nem sandblondem Haar und den durchdringendsten blauen Augen westlich von Stockholm. Sie war einunddreißig und machte sehr schnell Karriere im Dezernat. Mit sechsundzwanzig Jahren war sie die jüngste Beamtin bei der Mordkommission in Washington gewesen. Jetzt schwebten ihr weit höhere Ziele vor.

»Aber eines sehen Sie falsch. Sie haben ihn am Boden! Ich weiß, dass Sie ihn geschlagen haben.« Sie sagte Pittman, was er hören wollte. »Er verdrängt alles nur sehr geschickt.«

»Sind Sie sicher, dass er sich mit diesen anderen Detectives trifft?«, fragte Pittman.

»Meines Wissens haben sie sich dreimal getroffen, jedes Mal im Haus von Cross an der Fünften Straße. Ich vermute, es hat noch mehr Treffen gegeben. Das habe ich von einem Freund Detective Thurmans erfahren.«

»Aber die Burschen treffen sich nicht, wenn einer von ihnen im Dienst ist, oder?«

»Nein, soviel ich weiß nicht. Sie sind vorsichtig. Sie treffen sich in ihrer Freizeit.«

Pittmans Miene verdüsterte sich, und er schüttelte den Kopf. »Das ist verdammt schlecht. Dadurch ist es schwieriger, den Kerlen etwas anzuhängen, das ihnen *richtig* schadet.«

»Soviel ich gehört habe, sind die vier der Meinung, dass das Dezernat finanzielle Mittel zurückhält, mit deren Hilfe eine Reihe ungelöster Mordfälle im Southeast und in Teilen des Northeast geklärt werden könnten. Bei den meisten Morden sind die Opfer Frauen hispano-amerikanischer Abstammung oder Farbige.«

Pittman biss die Zähne zusammen und starrte an Hampton vorbei. »Die Zahlen, die Cross nennt, sind völliger Blödsinn«, stieß er wütend hervor. »Bullshit. Bei ihm ist alles politisch. Was können wir an finanziellen Mitteln gegen die Morde an Drogensüchtigen und Prostituierten im Southeast aufbringen? Da murkst ein Krimineller doch den anderen ab! Sie wissen ja,

wie es in diesen schwarzen Stadtteilen zugeht.«

Hampton nickte wieder. Sie pflichtete Pittman immer bei, sobald sich die Gelegenheit bot. Sie hatte Angst, seine Protektion zu verlieren, wenn sie das Verkehrte sagte, indem sie die Wahrheit sprach. »Cross und die drei anderen glauben, dass zumindest einige Opfer unschuldige Frauen waren. Diese Krankenschwester aus der Notaufnahme, die vergangenes Wochenende ermordet wurde, war eine Freundin von Cross und Detective John Sampson. Cross glaubt, im Southeast treibe ein Mörder sein Unwesen, der es auf Frauen abgesehen hat.«

»Ein Serienmörder im Getto? Jetzt machen Sie mal einen Punkt. Wir hatten dort noch nie einen. Serienkiller sind sogar in den Innenstädten selten. Warum jetzt? Warum hier? Weil Cross einen finden will, nur deshalb!«

»Cross und die anderen würden Ihnen widersprechen und behaupten, wir hätten nie ernsthaft versucht, diesen Kerl zu erwischen.«

Plötzlich brannten Pittmans kleine Augen sich in Hamptons Schädel. »Sie sind auch dieser schwachsinnigen Meinung, Detective?«

»Nein, Sir. Ich bin mir bewusst, dass das Dezernat nirgends in der Stadt, abgesehen vielleicht vom Capitol Hill, ausreichende personelle und finanzielle Mittel hat. Aber *das* wäre wirklich eine politische Entscheidung – und völlig absurd.«

Pittman lächelte über ihre Antwort. Der Chief wusste, dass sie ihm nach dem Mund redete, aber er mochte sie trotzdem. Es gefiel ihm schon, in einem Zimmer mit Patsy Hampton zu sein. Sie war ein so niedliches Püppchen. »Was wissen Sie über Cross, Patsy?«

Sie spürte, dass der Chief genügend Dampf abgelassen hatte. Jetzt wollte er kein dienstliches Gespräch mehr, sondern plaudern. Patsy Hampton war sicher, dass Pittman sie mochte, ja, dass er in sie verknallt war, aber er war zu verklemmt, seine sexuellen Wünsche auszuleben – Gott sei Dank.

»Ich weiß, dass Cross seit über acht Jahren bei der Truppe ist. Zurzeit ist er Verbindungsmann zwischen dem Dezernat und dem FBI und arbeitet am Programm zur Vorbeugung von Gewaltverbrechen mit. Als Profiler hat er einen sehr guten Ruf, habe ich mir sagen lassen. Er hat an der John-Hopkins-Universität in Psychologie promoviert. Drei Jahre Privatpraxis, ehe er zu uns kam. Witwer, zwei Kinder, spielt zu Hause Blues auf dem Klavier. Ist das ausreichend Hintergrundmaterial? Was möchten Sie sonst noch wissen? Ich habe meine Hausaufgaben gemacht. Sie kennen mich ja«, sagte Patsy Hampton und lächelte.

Jetzt lächelte auch Pittman. Er hatte kleine, lückenhafte Zähne. Patsy musste immer an Flüchtlinge aus Osteuropa denken, wenn sie diese Zähne sah – oder an russische Gangster.

Aber Detective Hampton lächelte trotzdem. Sie wusste, dass Pittman es mochte, wenn sie auf seine Spielchen einging – solange er glaubte, sie würde ihn respektieren.

»Noch irgendwelche weiteren wertvollen Beobachtungen zu diesem Zeitpunkt?«, fragte er.

Du bist ein widerlicher, aufgeblasener Arsch, hätte Patsy Hampton ihm am liebsten ins Gesicht gesagt, doch sie schüttelte nur den Kopf. »Cross verfügt über einen gewissen Charme. Er hat gute Verbindungen zu politischen Kreisen. Ich verstehe, warum Sie sich seinetwegen Sorgen machen.«

»Sie halten Cross für charmant?«

»Nein, nein. *Ich* halte ihn für aalglatt. Das ist er *wirklich*. Die Leute sagen, er sähe wie der junge Muhammad Ali aus. Ich glaube, manchmal spielt er gern diese Rolle: Wie ein Schmetterling tanzen und wie eine Biene stechen.« Wieder lachte sie – und Pittman ebenfalls.

»Wir werden Cross festnageln«, erklärte der Chief dann. »Wir werfen ihn in hohem Bogen zurück in seine Privatpraxis. Warten Sie's nur ab. Und Sie werden dabei mithelfen. Sie fackeln nicht lange. Stimmt's, Detective Hampton? Sie sehen die

Dinge in einem größeren Zusammenhang. Das mag ich so an Ihnen.«

Wieder lächelte sie. »Das mag ich selbst an mir.«

Die Britische Botschaft ist ein schlichtes Gebäude im Stil der Regierungsbauten und befindet sich an der 3100 Massachusetts Avenue. In direkter Nachbarschaft stehen das Haus des Vizepräsidenten und das Observatorium. Die Residenz des Botschafters ist eine stattliche Villa im Südstaatenstil mit hohen weißen Säulen; die Kanzlei ist das eigentliche Bürogebäude.

Geoffrey Shafer saß hinter seinem kleinen Mahagonischreibtisch in der Botschaft und starrte hinaus auf die Massachusetts Avenue. Zurzeit hatte die Botschaft 415 Mitarbeiter. Bald nur noch 414, ging es ihm durch den Kopf. Zum Personal gehörten Experten für die Verteidigung, Spezialisten für Außenpolitik, für Handel, Öffentlichkeitsarbeit, Angestellte und Sekretärinnen.

Wenngleich die Vereinigten Staaten und Großbritannien eine Vereinbarung getroffen haben, einander nicht auszuspionieren, war Geoffrey Shafer dennoch ein Spion. Er zählte zu den elf Männern und Frauen des britischen Geheimdienstes – früher als MI6 bekannt –, die in der Botschaft in Washington beschäftigt waren. Diese elf Personen wiederum führten Agenten, die in den Generalkonsulaten in Atlanta, Boston, Chicago, Houston, Los Angeles, New York und San Francisco arbeiteten.

An diesem Tag fühlte Shafer sich ausgesprochen ruhelos. Immer wieder erhob er sich vom Schreibtisch und ging auf dem Teppich auf und ab, der den knarrenden Parkettboden bedeckte. Er führte überflüssige Telefonate, und versuchte ein wenig zu arbeiten, obwohl er seinen Job und den alltäglichen Kleinkram mittlerweile verabscheute.

Er sollte ein albernes Kommuniqué über die bevorstehende Verpflichtungserklärung der Regierung erstellen, sich für die

Menschenrechte stark zu machen. Lächerlich. Verrückt. Der Außenminister hatte vollmundig erklärt, England wolle die internationale Ächtung jener Regime unterstützen, die Menschenrechte verletzen, und sich für die entsprechenden internationalen Organisationen einsetzen. Zudem wolle Großbritannien die Verletzung der Menschenrechte öffentlich anprangern und *bla, bla, bla*. Zum Kotzen.

Shafer warf einen Blick auf die Computergames, die er gern spielte, wenn er so nervös war wie heute: Riven, MechCommander, Unreal, TOCCA, Fußball-Manager. Doch jetzt lockte ihn keines davon. Er hatte alles so *satt*.

Er drohte abzustürzen. Das Gefühl kannte er. *Ich stürze in die Tiefe, und es gibt nur einen sicheren Weg, das zu verhindern: die Vier Reiter zu spielen.*

Um die Sache noch schlimmer zu machen, regnete es, und der Himmel war trist und grau. Die Stadt Washington und ihre Umgebung sahen öde und deprimierend aus. Es konnte einen verrückt machen. Herrgott, hatte er eine miese Laune. Noch schlimmer als sonst.

Er startete weiterhin über die Massachusetts Avenue auf die Bäume am Rande eines Parks, der dem pazifistischen Künstler Khalil Gibran gewidmet war. Künstler! Ein Arschloch, aber kein Künstler. Shafer versuchte es mit einem Tagtraum, in dem es sich hauptsächlich darum drehte, verschiedene Frauen zu vögeln, die derzeit in der Botschaft arbeiteten.

Dann rief er seine Psychotherapeutin, Boo Cassady, in der Praxis in ihrer Wohnung an, doch sie musste gerade mit einer Sitzung beginnen und konnte nicht lange mit ihm sprechen. Sie verabredeten ein Treffen nach der Arbeit: eine schnelle heiße Nummer in ihrer Wohnung, ehe er nach Hause zu Lucy und seinem triefnasigen miesen Wurf fuhr.

Er wagte es nicht, heute schon wieder Vier Reiter zu spielen. Seit der Krankenschwester war noch nicht genug Zeit vergangen. Aber er *wollte* spielen, allmächtiger Gott – lieber als alles

andere auf der Welt. Shafer wünschte, er könnte jemanden auf irgendeine fantasievolle Art und Weise gleich hier in der Botschaft aus dem Verkehr ziehen.

Immerhin stand ihm um drei Uhr nachmittags noch eine große Aufgabe bevor, die er sich bis heute aufgespart hatte. Shafer hatte die Würfel bereits benutzt – als Hilfe bei einer Personalentscheidung.

Er hatte Sarah Middleton kurz vor dem Mittagessen angerufen und ihr gesagt, sie müssten sich unterhalten. Ob sie in seinem Büro vorbeikommen könne? Um drei?

Sarah war am Telefon unüberhörbar nervös und bot ihm an, früher zu kommen, jederzeit, wann immer es ihm passe. »Demnach haben Sie heute wohl nicht allzu viel zu tun?«, hatte Shafer gefragt. Drei Uhr passe ihr sehr gut, hatte Sarah hastig geantwortet.

Shafers Sekretärin, die hinterhältige Betty, die früher in Belgravia gewohnt hatte, rief um Punkt drei Uhr an. Endlich hatte er das Miststück so weit gebracht, pünktlich zu sein.

Shafer ließ sie mehrmals klingeln, ehe er abrupt den Hörer aufnahm, als hätte sie ihn bei irgendetwas gestört, das für die Sicherheit des Landes lebenswichtig war.

»Was ist, Miss Thomas? Ich bin mit dem Kommuniqué für den Minister mehr als beschäftigt!«

»Es tut mir leid, Sie zu stören, Mr. Shafer, aber Miss Middleton ist hier, und Sie hatten für drei Uhr einen Termin mit ihr vereinbart.«

»Hmmm. Habe ich? Ja, Sie haben Recht. Können Sie Sarah bitten, kurz zu warten? Ich brauche noch ein paar Minuten. Ich melde mich, wenn ich so weit bin, sie zu empfangen.«

Shafer lächelte zufrieden und griff zu einer Ausgabe von *The Red Coat*, dem Rundschreiben für die Botschaftsangestellten. Er wusste, dass Betty es hasste, wenn er Miss Middletons Vornamen benutzte: Sarah.

Während der nächsten Minuten gab er sich wilden Fantasien

über Sarah hin. Seit dem ersten Vorstellungsgespräch wollte er Middleton in die Finger kriegen, war aber zu vorsichtig gewesen. Herrgott, wie er das Miststück hasste. Das würde jetzt einen Heidenspaß geben.

Shafer beobachtete weitere zehn Minuten lang, wie der Regen auf den Verkehr prasselte, der über die Massachusetts Avenue strömte. Schließlich griff er zum Telefon. Er konnte keine Minute länger warten. »Ich bin so weit. Schicken Sie Sarah herein.«

Er befangerte die Würfel. Ja, das könnte ein Heidenspaß werden. *Terror im Büro.*

Die gut aussehende Sarah Middleton betrat Shafers Büro und rang sich einen freundlichen Blick, ja beinahe ein Lächeln ab. Er fühlte sich wie eine Königsschlange vor einer Maus.

Sarah hatte rötliche Naturlocken, ein recht hübsches Gesicht und eine tolle Figur. Heute trug sie ein sehr kurzes Kostüm, eine blaue Seidenbluse mit V-Ausschnitt und schwarze Strümpfe. Für Shafer war es offensichtlich, dass sie darauf aus war, sich in Washington einen Ehemann zu angeln.

Sein Puls klopfte kräftig. Sie erregte ihn, wie immer. Er stellte sich vor, sie zu nehmen. Sie *nehmen*. Dieser Ausdruck gefiel ihm ungemein. Sie wirkte nicht so nervös und unsicher wie beim letzten Mal, was wohl bedeutete, dass sie eine Heidenangst hatte und sich bemühte, es nicht zu zeigen. Shafer versuchte nach Kräften, wie Sarah Middleton zu denken. Das brachte ihm noch mehr Spaß, obwohl er es als eine echte Herausforderung betrachtete, so zappelig und unsicher zu sein, wie Sarah es unter Garantie war.

»Wir haben den Regen wirklich gebraucht«, sagte Sarah und sank in sich zusammen, noch ehe sie den Satz beendet hatte.

»Bitte, Sarah, setzen Sie sich.« Shafer bemühte sich, eine rein geschäftsmäßige Miene zu wahren. »Ich persönlich hasse den Regen. Das ist einer der Gründe, warum ich nie in London

stationiert war.«

Hinter dem festen Zelt, das er mit den Fingern auf der Schreibtischplatte errichtet hatte, seufzte er theatralisch. Er fragte sich, ob Sarah die Länge seiner Finger bemerkte und ob sie je darüber nachdachte, wie groß er an anderen Stellen war. O ja, sie stellte sich diese Frage. Jede Wette. So funktionierte nun mal der menschliche Verstand, obwohl Frauen wie Sarah das niemals zugeben würden.

Sie räusperte sich und legte die Hände auf die Knie. Ihre Fingerknöchel waren weiß. Herrgott, genoss er ihr offensichtliches Unbehagen. Sie sah aus, als würde sie jederzeit aus der Haut fahren. Wie wär's, Sarah, wenn du mit deinem engen Rock und der Bluse anfangen würdest?

Shafer reckte die Finger der rechten Hand und spielte seine Rolle als absoluter Herr der Lage voll aus. »Sarah, ich glaube, ich habe schlechte Nachrichten. Leider. Aber es geht nicht anders.«

Nervös saß sie auf der vorderen Stuhlkante. Oben herum war sie wirklich gut gebaut. Jetzt bekam er einen Steifen. »Worum geht es, Mr. Shafer? Was meinen Sie? Sie *glauben*, Sie hätten schlechte Nachrichten? Haben Sie nun welche oder nicht?«

»Wir müssen Sie entlassen. *Ich* muss Sie entlassen. Budget-Einsparungen, fürchte ich«, sagte er. »Ich weiß, Sie halten das bestimmt für sehr ungerecht, und es kommt gewiss sehr unerwartet für Sie. Vor allem, nachdem Sie um die halbe Welt aus Australien hierher gekommen sind, um diese Stelle anzutreten und weniger als sechs Monate in Washington wohnen. Tja, die Axt fällt unvermittelt, wie man so sagt.«

Er sah deutlich, wie sie gegen die Tränen kämpfte. Ihre Lippen bebten. Offensichtlich hatte sie nie im Leben mit so etwas gerechnet. Sie war nicht im Geringsten darauf vorbereitet gewesen. Sarah war eine ziemlich kluge und beherrschte Frau, aber jetzt verlor sie die Fassung.

Wundervoll. Er hatte es geschafft, sie zu zerbrechen. Shafer

wünschte, er hätte in dieser Minute eine Kamera gehabt, um den Ausdruck auf ihrem Gesicht festzuhalten und den Film im stillen Kämmerlein abzuspielen, wieder und wieder.

Er sah genau den Sekundenbruchteil, als die Dämme brachen, und das war unbeschreiblich schön für ihn. Er sah, wie ihre Augen feucht wurden, sah, wie große Tränen über ihre Wangen rollten und Streifen in ihrem gepflegten Make-up hinterließen.

Er spürte die Macht – und es war so köstlich, wie er es sich erhofft hatte. Ein kleines belangloses Spiel, gewiss, aber es bereitete ihm unglaublich viel Vergnügen. Er liebte es, in einer Position zu sein, andere Menschen einzuschüchtern und so viel Schmerzen zu verursachen.

»Arme Sarah. Armes, armes Ding«, murmelte er.

Dann tat Shafer das Grausamste, Unverzeihlichste – aber auch das Abscheulichste und Gefährlichste. Er stand vom Schreibtisch auf und ging zu ihr, um sie scheinbar zu trösten. Er stellte sich hinter sie und presste sich gegen ihre Schultern. Er war sich bewusst, dass sie es verabscheuen würde, wenn er sie berührte und sie spüren ließ, dass er erregt war.

Sarah richtete sich kerzengerade auf und wich vor ihm zurück, als stünde er in Flammen. »Sie widerlicher Dreckskerl«, stieß sie mit zusammengebissenen Zähnen hervor. »Sie sind ein ausgemachter Sadist!«

Zitternd und in Tränen verließ Sarah sein Büro. Sie rannte stolpernd, wie die meisten Frauen mit hohen Absätzen. Shafer genoss das sadistische Vergnügen, die unschuldige Sarah nicht nur zu verletzen, sondern zu zerstören. Er prägte sich dieses überwältigende Bild für alle Zeiten ein. Er würde es immer wieder vor dem geistigen Auge ablaufen lassen.

Ja, er war ein Sadist. Ein *ausgemachter* Sadist – da hatte Sarah vollkommen Recht.

Rosie, die Katze, hockte auf der Fensterbank und schaute zu, wie ich mich für die Verabredung mit Christine anzog. Ich beneidete sie um die Schlichtheit ihres Lebens: *Ich fress so gern Mäuschen, ja Mäuschen fresse ich gern.*

Schließlich ging ich nach unten. Ich hatte mir den Abend freigenommen und war so nervös und zappelig wie schon lange nicht mehr. Nana und die Kinder wussten, dass etwas in der Luft lag, aber nicht, was. Und das machte meine drei Lieblings-Quälgeister wahnsinnig.

»Daddy, sag mir, was los ist, *bitte!*« Jannie faltete die Hände wie zum Gebet und flehte mich an.

»Nein. Das habe ich dir schon gesagt. Und nein ist nein. Nicht mal, wenn du auf deine kleinen knöchigen Knie fällst«, sagte ich lächelnd. »Ich habe heute Abend eine Verabredung. Mehr brauchst du nicht zu wissen, junge Dame.«

»Mit Christine?«, fragte Jannie. »*So viel* kannst du mir wenigstens verraten.«

»Das geht nur mich etwas an«, erklärte ich und band mir die Krawatte vor dem Spiegel neben der Treppe. »Und *dich* hat das nicht zu interessieren, du Naseweis.«

»Du trägst den schicken blau gestreiften Anzug, deine schicken Tanzschuhe und die schicke Krawatte, die du so magst. Du bist superschick.«

»Sehe ich gut genug aus für meine Verabredung?«, fragte ich meine persönliche Modeberaterin und drehte mich um.

»Du siehst klasse aus, Daddy.« Mein kleines Mädchen strahlte. Ich wusste, ich konnte ihr glauben. Ihre Augen glänzten wie kleine Spiegel, in denen stets die Wahrheit zu lesen stand. »Das weißt du aber selbst ganz genau. Du weißt, du bist so schön wie die Sünde.«

»Genau, mein Schatz«, sagte ich und lachte. *Schön wie die Sünde.* Das hatte sie zweifellos von Nana.

Damon öffte seine Schwester nach. »Du siehst wunderschön aus, Daddy! – Wieso schmierst du ihm Honig um den Bart,

Jannie? Was willst du von ihm?»

»Sehe ich denn nicht gut aus?«, fragte ich Damon.

Er verdrehte die Augen. »Na ja, ist ganz in Ordnung. Warum hast du dich denn so rausgeputzt? Mir kannst du's doch verraten. Von Mann zu Mann. Was ist das denn für eine besondere Gelegenheit?«

»Antworte den armen Kindern!«, sagte Nana schließlich.

Ich blickte sie an und grinste übers ganze Gesicht. »Komm mir nicht mit ›arme Kinder‹, um deine Klatschquote des Tages voll zu machen. So, und jetzt muss ich los«, erklärte ich. »Vor Sonnenaufgang bin ich zurück. *Muuu-hahaaa!*« Ich machte mein Lieblings-Monster nach, und die drei verdrehten die Augen.

Es war ungefähr eine Minute vor acht, als ich auf die Veranda trat. Eine riesige schwarze Lincoln-Limousine fuhr vor dem Haus vor. Ganz pünktlich. Ich wollte auch keinesfalls zu spät kommen.

»Eine Limousine mit Chauffeur!«, staunte Jannie und wäre fast in Ohnmacht gefallen. »Du fährst mit einer Limousine mit Chauffeur zu deiner Verabredung?«

»Alex Cross!«, sagte Nana. »Was ist bloß los?«

Ich tanzte förmlich die Stufen hinunter. Dann stieg ich in den wartenden Wagen, schloss die Tür und sagte dem Chauffeur, er solle losfahren. Ich winkte durch die Rückscheibe und steckte die Zunge heraus, als der Wagen wie Samt davonglitt und unser Haus hinter mir zurückblieb.

Mein letzter Blick auf die drei – Jannie, Damon und Nana – zeigte mir, wie sie Grimassen schnitten und mir die Zunge herausstreckten. Wir haben wirklich herrliche gemeinsame Zeiten, dachte ich, als der Wagen hinüber ins Prince George County fuhr, wo ich einst in den friedlichen Tagen der Jack-und-Jill-Metzeleien einen mordlustigen Zwölfjährigen gestellt hatte und wo Christine Johnson wohnte.

Ich hatte mein Mantra für diesen Abend einstudiert: *Das Herz leitet den Kopf*. Ich musste glauben, dass dem so war.

»Eine Limousine?«, rief Christine, als ich sie vor ihrem Haus in Mitchellville abholte.

Sie sah so atemberaubend aus wie nie zuvor – und das will schon was heißen. Sie trug ein langes, ärmelloses, glattes schwarzes Kleid, schwarze Satinpumps mit Riemchen und hatte eine Jacke aus geblütem Brokat über den Arm drapiert. Mit den Absätzen war sie knapp über einsachtzig groß. Mein Gott, wie sehr ich diese Frau liebte, einfach alles an ihr.

Wir gingen zum Wagen und stiegen ein.

»Du hast mir noch nicht gesagt, wohin du mich heute Abend ausführst. Nur dass es extra fein und etwas ganz Besonderes ist.«

»Stimmt, dir hab ich nichts gesagt. Aber dem Fahrer habe ich's verraten«, sagte ich. Ich klopfte an die Trennscheibe, und die Limousine setzte sich in Bewegung, fuhr hinaus in den Sommerabend. Alex der Geheimnisvolle.

Ich hielt Christines Hände, als wir über den John Hanson Highway fuhren, zurück nach Washington. Sie hatte mir ihr Gesicht zugewandt, und ich küsste sie in der anheimelnden Dunkelheit. Ich liebte die Süße ihres Mundes, ihrer Lippen und ihre weiche samtene Haut. Sie trug ein neues Parfüm, das ich noch nicht kannte, und auch das gefiel mir sehr. Ich küsste die Mulde an ihrer Kehle, die Wangen, die Augen, ihr Haar. Ich wäre glücklich gewesen, hätte ich den Rest der Nacht nichts anderes tun dürfen.

»Es ist unglaublich romantisch«, sagte sie schließlich. »Es ist etwas ganz Besonderes. Du bist überwältigend ... *Süßer*.«

Wir hielten uns eng umschlungen auf dem gesamten Weg nach Washington. Wir unterhielten uns, aber ich weiß nicht mehr, worüber. Ich spürte, wie ihre Brüste sich hoben und senkten, als sie sich an mich kuschelte. Als wir die Kreuzung Massachusetts und Wisconsin Avenue erreichten, war ich er-

staunt, wie schnell wir uns meiner Überraschung näherten.

Christine hatte Wort gehalten und keine weiteren Fragen gestellt. Nicht bis die Limousine vor der Washington National Cathedral hielt, der Chauffeur ausstieg und uns die Tür aufhielt.

»Die National Cathedral?«, sagte sie. »Gehen wir hinein?«

Ich nickte und betrachtete das meisterhafte gotische Bauwerk, das ich seit meiner Kindheit bewunderte. Die Kathedrale krönt mehr als fünfundzwanzig Hektar Rasen und Wald. Sie ist Washingtons höchster Punkt, wenn ich mich recht entsinne, sogar höher als das Washington Monument. Sie war die zweitgrößte Kirche der Vereinigten Staaten – und vielleicht die schönste.

Ich führte, und Christine folgte mir hinein. Dabei hielt sie leicht meine Hand. Wir betraten die Nordwestecke des Kirchenschiffes, das sich nahezu hundertfünfzig Meter bis zum Hochaltar hinzieht.

Alles vermittelte ein außergewöhnliches, harmonisches und wunderbar spirituelles Gefühl. Wir schritten bis zu den Kirchenstühlen unter dem wundervollen Fenster in der Mitte des Schiffes. Wohin ich auch blickte, sah ich weitere kostbare farbige Kirchenfenster, insgesamt mehr als zweihundert.

Das Licht im Inneren war fantastisch; ich fühlte mich gesegnet. An den Wänden war ein Kaleidoskop sich ständig verändernder Farben: leuchtendes Rot, warmes Gelb und kühles Blau.

»Wunderschön, nicht wahr?«, flüsterte ich. »Zeitlos und erhaben – all die schönen Dinge der Gotik, über die Henry Adams mal geschrieben hat.«

»Ich finde, es ist der schönste Ort Washingtons, Alex. Das große Fenster der Kathedrale, die Kinderkapelle – ich habe es immer geliebt. Das habe ich dir aber schon mal gesagt, nicht wahr?«, sagte sie.

»Vielleicht hast du es mal erwähnt. Oder vielleicht habe ich

es einfach gewusst.«

Wir gingen weiter, bis wir die Kinderkapelle betraten. Sie ist klein, wunderschön und herrlich abgeschieden. Wir standen unter einem bunten Fenster, auf dem die Geschichte von Samuel und David als Kinder dargestellt ist.

Ich schaute Christine an. Mein Herz schlug so heftig, dass ich sicher war, dass sie es hörte. Ihre Augen strahlten im flackernden Kerzenschein wie Juwelen. Ihr schwarzes Kleid schimmerte und schien über ihren Körper zu fließen.

Ich ging auf ein Knie nieder und schaute zu ihr auf.

»Ich liebe dich, seit ich dich zum ersten Mal in der Sojourner Truth School gesehen habe«, flüsterte ich, sodass nur sie mich hören konnte. »Allerdings hatte ich bei diesem ersten Mal noch keine Ahnung, dass du etwas ganz Besonderes bist. So klug. So lieb. So gut. Und ich hätte nie gedacht, *so* empfinden zu können, wenn ich mit dir zusammen bin. Ich fühle mich so ... so vollständig. Für dich würde ich alles tun. Oder auch nur, um einen weiteren Augenblick mit dir zusammen zu sein.«

Ich machte eine winzige Pause und holte tief Luft. Sie hielt meinen Blick fest und wandte sich nicht ab.

»Ich liebe dich und werde dich immer lieben. Willst du mich heiraten, Christine?«

Sie schaute mir unverwandt in die Augen, und ich las Wärme und Liebe darin, aber auch Bescheidenheit, die stets ein Teil von Christine ist. Es war beinahe so, als könne sie sich gar nicht vorstellen, von mir geliebt zu werden.

»Ja, ich will dich heiraten. Ach, Alex, ich hätte nicht bis heute Abend warten dürfen. Aber das hier ist so besonders ... so perfekt, dass ich beinahe froh bin, gewartet zu haben. Ja, ich möchte deine Frau werden.«

Ich holte einen antiken Verlobungsring hervor und steckte ihn Christine liebevoll auf den Finger. Der Ring hatte meiner Mutter gehört; ich hatte ihn seit ihrem Tod – damals war ich neun Jahre alt – aufbewahrt. Die genaue Geschichte des Ringes

war nicht mehr bekannt; man wusste nur, dass er seit mehr als vier Generationen den Cross gehörte. Er war mein einziges Erbstück.

Wir küssten uns in der prächtigen Kinderkapelle der National Cathedral, und es war der schönste Moment in meinem Leben, den ich nie vergessen werde und der niemals verblasen wird.

Ja, ich möchte deine Frau werden.

Zehn Tage waren ohne einen weiteren Fantasiemord vergangen. Nun aber war Geoffrey Shafer von einer mächtigen Stimmungswoge erfasst worden und ließ sich von ihr treiben.

Er war völlig abgehoben – hyper, manisch, bipolar, wie auch immer die Ärzte seinen Zustand nennen wollten. Er hatte bereits Lorazepam, Librium, Valium und Depakote geschluckt, aber die Tabletten schienen seine Düsen nur noch mehr auf Schub zu bringen.

Um sechs Uhr nachmittags fuhr er den schwarzen Jaguar vom Parkplatz auf der Nordseite der Botschaft, vorbei an der überlebensgroßen Statue Winston Churchills, der den Zeige- und den Mittelfinger seiner plumpen rechten Hand zum V emporreckte, dem Siegeszeichen, und mit der Linken sein Markenzeichen hielt, die Zigarre.

Aus Shafers CD-Player erklang laut Eric Claptons E-Gitarre. Er drehte die Lautstärke höher und schlug mit den Händen fest aufs Lenkrad, spürte den Beat, den Rhythmus, den *Urtrieb*.

Er bog auf die Massachusetts Avenue ein, hielt bei Starbucks, ging rasch hinein und besorgte sich drei Kaffee nach seinem Geschmack: schwarz wie seine Seele und mit sechs Stück Zucker je Becher. *Hmmm*, lecker. Wie immer hatte er den ersten Becher fast ausgetrunken, als er zur Kasse kam.

Kaum saß er wieder hinter dem Steuer seines Jaguar, trank er den zweiten Becher, diesmal bedächtiger. Dann schluckte er noch ein paar Tropfen Benadryl und Nasan. Schaden konnte

das nicht, eher helfen. Er nahm die Würfel. Heute Abend musste er spielen.

Die Zwölf oder eine höhere Zahl würden ihn auf der Stelle zu Boo Cassidys Wohnung schicken, auf einen heißen, schnellen Fick, ehe er nach Hause zu seiner widerlichen Familie fuhr. Die Zahlen Sieben bis Elf wären eine totale Katastrophe: direkt nach Hause zu Lucy und den Kindern. Drei, Vier, Fünf oder Sechs bedeuteten, er konnte ins Versteck fahren – zu einer unplanmäßigen Nacht mit einem Superabenteuer.

»Komm – Drei, Vier, Fünf. Komm, Baby, komm! Ich brauche das heute Abend. Ich brauch ‘nen Kick! Sonst flipp ich aus!«

Er schüttelte die Würfel mindestens dreißig Sekunden lang. Er kostete die Spannung aus, dehnte sie. Schließlich ließ er die Würfel auf den grauen Ledersitz rollen – und hatte wider alle Erwartungen gewonnen! Sein Hirn stand in Flammen. Er konnte heute Vier Reiter spielen. Die Würfel hatten gesprochen. Das Schicksal hatte gesprochen.

Aufgeregt tippte er eine Nummer ins Autotelefon. »Lucy«, sagte er und lächelte bereits. »Ich bin froh, dass ich dich zu Hause erreiche, Liebling ... Ja, deine Vermutung stimmt, gleich beim ersten Versuch. Wir sind hier hoffnungslos mit Arbeit zugeschüttet. Die scheinen zu glauben, ich wäre deren Privateigentum. Na ja, ein bisschen haben sie wohl Recht damit. Es geht wieder mal um den verdammt Drogenhandel. Sobald ich kann, komme ich heim. Aber warte nicht auf mich. Sag den Kindern, dass ich sie liebe. Ich küsse euch alle. Ja, Liebling, dich liebe ich auch. Du bist die beste und verständnisvollste Frau der Welt.«

Gut gespielt, dachte Shafer und atmete erleichtert auf. In Anbetracht der vielen Drogen, die er geschluckt hatte, eine hervorragende Vorstellung. Shafer beendete das Telefonat mit seiner Frau, von deren Geld sie das Haus in der Stadt bezahlten, den Urlaub im Ausland, sogar den Jaguar und selbstver-

ständig ihren schicken Range Rover.

Er wählte eine andere Nummer.

»Dr. Cassady.« Sie antwortete unverzüglich. Sie *wusste*, dass er es war. Für gewöhnlich rief er sie aus dem Auto an, wenn er unterwegs zu ihr war. Sie liebten es, sich gegenseitig per Telefon heiß zu machen. Telefonsex als Vorspiel.

»Die haben mich wieder mal mit Arbeit vollgeschüttet. Wie können die mir das antun?«, jammerte er kleinlaut ins Telefon, lächelte aber dabei. Er genoss sein Talent für das Melodramatische.

Kurzes Schweigen. »Du meinst, wie können die *uns* das antun, nicht wahr?«, sagte sie dann. »Und es gibt *wirklich* keine Möglichkeit, dass du dich freimachen kannst? Es ist doch bloß ein dämlicher Job – und noch dazu einer, den du verabscheust, Geoff.«

»Du weißt, dass ich kommen würde, wenn es irgendwie möglich wäre. Ich hasse es hier, ich hasse jeden Moment abgrundtief. Und zu Hause ist es noch schlimmer, Boo. Herrgott, von allen Menschen weißt du das doch am besten.«

Er stellte sich vor, wie Boo die Stirn runzelte und die Lippen spitzte. »Du klingst so aufgedreht, Geoffrey. Bist du es wirklich, Liebster? Hast du heute schon deine Tabletten genommen?«

»Sei nicht so grausam. Natürlich habe ich meine Pillen geschluckt. Ich bin mächtig in Fahrt, kann ich dir sagen. Ich rufe zwischen zwei verfluchten Mitarbeiterbesprechungen an. Ach, verdammt, Boo, du fehlst mir so sehr. Ich möchte in dir sein, ganz tief in dir. Ich möchte deine Muschi beglücken, deinen Hintern, deinen Mund. O Gott, ich stelle es mir gerade vor. Hier sitze ich, allein in meinem Büro und bin so hart wie ein Stein.«

Sie lachte. Beinahe änderte er seine Meinung, ihr abzusagen. »Mach dich wieder an die Arbeit. Ich bin zu Hause, solltest du früh fertig sein ... die Adresse kennst du ja«, sagte sie.

»Ich liebe dich, Boo. Du bist so lieb zu mir.«

Er beendete das Gespräch und fuhr weiter ins Versteck nach Eckington. Er parkte den Jaguar neben dem lila-blauen Taxi in der Garage. Dann lief er nach oben, um sich für das Spiel umzuziehen. Herrgott, er liebte dieses geheime Leben, diese Nächte weit fort von allen, die er so *abgrundtief* verabscheute.

Er ging jetzt zu viele Risiken ein, aber das war ihm egal.

Shafer war aufgepeitscht und für den Abend in der Stadt gerüstet. Die Vier Reiter waren unterwegs. Heute Abend konnte *alles* passieren. Dennoch stellte er fest, dass er nachdenklich war, in sich gekehrt. Binnen eines Wimpernschlages konnte seine Stimmung von euphorischer Verrücktheit in tiefste Depression umschlagen.

Er betrachtete sich, als wäre er der Beobachter eines Traumes. Er war Agent des englischen Geheimdienstes gewesen, doch jetzt, nach dem Ende des Kalten Krieges, hatte man für seine Talente kaum noch Verwendung. Duncan Cousins war General in der Armee gewesen und nun Aufsichtsratsvorsitzender eines Firmenkonglomerats, das sich auf den Verkauf von Waschpulver, Seife und billigen Parfüms spezialisiert hatte. Er nannte Shafer gern »den Colonel«, um ihm den »Aufstieg in die Mittelmäßigkeit« so richtig unter die Nase zu reiben. Mit Vorliebe sprach der General auch über die glänzenden Erfolge der beiden Brüder Shafers, die mit ihren Geschäften Millionen gescheffelt hatten.

Shafer lenkte seine Gedanken wieder auf die Gegenwart, wie so oft in letzter Zeit. Er blendete ein und aus, wie ein Radio mit Wackelkontakt. Er holte tief Luft, um sich zu beruhigen, dann fuhr er das Taxi aus der Garage. Gleich darauf bog er auf die Rhode Island Avenue ein. Es begann wieder zu regnen, ein dünner Schleier, der die Ampeln nur verschwommen erkennen ließ und ihnen eine beinahe impressionistische Anmutung gab.

Shafer lenkte das Taxi an den Straßenrand und hielt, um ei-

nen großen, schlanken Schwarzen einsteigen zu lassen. Der Bursche sah wie ein Dealer aus, und nach solchen Typen stand Shafer wahrhaftig nicht der Sinn. Vielleicht sollte er den Mistkerl einfach über den Haufen schießen und die Leiche irgendwo abladen. Wäre nicht übel für die Action am heutigen Abend. So ein verkommenes Subjekt wie den Dealer würde niemand vermissen.

»Flughafen!«, befahl der Mann hochnäsig, als er ins Taxi stieg. Der rücksichtslose Hurensohn schüttelte Regenwasser auf die Sitze. Dann knallte er die quietschende Tür zu und quasselte sofort ins Handy, dieser arrogante Arsch.

Shafer war nicht auf dem Weg zum Flughafen – und deshalb würde sein erster Fahrgast an diesem Abend auch nie dort eintreffen. Shafer belauschte das Telefonat. Die Stimme des Mannes klang verblüffend kultiviert.

»Ich glaube, ich schaffe gerade noch den Flieger um einundzwanzig Uhr, Leonard. Delta fliegt doch *genau* jede volle Stunde, nicht wahr? Ich habe ein Taxi erwischt, dem Himmel sei Dank. Die meisten halten nicht in der Gegend, wo meine arme Mutter lebt, im Northeast. Und dann kommt da plötzlich ein uraltes klappriges Zigeunertaxi und hat Gott sei Dank für mich gehalten.«

Ach du Scheiße, der Kerl könnte mich identifizieren! Shafer verfluchte stumm sein Pech. Aber das gehörte zum Spiel: unglaubliche lichte Höhen und grauenvolle schwarze Tiefen. Jetzt musste er dieses Arschloch bis zum National Airport fahren. Denn falls der Bursche verschwand, würde man ihn mit einem lila-blauen Taxi in Verbindung bringen, einem »uralten klapprigen Zigeunertaxi«.

Shafer trat aufs Gaspedal und jagte zum Flughafen. Selbst um einundzwanzig Uhr gab es hier einen Stau. Wieder fluchte er stumm. Mittlerweile regnete es in Strömen, und mit Blitz und Donner war ein Gewitter aufgezogen.

Shafer bemühte sich, seine aufsteigende Wut und seine

Missstimmung unter Kontrolle zu halten. Er brauchte fast vierzig Minuten, um den Terminal zu erreichen und den Fahrgast abzusetzen. Mittlerweile hatte er sich in eine andere Fantasievorstellung begeben, hatte einen gewaltigen Stimmungsumschwung erlebt. Wieder puschte er sich auf, trieb sich selbst in einen Zustand höchster Erregung.

Vielleicht hätte er Dr. Cassady doch besuchen sollen. Er brauchte mehr Tabletten, besonders Lithium. Heute Abend war es eine Achterbahnfahrt: rauf und runter, rauf und runter. Er wollte die Dinge so weit wie möglich bis an die Grenze treiben. Er fühlte sich wie von Sinnen, verlor eindeutig die Kontrolle.

Wenn er in diesen Zustand geriet, war *alles* möglich. Das war der Knaller. Er reihte sich in die Schlange der Taxis ein, die auf eine Fahrt zurück nach Washington warteten.

Als er näher zur Spitze der Autoschlange kam, wurde der Donner heftiger. Blitze zuckten am Himmel hoch über dem Flughafen. Shafer sah, wie die potenziellen Opfer sich unter dem tropfenden Vordach drängten. Zweifellos würden wegen des Wetters Flüge verschoben oder ganz gestrichen. Er genoss das billige Melodram, die Spannung. Das Opfer *du jour* konnte jeder sein, von einem hochrangigen Manager bis zu einer abgearbeiteten Sekretärin, sogar eine ganze Familie, die auf dem Heimweg von einem Trip nach Disney World war.

Doch Shafer blickte kein einziges Mal direkt auf die Schlange potenzieller Opfer, als er Schritt um Schritt näher heranfuhr. Jetzt hatte er sie beinahe erreicht. Nur noch zwei Taxis waren vor ihm. Er beobachtete die Schlange aus dem Augenwinkel. Schließlich musste er *doch* einen raschen direkten Blick riskieren.

Es war ein hoch gewachsener Mann.

Wieder schaute Shafer unwillkürlich hin.

Ein Weißer, ein Geschäftsmann, trat von der Bordsteinkante und stieg ins Taxi, wobei er den Regen verfluchte.

Shafer musterte den Mann. Er war Amerikaner, Ende drei-

Big, selbstbewusst. Anlageberater vielleicht, oder Banker – so was Ähnliches.

»Wir können *fahren*, Meister, falls Sie in der Stimmung sind«, fuhr der Mann ihn an.

»Verzeihung, Sir«, sagte Shafer und lächelte servil in den Innenspiegel.

Dann ließ er die Würfel auf den Beifahrersitz fallen: *Sechs!* Sein Herz begann zu hämmern.

Sechs bedeutete *sofortige Aktion*. Aber er befand sich immer noch innerhalb des National Airport; es herrschte starker Verkehr, und überall flackerten die roten Lichter der Polizei. Es war zu gefährlich – sogar für ihn.

Doch die Würfel hatten gesprochen. Ihm blieb keine Wahl. Das Spiel war im Gange – *jetzt*.

Vor ihm leuchtete ein Meer roter Lichter. Autos überall. Wie konnte er den Burschen hier beseitigen? Shafer begann heftig zu schwitzen.

Er musste es tun! Darum ging es ja bei diesem Spiel. Er musste es *jetzt* tun. Er musste dieses Arschloch gleich hier auf dem Flughafen kaltmachen.

Er bog auf den nächsten Parkplatz ein. Nein, nicht gut. Er fuhr einen schmalen Weg entlang. Wieder zuckten Blitze über den Himmel. Das Gewitter schien den Wahnsinn, das Surreale dieses Augenblicks zu unterstreichen.

»Wo fahren Sie hin?«, fuhr der Geschäftsmann ihn wütend an und schlug mit der flachen Hand gegen die Rückenlehne. »Das ist nicht die richtige Ausfahrt, Sie Blödmann!«

Shafer warf dem widerlichen Mistkerl einen flammenden Blick im Innenspiegel zu. Er hasste den Burschen, weil der ihn Blödmann genannt hatte. Der Schweinehund erinnerte ihn an seine Brüder.

»*Ich* fahre nirgendwohin«, rief Shafer zurück. »Aber *du* fährst geradewegs in die Hölle!«

»Was ... was haben Sie gesagt? Wie meinen Sie das?«, frag-

te der Geschäftsmann, plötzlich verwirrt und verängstigt.

Shafer drehte sich im Sitz um, feuerte seine Smith & Wesson Neun-Millimeter ab und hoffte, niemand würde bei dem Gewitter und dem wilden Hupen den Knall hören.

Er war schweißgebadet und hatte Angst, die Farbe auf seinem geschwärzten Gesicht würde zerlaufen. Er war darauf gefasst, jeden Moment angehalten zu werden. Er rechnete damit, dass Polizisten sein Taxi umringten. Hellrotes Blut war über die gesamte Rückbank und an das Heckfenster gespritzt. Der Geschäftsmann war in einer Ecke zusammengesunken. Es sah aus, als würde er schlafen. Shafer konnte nicht sehen, wo die verdammte Kugel aus dem Taxi ausgetreten war.

Er schaffte es, den Flughafen hinter sich zu lassen, ehe er völlig durchdrehte. Vorsichtig fuhr er zu den Benning Heights im Southeast. Er konnte nicht riskieren, wegen einer Geschwindigkeitsübertretung angehalten zu werden. Aber er hatte nun völlig den Kopf verloren und war nicht sicher, dass er das Richtige tat.

In einer Seitenstraße hielt er, schaute sich die Leiche genauer an und zog sie bis auf die Haut aus. Shafer beschloss, den Toten unter freiem Himmel abzulegen. Er bemühte sich nach Kräften, unvorhersehbar zu handeln.

Dann gab er Gas, jagte vom Tatort nach Hause.

Er hatte beim Opfer keinerlei Ausweispapiere zurückgelassen. Nichts. Nur die nackte Leiche.

Diesmal gab es eine kleine Überraschung: einen *John* Namenlos.

Ich kam um halb drei morgens von Christine nach Hause zurück und fühlte mich so beschwingt und glücklich wie seit Jahren nicht. Ich dachte daran, Nana und die Kinder zu wecken und ihnen die Neuigkeit mitzuteilen. Ich wollte den verblüfften Ausdruck auf ihren Gesichtern sehen. Und ich wünschte, ich hätte Christine mit nach Hause gebracht; dann hätten wir alle

gemeinsam feiern können.

Gerade als ich das Haus betrat, klingelte das Telefon. O *nein*, dachte ich. *Nicht heute Nacht. Ein Anruf um halb drei morgens verheißt nichts Gutes.*

Ich nahm den Hörer im Wohnzimmer ab und hörte Sampsons Stimme in der Leitung. »Süßer?«, flüsterte er.

»Lass mich in Ruhe«, sagte ich. »Versuch's morgen früh wieder. Für diese Nacht hab ich geschlossen.«

»O nein, Alex, hast du nicht. Fahr in die Alabama Avenue, ungefähr drei Querstraßen vom Dupont Park. Man hat im Rinnstein 'nen Mann aufgefunden. Tot. Der Kerl ist weiß und hat keinerlei Papiere bei sich. Ist splitternackt.«

Morgen früh würde ich Nana und den Kindern als Erstes von Christine und mir erzählen. Jetzt aber musste ich mich auf den Weg machen. Zum Tatort brauchte ich zehn Minuten über den Anacostia River. Sampson wartete an einer Straßenecke auf mich. Ebenso John Namenlos.

Und eine lebhaft, übel gelaunte Menschenmenge. Eine nackte weiße Leiche hatte in einer Gegend wie dieser naturgemäß Neugier und ziemliches Aufsehen erregt. Es war ungefähr so, als sähe man ein Reh die Alabama Avenue hinunterlaufen.

»Der weiße Typ hat einen verplättet gekriegt«, rief einer der Gaffer uns zu, als Sampson und ich unter dem gelben Plastikband hindurchschlüpfen, das den Tatort abspernte. Im Hintergrund standen Reihen verfallener Backsteinhäuser, die gleichsam die Namen der Verlorenen hinausschrien, der Vergessenen, der Menschen, die nie eine Chance hatten.

An den Straßenecken hatten sich Pfützen gebildet, da die Gullys hier fast nie inspiziert wurden. Ich kniete mich über die verrenkte nackte Leiche, die teilweise in einer Senkgrube lag. Auf diesem nassen Untergrund gab es keinerlei Reifenspuren. Ich fragte mich, ob der Mörder das bedacht hatte.

In Gedanken machte ich Notizen. Es war nicht nötig, sie aufzuschreiben. Ich würde mich an alles erinnern. Der Mann hatte

manikürte Finger- und Fußnägel. Weder an den Händen noch an den Füßen waren Schwielen. Er hatte auch keine Verletzungen oder besondere Merkmale, sah man davon ab, dass der Schuss ihm die linke Gesichtshälfte weggepustet hatte.

Der Körper war tief sonnengebräunt, abgesehen von den Stellen, wo der Mann eine Badehose getragen hatte. Ich sah einen dünnen blassen Streifen am linken Ringfinger, wo wahrscheinlich ein Ehering gewesen war. Der Ring fehlte.

Und es gab keinerlei Ausweispapiere – wie bei den Jane Namenlos.

Der Tod war eindeutig das Ergebnis eines einzigen vernichtenden Kopfschusses. Die Alabama Avenue war zwar der Fundort der Leiche, doch ich vermutete, dass die Tat an einem anderen Ort begangen worden war.

»Was meinst du?« Sampson hockte sich dicht neben mich. Seine Knie knackten laut. »Der verdammte Hurensohn ist wegen irgendwas stinkwütend.«

»Und es ist verrückt, dass das Opfer hier in Benning Heights liegt. Natürlich können wir nicht wissen, ob zwischen dem armen Kerl und den Jane Namenlos eine Verbindung besteht. Aber wenn ja, dann wollte der Mörder, dass wir unseren Freund hier sehr schnell finden. In dieser Gegend lädt man die Leichen üblicherweise im Fort Dupont Park ab. Die ganze Sache wird immer seltsamer. Und du hast Recht – wer das hier getan hat, ist sauwütend auf die ganze Welt.«

In meinem Kopf schwirrten alle möglichen Gedanken über Tatorte durcheinander; hinzu kam der übliche Strom der Fragen seitens der Mordkommission. Warum lässt der Täter die Leiche im Rinnstein liegen? Warum legt er sie nicht in einem verlassenen Gebäude ab? Warum liegt sie in Benning Heights? War der Mörder ein Schwarzer? Das war für mich immer noch die wahrscheinlichste Erklärung, aber nur ein sehr geringer Prozentsatz von Serienmördern sind Schwarze.

Der Sergeant von der Spurensicherung schlenderte zu

Sampson und mir herüber. »Was wollen Sie von uns, Detective?«

Ich blickte wieder auf die nackte weiße Leiche. »Videofilm, Fotos und Zeichnungen«, ordnete ich an.

»Sollen wir auch was von dem Müll mitnehmen, der im Rinnstein und im Gully liegt?«

»Alles, auch wenn es tropfnass ist.«

Der Sergeant verzog das Gesicht. »Alles? Diesen ganzen nassen Dreck? Warum?«

Die Alabama Avenue ist hügelig. In der Ferne sah ich das hell erleuchtete Kapitol. Es sah wie ein ferner Himmelskörper aus, vielleicht der Himmel selbst. Ich musste an die Menschen in Washington denken, die etwas *hatten*, und an die, die *nichts* hatten.

»Nehmt alles mit. So arbeite ich nun mal«, erklärte ich.

Detective Patsy Hampton traf gegen zwei Uhr fünfzehn an dem scheußlichen Tatort ein. Der Assistent von Chief Pittman hatte sie wegen eines ungewöhnlichen Mordes in Benning Heights angerufen, der womöglich mit den Jane-Namenlos-Morden in Verbindung stand. Die Tat war zwar in mancher Hinsicht anders als die Frauenmorde, doch gab es zu viele Ähnlichkeiten, als dass man sie hätte ignorieren können.

Hampton beobachtete Alex Cross am Tatort. Sie war beeindruckt, dass er zu dieser frühen Stunde herausgekommen war. Seit langem schon hatte er ihre Neugier erregt. Hampton kannte Cross' Ruf und hatte einige seiner Fälle mitverfolgt. Sie hatte sogar mehrere Wochen an dem tragischen Entführungsfall Maggie Rose Dunne und Michael Goldberg mitgearbeitet.

Bis jetzt hatte Patsy Hampton gemischte Gefühle, was Cross betraf. Er war durchaus sympathisch und mehr als gut aussehend – ein hoch gewachsener, kräftiger, gut gebauter Mann. Andererseits hatte sie den Eindruck, dass er besonderes Entge-

genkommen genoss – unverdientermaßen –, weil er Gerichtspsychologe war. Was Cross betraf, hatte Patsy Hampton ihre Hausaufgaben gemacht.

Sie erkannte, dass sie diesem Fall zugeteilt worden war, um Cross zu entlarven, zu besiegen und rangmäßig eine Stufe tiefer zu befördern. Hampton war klar, dass ihr ein harter Wettkampf bevorstand, aber sie wusste auch, dass sie es schaffen konnte. Sie hatte noch nie versagt.

Den Tatort hatte Hampton bereits besichtigt. Sie war nur so lange geblieben, weil Cross und Sampson unerwartet aufgetaucht waren.

Sie hatte Cross nicht aus den Augen gelassen, als er den Tatort mehrmals abgeschritten hatte. Sein Körperbau war imposant, ebenso der seines Partners Sampson: Der Mann musste über zwei Meter groß sein. Cross selbst war ungefähr einsneunzig und wog an die zwei Zentner. Er wirkte jünger, als er tatsächlich war, nämlich einundvierzig. Die Streifenpolizisten, sogar die Beamten von der Spurensicherung schienen ihn zu respektieren. Er schüttelte hier ein paar Hände, klopfte dort auf Schultern und lächelte gelegentlich jemandem zu, der am Tatort irgendeiner Aufgabe nachging.

Hampton mutmaßte, dass Cross seine ganz eigene Nummer abzog. Heutzutage hatte jeder irgendeine Tour, besonders in Washington. Bei Cross waren es offenbar Charisma und Charme.

Aber Patsy selbst hatte auch ihre eigene Tour. Ihre bestand darin, harmlos und »feminin« zu wirken und dann ganz im Gegensatz zu den Erwartungen der Männer in der Truppe zu arbeiten. Für gewöhnlich erwischte sie die Kerle damit auf dem falschen Fuß. Während ihres Aufstiegs im Dezernat hatten die Männer gelernt, dass Patsy beinhart sein konnte. Überraschung, Überraschung. Sie arbeitete länger als alle anderen. Sie war verdammt härter als die Männer. Und sie pflegte nie gesellschaftlichen Umgang mit anderen Polizisten.

Dann aber hatte sie einen Riesenfehler begangen. Sie war ohne Durchsuchungsbefehl in das Auto eines Mordverdächtigen eingebrochen und dabei von einem anderen Detective erwischt worden, von einem älteren neidischen Mann. Auf diese Weise hatte Chief Pittmann sie in die Krallen bekommen und würde sie jetzt nie mehr loslassen.

Gegen Viertel vor drei ging Patsy Hampton zu ihrem waldgrünen Ford Explorer, der dringend eine Wäsche brauchte. Sie hatte bereits ein paar Vermutungen, was den Toten auf der Straße betraf.

Für Patsy Hampton bestand kein Zweifel, dass sie Cross besiegen würde.

ZWEITES BUCH

DER TOD REITET EIN FAHLES ROSS

George Bayer verkörperte die Hungersnot bei den Vier Reitern. Seit sieben Jahren spielte er Fantasy-Spiele und liebte sie. Zumindest bis vor kurzem, seit Geoffrey Shafer immer mehr außer Kontrolle geriet.

Hungersnot war körperlich nicht gerade beeindruckend: ungefähr ein Meter siebzig groß, fünfundachtzig Kilo schwer. Er hatte einen Bauch und trug eine Brille mit Drahtgestell. Doch er wusste, dass seine Erscheinung trog, und verdiente seinen Lebensunterhalt durch jene Menschen, die ihn unterschätzten. Menschen wie Geoffrey Shafer.

Hungersnot hatte das vierzigseitige Dossier über Shafer auf dem langen Flug von Asien nach Washington gelesen. Das Dossier teilte ihm alles über Shafer mit und über die Figur, die er spielte: den Tod. Auf dem Dulles-Flughafen mietete er sich unter falschem Namen einen dunkelblauen Ford. Während der dreißigminütigen Fahrt in die Stadt war er immer noch in sich gekehrt.

Doch Bayer war auch nervös und machte sich Sorgen um die Reiter, insbesondere um sich selbst, denn er war derjenige, der Shafer zur Rede stellen musste, und er befürchtete, dass Shafer womöglich durchdrehte und alle am Spiel Beteiligten auffliegen ließ.

George Bayer war Geheimdienstmann gewesen – MI6 – und kannte Geoffrey Shafer von der gemeinsamen Dienstzeit her. Er war nach Washington gekommen, um Shafer aus erster Hand zu überprüfen. Die anderen Spieler hegten den Verdacht, dass Geoffrey außer Rand und Band geraten sei, sich nicht mehr an die Spielregeln hielt und somit für alle eine ernste Gefahr darstellte. Da Bayer früher in Washington stationiert gewesen war und die Stadt kannte, war er der geeignete Mann für diese Reise.

George Bayer wollte in der Britischen Botschaft an der Massachusetts Avenue nicht gesehen werden, doch er hatte mit ein paar Freunden gesprochen, die über die Kontaktaufnahme schweigen würden, wie er wusste. Was Bayer über Shafer erfuhr, war so besorgniserregend, wie er befürchtet hatte: Shafer ging fremd und war dabei keineswegs diskret und vorsichtig. Es gab da eine Psychologin, die zugleich Sexualtherapeutin war. Man hatte Shafer dabei gesehen, wie er diese Frau mehrmals in der Woche besuchte, oft während der Dienstzeit. Man munkelte, dass er viel trank und möglicherweise Drogen nahm. Bayer vermutete Letzteres. Er und Shafer waren Freunde gewesen und hatten sich während ihrer Dienstzeit auf den Philippinen und in Thailand ganz schön mit Drogen voll gepumpt. Natürlich waren sie damals jünger und dümmer gewesen – Letzteres traf zumindest auf Bayer zu.

Die Polizei in Washington hatte sich vor kurzem bei der Botschaft über einen Zwischenfall wegen rücksichtslosen Fahrens beschwert. Möglich, dass Shafer dabei high gewesen war. In der Botschaft war er ziemlich unten durch; man hätte ihn längst entlassen oder zurück nach England geschickt, wäre da nicht der Vater seiner Frau gewesen, General Duncan Cousins. Shafer hatte sein Leben gründlich versaut.

Aber das ist nicht das Schlimmste, überlegte George Bayer, während er zum Eckington Place fuhr, einem Stadtteil im Nordosten Washingtons. Da ist noch viel mehr, nicht wahr, mein lieber Junge? Es ist viel schlimmer, als man bei der Botschaft annimmt. Wahrscheinlich ist es der größte Skandal in der langen Geschichte des Geheimdienstes – und du steckst mittendrin. Aber ich leider auch.

Vor einer Ampel verriegelte Bayer die Autotüren. Die Gegend wirkte äußerst gefährlich auf ihn, wie so vieles heutzutage in Washington. Was für ein trauriges, völlig wahnsinniges Land Amerika doch geworden war. Der perfekte Unterschlupf für Shafer.

Hungersnot betrachtete auf der Weiterfahrt die verkommenen Straßen, in denen unverkennbar die Unterschicht hauste. In London gab es nichts Vergleichbares. Überall Reihen zweigeschossiger Mietshäuser aus rotem Backstein mit ungepflegtem Garten und meist über den Zustand der Reparaturbedürftigkeit hinaus. Das war kein urbaner Verfall, das war urbane Apathie.

Shafers Nest tauchte vor ihm auf. Bayer hielt. Er kannte die genaue Lage von Shafers Versteck aus den weitschweifigen Fantasie-Erzählungen, die Shafer seinen Mitspielern geliefert hatte. Er kannte die Adresse. Jetzt musste er nur noch einen Punkt klären: Waren die Morde, von denen Geoffrey behauptete, sie begangen zu haben, Fantasie oder waren sie tatsächlich verübt worden? War er wirklich ein kaltblütiger Mörder, der hier in Washington sein Unwesen trieb?

Bayer ging zur Garagentür. Er brauchte nur Sekunden, um das Schloss zu knacken und ins Haus einzudringen.

Er hatte sehr viel über die »Albtraumkarosse« gehört, das lilablau-weiße Taxi, das Shafer für die Morde benutzte. Jetzt stand es vor ihm. Das Taxi war so real wie er selbst. Jetzt kannte er die Wahrheit. George Bayer schüttelte den Kopf. Shafer hatte alle diese Menschen tatsächlich umgebracht. Es war kein Spiel mehr.

Bayer stieg die Treppe hinauf in die Wohnung, die Shafer als Versteck diente. Seine Arme und Beine fühlten sich schwer an, ein leichter Druck lag auf seiner Brust. Sein Gesichtsfeld war eingeengt. Er zog die verstaubten Rollos herunter und schaute sich um.

Während des Spiels hatte Shafer die Garage und das Taxi mehrmals prahlerisch beschrieben. Er hatte sich mit diesem Versteck vor den Mitspielern gebrüstet und geschworen, dass es wirklich existierte und nicht bloß ein Fantasiegebilde in einem Rollenspiel sei. Geoffrey hatte die anderen offen herausgefordert, es selbst in Augenschein zu nehmen. Deshalb war

Bayer jetzt in Washington.

Na schön, Geoffrey, das Versteck gibt es wirklich. Du bist ein eiskalter Killer. Du hast tatsächlich nicht geblufft, stimmt's?

Um zehn Uhr abends fuhr Bayer mit Shafers Taxi los. Die Schlüssel lagen offen da, beinahe wie eine Herausforderung. Seiner Schätzung nach hatte er eine ganze Nacht, um genau das nachzuempfinden, was Shafer erlebt hatte. Laut Geoffrey war das Vorspiel bereits die halbe Freude am eigentlichen Spiel: die Möglichkeiten zu erkunden und das gesamte Spiel vor sich zu sehen, ehe man den ersten Zug tat.

Von zehn bis halb elf kurvte Bayer durch die Straßen Washingtons, nahm aber keinen Fahrgast mit. Er ließ das Nicht-im-Dienst-Schild leuchten. *Was für ein Spiel*, dachte Bayer immer wieder. *Macht Geoffrey es genauso? Fühlt er sich so, wenn er durch die Stadt streift?*

Ein alter Penner mit eingedrücktem Hut schob einen Wagen voller Blechdosen und anderen wiederverwertbaren Dingen direkt vor dem Taxi auf die Straße und riss Bayer aus seinen Träumen. Dem Alten schien es egal zu sein, ob man ihn über den Haufen fuhr oder nicht, doch Bayer machte eine Vollbremsung und musste an Shafer denken. Die Linie zwischen Leben und Tod war für Geoffrey offenbar nicht mehr zu sehen, war verblasst, vielleicht verschwunden.

Vorsichtig fuhr Bayer weiter. Er kam an einer Kirche vorbei. Der Gottesdienst war gerade zu Ende, und die Besucher strömten ins Freie.

Bayer hielt das Taxi an, um eine attraktive afro-amerikanische Frau einsteigen zu lassen, die ein blaues Kleid und farblich dazu passende Schuhe mit hohen Absätzen trug. Bayer musste herausfinden, wie das für Shafer war, für den Tod. Er konnte dem nicht widerstehen.

»Vielen Dank«, sagte die Frau, als sie hinten ins Taxi einstieg. Sie wirkte freundlich, anständig und ehrbar. Verstohlen

musterte Bayer sie im Innenspiegel. Sie war keine Schönheit, hatte aber ein recht hübsches Gesicht. Lange braune Beine in hauchdünnen Strümpfen. Er versuchte sich vorzustellen, was Shafer jetzt tun würde, konnte es aber nicht.

Shafer hatte sich damit gebrüstet, dass er Menschen in den ärmeren Stadtteilen Washingtons tötete, da sich dort niemand um sie scherte. Bayer vermutete, dass er die Wahrheit gesagt hatte. Aus den gemeinsamen Zeiten in Thailand und auf den Philippinen wusste er manches über Shafer. Ja, er kannte dessen dunkelste und tiefste Geheimnisse.

Bayer fuhr die attraktive schwarze Frau, die sich sehr gewählt ausdrückte, zu ihrer Wohnung und amüsierte sich köstlich, als sie ihm sechzig Cent Trinkgeld für die Fahrt gab. Fünfzehn Prozent, auf den Penny genau. Er nahm das Geld und dankte ihr höflich.

»Ein englischer Taxifahrer«, sagte sie. »Das ist ungewöhnlich. Einen schönen Abend noch.«

Bayer fuhr bis zwei Uhr morgens weiter. Er nahm die Bilder in sich auf, die sich ihm boten, und spielte das schwindelerregende Spiel. Und dann musste er wieder halten. Zwei junge Mädchen winkten ihm an einer Straßenecke. Die Gegend hieß Shaw. In der Nähe befand sich die Howard University, wie man anhand mehrerer Schilder sehen konnte.

Die Mädchen waren schlank und zum Anbeißen. Sie trugen Schuhe mit hohen Absätzen, und ihre Kleidung glitzerte in der Dunkelheit. Eines hatte einen Minirock an. Nein, einen *Mikro*-rock. Bayer sah den oberen Rand der schenkellangen marineblauen Stiefel, als er hielt. *Das sind eindeutig Nutten, Shafers Lieblingsbeute*, ging es ihm durch den Kopf.

Die zweite Prostituierte war noch hübscher als die erste und hatte noch mehr Sexappeal. Sie trug weiße Plateausandalen, eine längs gestreifte Radlerhose und ein winziges Oberteil mit blauem Tarnmuster.

»Na, wohin wollen wir denn?«, fragte Bayer jovial, als sie

hüftschwingend zum Taxi kamen.

Das Mädchen im Mikrorock sprach für beide. »*Wir* wollen zum Princeton Place. Das ist in Petworth, Schätzchen. Danach schwirrst *du* ab«, sagte sie, warf den Kopf zurück und lachte verführerisch. Bayer grinste in sich hinein. Langsam fand er Geschmack an diesem Spiel.

Die Mädchen stiegen ein. Bayer konnte nicht widerstehen, sie im Innenspiegel eingehend zu mustern. Das kleine Biest im Mikrorock erwischte ihn dabei. Er kam sich wie ein Schuljunge vor, fand es aber ungemein berauschend und ließ die Mädchen nicht mehr aus den Augen.

Lässig zeigte die Kleine ihm den Stinkefinger. Doch Bayer schaute weiter hin. Er konnte nicht anders. *So also fühlte sich Shafer. Das war das Spiel der Spiele.*

Er vermochte nicht die Augen von den Mädchen zu wenden. Das Herz schlug ihm bis zum Hals. Mikrorock trug ein knall enges geripptes Oberteil. Ihre langen Fingernägel waren kiwi-grün und mangofarben lackiert. Am Gürtel trug sie einen Pieper – und wahrscheinlich eine Pistole in der Handtasche.

Das andere Mädchen lächelte scheu in Bayers Richtung. Sie schien unschuldiger zu sein. War sie das wirklich? Eine Kette mit den Buchstaben BABY GIRL hing zwischen ihren jungen Brüsten.

Wenn die beiden nach Petworth wollten, mussten sie auf den Strich gehen. Beide waren jung, sechzehn oder siebzehn, aber gerissen. Bayer stellte sich vor, Sex mit den Mädchen zu haben, und dieses Bild drohte seine Vorstellungskraft zu überwältigen. Er musste vorsichtig sein. Die Sache konnte völlig außer Kontrolle geraten. Schließlich spielte er Shafers Spiel, nicht wahr? Und es gefiel ihm ausgesprochen gut.

»Ich habe einen Vorschlag für euch«, sagte er zu Mikrorock.

»In Ordnung, Schätzchen«, erwiderte sie. »Hundert Mäuse plus die Fahrt nach Petworth. Das ist mein Vorschlag für dich.«

Shafer wusste immer gern, wann die anderen Spieler auf Reisen waren, besonders wenn sie nach Washington kamen. Er hatte sich viel Mühe gemacht, sich einen Weg in ihre Computersysteme zu hacken, um sie unter Beobachtung halten zu können. Hungersnot hatte vor kurzem Flugtickets gekauft und war jetzt hier in Washington. Warum?

Es war nicht schwer, Bayer zu folgen, nachdem er in der Stadt eingetroffen war. Shafer verstand sich immer noch ziemlich gut darauf. Während der Jahre beim Geheimdienst hatte er ausreichend Erfahrung im Beschatten erworben.

Er war enttäuscht, dass Hungersnot sich entschieden hatte, sich in seine Fantasien einzumischen. Sicher, gelegentlich kam es beim Spiel zu Überschneidungen, aber nur selten. Und beide Spieler mussten sich zuvor darauf geeinigt haben. Hungersnot verletzte eindeutig die Spielregeln. Was wusste er oder glaubte er zu wissen?

Dann verblüffte Bayer ihn total. Er suchte nicht nur Shafers Versteck auf, sondern fuhr tatsächlich mit dem *Taxi* spazieren. Was, zum Teufel, machte er?

Kurz nach zwei Uhr morgens sah Shafer, wie sein Zigeunertaxi zwei junge Mädchen in Shaw mitnahm. Ahmte Bayer ihn nach? Stellte er ihm irgendeine Falle? Oder ging es um ganz etwas anderes?

Bayer fuhr die Mädchen zur S Street, was nicht weit von der Stelle war, wo er sie aufgelesen hatte. Er folgte den Mädchen die dunkle Treppe zu einem alten Backsteinhaus hinauf, in dem dann alle verschwanden.

Er trug einen blauen Anorak über dem rechten Arm. Shafer vermutete darunter eine Pistole. Verdammt! Er hatte zwei Mädchen mitgenommen. Jeder auf der Straße konnte ihn sehen. Jeder konnte das Taxi bemerken.

Shafer parkte am Straßenrand. Er wartete und beobachtete. Er war höchst ungern in diesem Teil Shaws, besonders ohne seine übliche Verkleidung, und dann noch mit dem Jaguar. An

der Straße standen etliche heruntergekommene Backsteinbauten und mehrere Buden, mit Brettern vernagelt und mit Graffiti übersät. Niemand war auf der Straße.

Shafer sah im obersten Stock ein Licht aufblitzen und nahm an, dass Bayer mit den Mädchen dorthin gegangen war, vermutlich in ihre Wohnung.

Er beobachtete das Gebäude von zwei Uhr früh bis kurz vor vier. Er konnte die Augen nicht davon abwenden. Während er wartete, stellte er sich Dutzende von Szenarien vor, die Hungersnot hierher geführt haben könnten. Er fragte sich, ob auch die anderen in Washington waren. Oder handelte Hungersnot auf eigene Faust? Spielte er jetzt gerade die Vier Reiter?

Shafer wartete und wartete, dass Bayer wieder erschien und ins Taxi stieg, aber er kam nicht. Shafer wurde immer ungeduldiger, besorgter und wütender. Nervös rutschte er auf dem Fahrersitz des Jaguar hin und her. Sein Atem ging plötzlich schwer. Er hatte grässliche Fantasievorstellungen, was Bayer dort oben getan haben könnte. Hatte er die beiden Mädchen getötet? Hatte er ihre Ausweispapiere mitgenommen? War das eine Falle? Ja, wahrscheinlich. Was könnte es sonst sein?

Immer noch keine Spur von George Bayer.

Shafer hielt es nicht mehr aus. Er stieg aus dem Wagen, stellte sich auf die Straße und starrte zu den Fenstern der Wohnung hinauf. Dabei fragte er sich, ob man ihn ebenfalls beobachtete. Er spürte eine Falle. Wohin sollte er fliehen?

Verdammt. Wo, zum Teufel, steckt Bayer? Was spielt Hungersnot für ein Spiel? Hatte das Gebäude einen Hinterausgang? Wenn ja, warum hatte Bayer das Taxi als Beweisstück stehen gelassen? Beweisstück! Verflucht!

Aber dann sah er endlich Bayer das Gebäude verlassen. Rasch überquerte er die S Street, stieg ins Taxi und fuhr los.

Shafer beschloss, nach oben zu gehen. Er rannte zum Hauseingang. Die Holztür war nicht abgeschlossen. Shafer lief die steile Wendeltreppe hinauf. In der einen Hand hielt er die

eingeschaltete Taschenlampe, in der anderen seine halbautomatische Waffe.

Shafer gelangte in den dritten Stock. Auf Anhieb wusste er, welche der beiden Wohnungen die richtige war. Ein Poster von Mary J. Bliges Album *What's the 411?* klebte über den Rissen in der verkratzten Tür rechts. Dort wohnten die Mädchen.

Er drehte den Türgriff, drückte die Tür vorsichtig auf und hielt die gezogene Pistole schussbereit.

Ein Mädchen kam aus dem Bad. Es hatte sich ein flauschiges schwarzes Handtuch um den Kopf gewickelt und war nackt. Mit den spitzen kleinen Brüsten war die Kleine eine heiße Nummer. Herrgott, Hungersnot hatte anscheinend fürs Vögeln bezahlt. Was für ein Idiot! Was für ein Wichser!

»Wer sind Sie, verdammt? Was wollen Sie hier?«, schrie das Mädchen wütend.

»Ich bin Tod«, erklärte Shafer grinsend. »Ich bin hier, um dich und deine niedliche Freundin zu holen.«

Ich war um kurz nach halb vier morgens vom Tatort des John-Namenlos-Mordes nach Hause gekommen. Ich ging ins Bett, stellte den Wecker aber auf halb sieben. Es gelang mir aufzustehen, ehe die Kinder zur Schule gingen.

»Jemand war gestern sehr, sehr lange aus«, zog Jannie mich auf, noch ehe ich die Treppe heruntergekommen war und es bis in die Küche geschafft hatte. Schweigend ging ich weiter. Jannie und Damon saßen mit Nana beim Frühstück.

»Jemand *sieht so aus*, als hätte er eine lange Nacht hinter sich«, sagte Nana von ihrem üblichen Hochsitz aus.

»Jemand sucht unbedingt Ärger«, sagte ich, um sie zum Schweigen zu bringen. »Also, ehe ihr in die Schule geht, muss ich euch noch etwas Wichtiges sagen.«

»Benehmt euch. Passt im Unterricht immer schön auf, auch wenn die Lehrerin langweiliges Zeug redet. Seid artig. Und setzt die Linke immer als Führhand ein, wenn ihr auf dem

Schulhof jemandem die Fresse poliert«, meinte Jannie und zwinkerte mir zu.

Ich verdrehte die Augen. »Ich wollte euch sagen, dass ihr heute ganz besonders nett zu Mrs. Johnson sein sollt«, erklärte ich. »Gestern Abend hat Christine nämlich gesagt, dass sie mich heiraten will. Und das heißt wohl, dass sie uns alle heiratet.«

Wir fielen uns um den Hals und kreischten vor Freude. Die Kinder schmierten mich mit Kakaomündern und Fettfingern voll. Ich hatte Nana nie zuvor glücklicher gesehen. Ich fühlte genau das Gleiche. Bestimmt war ich sogar noch glücklicher.

Schließlich schaffte ich es doch noch zum Dienst. Ich hatte beim Mord an John Namenlos einige Fortschritte gemacht. Am Dienstagmorgen erfuhr ich, dass der Mann, dessen Leiche man auf der Alabama Avenue abgelegt hatte, ein vierunddreißigjähriger Wissenschaftler gewesen war, ein Analytiker namens Franklin Odenkirk. Er arbeitete in der Forschungsstelle der Kongressbibliothek.

Wir gaben diese Meldung nicht an die Presse weiter, doch ich informierte Chief Pittmans Büro, sobald ich es erfuhr. Pittman würde es ohnehin herausfinden.

Sobald ich erst den Namen des Opfers hatte, strömten die Informationen schnell herein – und wie es meist der Fall ist, waren sie traurig. Odenkirk war verheiratet und hatte drei kleine Kinder. Er hatte einen Spätflug von New York genommen, wo er am Rockefeller-Institut einen Vortrag gehalten hatte. Das Flugzeug war planmäßig gelandet, und Odenkirk hatte gegen zweiundzwanzig Uhr den National Airport verlassen. Was danach mit ihm geschah, blieb ein Geheimnis.

Für den Rest der Woche war ich mit diesem Mordfall beschäftigt. Ich besuchte die Kongressbibliothek und ging in den neuesten Anbau des Riesenkomplexes, das James Madison Building an der Independence Avenue. Ich sprach mit fast einem Dutzend Kollegen Odenkirks.

Alle waren höflich und hilfsbereit. Mehrere Male sagte man mir, Odenkirk sei manchmal zwar arrogant gewesen, aber allgemein beliebt. Es war nichts darüber bekannt, dass er Drogen nahm oder zu viel trank. Er war auch kein Spieler. Seiner Frau war er treu und hatte in der gesamten Zeit, die er in der Kongressbibliothek gearbeitet hatte, keinen ernsthaften Streit gehabt.

Odenkirk hatte in der Abteilung für Bildung und Öffentliche Wohlfahrt gearbeitet und viele Stunden am Tag in dem beeindruckenden Lesesaal verbracht. Wie ich es befürchtet hatte, gab es kein offensichtliches Motiv für den Mord. Bis jetzt ähnelte die Tat in groben Zügen den Morden an den Jane Namenlos, aber das wollte der Häuptling natürlich nicht hören. Pittman war der Meinung, dass es gar keinen Jane-Namenlos-Mörder gab. Warum nicht? Weil er nicht mehrere Dutzend Beamte ins Southeast schicken und eine eingehende Untersuchung anstellen lassen wollte – nur auf der Grundlage meines Instinkts und meiner Ahnungen. Ich hatte Pittman im Scherz sagen hören, dass Southeast kein Teil *seiner Stadt* sei.

Ehe ich das Madison Building verließ, warf ich nochmals einen Blick in den Hauptlesesaal. Er war renoviert worden; ich war noch nicht dort gewesen, seit die Arbeiten abgeschlossen waren.

Ich setzte mich an einen Lesetisch und starrte zu der fantastischen Kuppel hoch über mir hinauf. Ringsum waren Buntglasfenster mit den Wappen von achtundvierzig Staaten zu sehen; außerdem zierten Bronzestatuen berühmter Männer den Saal, darunter Michelangelo, Plato, Shakespeare, Edward Gibbon und Homer. Ich sah vor dem inneren Auge, wie der arme Frank Odenkirk hier gearbeitet hatte, und es lag mir schwer im Magen. Warum hatte man ihn ermordet? War es das Wiesel gewesen?

Odenkirks Tod war ein schrecklicher Schock für alle, die mit ihm zusammengearbeitet hatten. Mehrere seiner Kolleginnen

brachen in Tränen aus, als sie mit mir über den Mord sprachen.

Das Schlimmste für mich war, Mrs. Odenkirk befragen zu müssen; trotzdem fuhr ich freitags am Spätnachmittag auf der 295 und der 210 nach Forest Heights hinaus. Chris Odenkirk war mit ihrer Mutter zu Hause. Ihre Schwiegereltern waren aus Briarcliff Manor in Westchester County, New York, hergeflohen. Sie sagten mir das Gleiche wie die Leute in der Kongressbibliothek. Niemand in der Familie kannte jemanden, der Frank etwas hätte antun wollen. Er war ein liebevoller Vater gewesen, ein guter Ehemann, ein rücksichtsvoller Sohn und Schwiegersohn.

Im Haus der Odenkirks erfuhr ich, dass der Tote einen grünen Anzug aus leichtem Leinen getragen hatte, als er das Haus verließ, und dass die Geschäftsbesprechung in New York länger als erwartet gedauert hatte, sodass er fast zwei Stunden zu spät zum La Guardia Airport gekommen war. Üblicherweise nahm er in Washington vom Flughafen ein Taxi nach Hause, weil sehr viele Flüge Verspätung hatten.

Noch ehe ich zum Haus in Forest Heights fuhr, hatte ich zwei Detectives zum Flughafen geschickt. Sie zeigten Fotos von Odenkirk herum, befragten Angestellte der Fluggesellschaften, Verkäufer in den Geschäften, Gepäckträger, Fahrdienstleiter der Taxiunternehmen und Taxifahrer.

Gegen achtzehn Uhr ging ich zur Gerichtsmedizin, um die Ergebnisse der Autopsie zu erfahren. Sämtliche Fotos und Zeichnungen des Tatorts waren ausgebreitet. Die Autopsie hatte zweieinhalb Stunden gedauert. Jede Körperöffnung Frank Odenkirks war mit peinlicher Sorgfalt ausgeschabt worden. Man hatte ihm auch das Hirn herausgenommen.

Ich sprach mit der Gerichtsmedizinerin, als sie gegen halb sieben den Fall Odenkirk abschloss. Sie hieß Angelina Torres, und ich kannte sie seit Jahren. Wir beide hatten ungefähr zur selben Zeit bei der Polizei angefangen. Angelina war ein Spatz, keine einsfünzig groß, und wog tropfnass wahrscheinlich nicht

mal vierzig Kilo.

»Langer Tag, Alex?«, fragte sie. »Du siehst müde aus.«

»Für dich war's auch ein langer Tag, Angelina. Aber du siehst gut aus. Klein, aber gut.«

Sie nickte, grinste und streckte die kleinen Arme über den Kopf. Dann stöhnte sie so, wie ich mich fühlte.

»Irgendwelche Überraschungen für mich?«, fragte ich, nachdem ich gewartet hatte, bis sie mit dem Recken und Seufzen fertig war.

Ich hatte zwar nichts erwartet, aber sie konnte mir interessante Neuigkeiten bieten. »Eine Überraschung«, erklärte Angelina. »Nachdem er tot war, wurde er sexuell missbraucht. Jemand hatte Sex mit ihm, Alex. Unser Mörder scheint auf Frauen *und* Männer zu stehen.«

Ehe ich an diesem Abend nach Hause fuhr, brauchte ich eine Pause von diesem Mordfall. Ich dachte an Christine und fühlte mich sofort besser. Endlich mal keine mühsame Gehirnakrobatik. Ich schaltete sogar den Piepser ab. Die nächsten zehn, fünfzehn Minuten wollte ich nicht gestört werden.

Obwohl Christine in letzter Zeit nicht darüber gesprochen hatte, hielt sie meine Arbeit immer noch für zu gefährlich. Das Problem war, dass sie vollkommen Recht hatte. Manchmal machte ich mir Sorgen darüber, Damon und Jannie allein auf der Welt zurückzulassen – und jetzt auch noch Christine. Während ich über die vertrauten Straßen in der Nähe der Fünften durchs Southeast fuhr, überlegte ich, ob ich die Polizeiarbeit tatsächlich aufgeben könnte. Ich hatte mehrere Male daran gedacht, wieder als Psychologe in einer eigenen Praxis zu arbeiten, hatte jedoch nichts getan, um diese Idee zu verwirklichen. Wahrscheinlich bedeutete das, dass ich es nicht wollte.

Nana saß auf der vorderen Veranda, als ich gegen halb acht nach Hause kam. Offensichtlich war sie eingeschnappt. Diesen Gesichtsausdruck kannte ich bei ihr nur allzu gut. Sie schaffte

es noch immer, dass ich mich wie ein Neun- oder Zehnjähriger fühle, der vor einer allwissenden Mutter steht.

Ich öffnete die Autotür. »Wo sind die Kinder?«, rief ich, noch ehe ich ausstieg. Ein zerbrochener Drache mit Batman und Robin darauf hing noch in einem Baum im Garten. Ich ärgerte mich über mich selbst, weil ich ihn nicht schon vor Wochen heruntergeholt hatte.

»Ich habe die beiden ans Spülbecken gekettet, damit sie abwaschen«, erklärte Nana.

»Tut mir leid, dass ich nicht zum Abendessen gekommen bin«, sagte ich.

»Erklär das deinen Kindern«, meinte Nana mit düsterer Miene. Sie ist so feinfühlig wie ein Tornado. »Und erkläre es ihnen lieber gleich. Dein Freund Sampson hat vorhin angerufen. Ebenso dein Landsmann Jerome Thurman. Es hat weitere Morde gegeben, Alex. Falls es dir nicht aufgefallen ist – ich habe den *Plural* benutzt. Sampson wartet am so genannten Tatort auf dich. Zwei Leichen drüben in Shaw, ausgerechnet bei der Howard-Universität. Zwei schwarze Mädchen wurden ermordet. Es hört nicht auf, stimmt's? Im Southeast hört es nie auf.«

Nein, es hört nie auf.

Der Tatort war ein altes baufälliges Backsteingebäude an einem üblen Abschnitt der S Street in Shaw. Viele Studenten und ein paar junge Akademiker, meist aus der Mittelschicht, wohnten weiter die Straße hinauf. In letzter Zeit war die Prostitution hier zu einem Problem geworden. Laut Sampson waren die beiden ermordeten Mädchen Prostituierte gewesen, die gelegentlich in der Gegend anschafften, hauptsächlich aber drüben in Pentworth.

Ein einziger Streifenwagen und ein Notarztwagen parkten am Tatort. Ein uniformierter Polizist stand auf der Vordertreppe und hielt Neugierige davon ab, das Haus zu betreten. Er war

jung, hatte ein Babygesicht und Haut wie ein Karamellbonbon. Ich kannte ihn nicht, deshalb zeigte ich meine Dienstmarke.

»Detective Cross«, nuschelte er. Ich spürte, dass er von mir gehört hatte.

»Was haben wir bis jetzt?«, fragte ich, ehe ich das Gebäude betrat und die steile Treppe in den dritten Stock hinaufstieg.

»Da oben sind zwei tote Mädchen. Wahrscheinlich Prostituierte. Eine hat hier im Haus gewohnt. Die Morde wurden anonym gemeldet. Vielleicht ein Nachbar, vielleicht der Zuhälter. Die Mädchen sind sechzehn, siebzehn, vielleicht jünger. Schlimme Sache. Das haben sie nicht verdient.«

Ich nickte, holte tief Luft und ging schnell die steile knarrende Treppe in den dritten Stock hinauf. Prostituierte machen die polizeilichen Ermittlungen immer schwierig. Ich fragte mich, ob das Wiesel das ebenfalls wusste. Im Durchschnitt hatte eine Hure in Pentworth in einer Nacht ein Dutzend Freier, und das ergibt für die Gerichtsmedizin jede Menge Spuren an der Leiche.

Die Tür zum Apartment 4 A stand weit offen. Ich konnte hineinschauen. Es war eine Einzimmerwohnung mit Küchenzeile und Bad. Zwischen zwei Bettcouches lag ein weißer Teppich. Eine Lavalampe, die neben mehreren Dildos stand, spuckte grüne Leuchtblasen aus.

Sampson hockte neben einer Bettcouch. Er sah wie ein Basketballstürmer aus, der den Boden nach einer verlorenen Kontaktlinse absucht.

Ich betrat das kleine unaufgeräumte Zimmer. Es roch nach Räucherstäbchen, Pfirsichduft und fettigem Essen. Ein großer rotgelber Pappbecher von McDonald's mit Pommes frites stand auf der Couch.

Schmutzige Wäsche hing auf den Stühlen: Radlerhosen, Hotpants, Karl-Kani-Klamotten. Mindestens ein Dutzend Fläschchen Nagellack, mehrere Nagelfeilen und Wattebällchen lagen auf dem Boden. Der schwere, widerliche Duft eines

fruchtigen Parfüms erfüllte das Zimmer.

Ich ging um die Couch herum und betrachtete die Opfer. Zwei sehr junge Frauen, beide nackt von der Taille abwärts. Das Wiesel war hier gewesen – ich konnte es spüren.

Die Mädchen lagen aufeinander, wie ein Liebespaar. Sie sahen aus, als hätten sie Sex auf dem Fußboden.

Eines der Mädchen hatte ein knappes blaues Oberteil an, das andere einen schwarzen Büstenhalter. Beide trugen »Slides«, Sandalen mit Plateausohlen, die zurzeit in Mode waren. Die meisten Jane Namenlos waren völlig nackt gewesen. Und im Unterschied zu ihnen würde es uns ziemlich leicht fallen, diese beiden Mädchen zu identifizieren.

»Keine Ausweispapiere bei den beiden«, erklärte Sampson ohne aufzublicken.

»Aber eine hat die Wohnung gemietet«, meinte ich.

Er nickte. »Wahrscheinlich zahlt sie bar. In ihrem Gewerbe lacht Bargeld.«

Sampson trug Latex-Gummihandschuhe und beugte sich tief über die beiden Mädchen.

»Der Mörder hat Handschuhe getragen«, erklärte er. Immer noch schaute er mich nicht an. »Laut Spurensicherung gibt es nirgends Fingerabdrücke, jedenfalls nicht auf den ersten Blick. Beide Mädchen wurden erschossen, Alex. Je ein einziger Schuss in die Stirn.«

Ich blickte mich im Zimmer um und sammelte Informationen, indem ich den Tatort auf mich einwirken ließ. Mir fiel eine Sammlung Haarprodukte auf: Soft Sheen, Care Free Curl, Styling Gel, mehrere Perücken. Auf einer der Perücken thronte ein grünes Armeekäppi mit Streifen, die von Soldaten »Muschikappe« genannt wird, weil die Weiber angeblich darauf abfahren, besonders im Süden. Außerdem gab es einen Piepser.

Die Mädchen waren jung und hübsch. Sie hatten schlanke Beine, zierliche Füße und trugen silberne Zehenringe, die aus-sahen, als stammten sie alle aus demselben Geschäft. Ihre ab-

gelegten Kleidungsstücke waren nur noch zwei winzige Bündel auf dem blutverschmierten Holzfußboden.

In einer Ecke des kleinen Zimmers sah ich Erinnerungsstücke aus der Kinderzeit: ein Lotto-Spiel, einen blauen Teddybären, dessen Flausch vollkommen abgenutzt war und der wohl so alt war wie die Mädchen selbst, eine Barbie-Puppe, ein Ouija-Brett.

»Sieh dir das hier mal an, Alex. Es wird immer seltsamer. Unser Wiesel flippt langsam aus.«

Ich seufzte und bückte mich, um mir anzuschauen, was Sampson entdeckt hatte. Das kleinere und wahrscheinlich jüngere Mädchen lag oben, das andere unter ihr auf dem Rücken. Seine starren Augen blickten zu einer kaputten Lampe an die Decke, als sähe sie dort etwas Grauenhaftes.

Das andere Mädchen war so hingelegt worden, dass ihr Gesicht – genauer ihr Mund – zwischen den Schenkeln des anderen steckte.

»Der Mörder treibt wirklich niedliche Spiele mit ihnen, nachdem sie tot sind«, sagte Sampson. »Beweg mal die obere, heb ihren Kopf, Alex. Siehst du es?«

Ich sah es. Eine völlig neue Methode für die Jane Namenlos, zumindest für die, von denen ich wusste. Der Ausdruck »aneinander kleben« kam mir in den Sinn. Ich fragte mich, ob dies die Botschaft des Mörders war. Das Mädchen, das oben lag, war mit dem darunter verbunden – durch ihre Zunge.

Sampson seufzte und sagte: »Ich glaube, die Zunge ist mit einer Klammer in dem anderen Mädchen befestigt worden. Ich bin ziemlich sicher, Alex. Das Wiesel hat sie zusammengeheftet.«

Ich betrachtete die beiden Mädchen und schüttelte den Kopf. »Das glaube ich nicht. Eine Heftklammer, sogar eine chirurgische, würde auf der Oberfläche der Zunge nicht halten ... aber Sekundenkleber würde funktionieren.«

Der Mörder arbeitete zunehmend schneller, also musste ich es auch. Die beiden toten Mädchen blieben nicht lange Jane Namenlos. Noch vor den Abendnachrichten um zehn Uhr wusste ich, wie sie hießen. Ich ignorierte die ausdrücklichen Anweisungen Häuptling Pittmans und führte die Ermittlung weiter.

Am nächsten Morgen traf ich mich mit Sampson an der Stamford Highschool, die Tori Glover und Marion Cardinal besucht hatten. Die ermordeten Mädchen waren siebzehn und vierzehn Jahre alt.

Bei der Erinnerung an den Tatort hatte ich ein flaues, ekelhaftes Gefühl im Magen, das nicht verschwinden wollte. Immer wieder dachte ich: *Christine hat Recht. Du musst aussteigen. Mach etwas anderes. Es ist höchste Zeit.*

Die Direktorin der Stamford Highschool war eine kleine, zerbrechlich wirkende, rothaarige Frau und hieß Robin Schwartz. Ihr Stellvertreter, Nathan Kemp, hatte mehrere Schüler zusammengerufen, die die Opfer kannten, und hatte Sampson, Thurman und mir zwei Klassenzimmer für die Befragungen zur Verfügung gestellt. Jerome sollte in einem Zimmer arbeiten, Sampson und ich im anderen.

Es fanden noch Sommerkurse statt, und die Schule war so belebt wie ein Einkaufszentrum an einem Samstag. Auf dem Weg zu den Klassenzimmern kamen wir an der Cafeteria vorbei, die bereits um halb elf voll besetzt war. Nirgends ein leerer Stuhl. Der Raum roch nach Pommes, der gleiche Fettgeruch wie im Apartment des Mädchens.

Einige Schüler lärmten, doch die meisten benahmen sich ordentlich. Aus unsichtbaren Lautsprechern drang leise die Musik von Wu Tang und Jodeci. Offensichtlich wurde die Schule gut geleitet. Zwischen den Unterrichtsstunden umarmten sich einige Mädchen und Jungen zärtlich, wobei sie die kleinen Finger verhakten und sich Küsse auf die Wangen hauchten.

»Es waren nette Mädchen«, erklärte Nathan Kemp uns auf

dem Weg zu den Klassenzimmern. »Sie waren nicht schlecht, nicht verderbt. Ich glaube, das werden Sie auch von den anderen Schülern hören. Tori ist im vorigen Halbjahr von unserer Schule abgegangen, aber der Hauptgrund waren die häuslichen Verhältnisse. Und Marion war eine der besten Schülerinnen an der Stamford. Ich sage es euch noch einmal, Jungs, diese Mädchen waren nicht schlecht.«

Sampson, Thurman und ich verbrachten den Rest des Nachmittags mit den Schülern. Wir erfuhren, dass Tori und Marion wirklich sehr beliebt waren. Sie waren lebenslustig gewesen, witzig und loyal ihren Freunden gegenüber, und es hatte offenbar Spaß gemacht, mit ihnen zusammen zu sein. Marion beschrieb man als »cool« – was bedeutete, dass sie in Ordnung gewesen war. Tori war manchmal »psycho« gewesen – ein bisschen überdreht. Die meisten Mitschüler hatten keine Ahnung, dass die beiden in Petworth angeschafft hatten. Allerdings wusste man, dass Tori stets Geld hatte.

Ein Verhör blieb mir eine Zeit lang besonders in Erinnerung. Evita Cardinal, eine Cousine von Marion, besuchte die Abschlussklasse in Stamford. Sie trug weiße Jogginghosen und ein lila Stretchoberteil. Die Sonnenbrille mit dem schwarzen Gestell und den gelben Gläsern hatte sie hochgeschoben, so dass die Brille über der Stirn thronte.

Sobald sie sich mir gegenüber auf die andere Seite des Pults gesetzt hatte, heulte sie sich die Augen aus.

»Tut mir wirklich leid wegen Marion«, sagte ich aufrichtig. »Wir werden den Kerl schnappen, der dieses scheußliche Verbrechen begangen hat. Detective Sampson und ich wohnen nicht weit weg. Wir sind auch im Southeast zu Hause. Meine Kinder gehen in die Sojourner Truth.«

Das Mädchen schaute mich an. Ihre rot geweinten Augen blickten misstrauisch. »Sie werden niemanden erwischen«, sagte sie schließlich. Das war die vorherrschende Meinung in diesem Stadtviertel – und weitgehend zutreffend. Außerdem

durften Sampson und ich eigentlich gar nicht hier sein. Ich hatte meiner Sekretärin gesagt, ich wäre wegen des Mordes an Frank Odenkirk unterwegs. Ein paar Kollegen deckten uns.

»Wie lange haben Tori und Marion schon in Petworth gearbeitet? Kennst du noch andere Mädchen, die dort ... die sich dort verkaufen?«

Evita schüttelte den Kopf. »*Tori* ist in Petworth auf den Strich gegangen, nicht Marion. Meine Cousine war ein guter Mensch. Beide waren prima Mädchen. Marion war so was wie mein kleines Hündchen«, sagte Evita, und wieder strömten die Tränen.

»Marion *war* aber mit Tori dort.« Ich sagte ihr die Wahrheit, soweit ich sie kannte. »Wir haben mit Leuten gesprochen, die sie in der betreffenden Nacht am Princeton Place gesehen haben.«

Evita warf mir einen zornigen Blick zu. »Sie haben ja keine Ahnung, was Sie da reden, Mister Detective. *Sie irren sich*. Sie haben alles verdreht.«

»Dann erzähl mal, Evita. Deshalb bin ich ja hier.«

»Marion hat da nicht ihren Körper verkauft oder so was. Sie hatte bloß Angst um Tori. Sie ist hingegangen, weil sie Tori *beschützen* wollte. Sie hat nie irgendwas Schlimmes für Geld gemacht. Das weiß ich ganz genau.«

Wieder begann das Mädchen zu schluchzen. »Meine Cousine war ein guter Mensch, meine beste Freundin. Sie wollte bloß Tori beschützen, deshalb hat man sie umgebracht. Die Polizei wird gar nichts tun. Wenn Sie heute verschwunden sind, kommen Sie nie wieder her. Nichts wird geschehen. Wir sind Ihnen doch ganz egal. Wir sind allen scheißegal«, erklärte Evita Cardinal, und damit schien alles gesagt zu sein.

Wir sind allen scheißegal. Es war eine schreckliche und vollkommen zutreffende Behauptung. Und sie war die tiefste Wurzel der Ermittlungen in den Jane-Namenlos-Morden und

der Suche nach dem Wiesel. Sie war die Quintessenz von George Pittmans zynischer Philosophie über den Stadtkern. Sie war auch der Grund, dass ich mich an diesem Abend um halb sieben hundemüde und wie betäubt fühlte. Ich glaubte, dass die Jane-Namenlos-Morde allmählich ausuferten.

Andererseits hatte ich in den letzten Tagen meine eigenen Kinder viel zu selten gesehen, deshalb beschloss ich, lieber nach Hause zu fahren. Unterwegs dachte ich an Christine und wurde sofort ruhiger. Seit ich ein kleiner Junge war, hatte ich immer wieder einen Tagtraum: Ich stehe allein auf einem kalten, öden Planeten. Es ist beängstigend, aber vor allem einsam und furchteinflößend. Dann tritt eine Frau zu mir. Unsere Hände finden sich, wir umarmen uns – und dann ist alles wieder gut. Diese Frau war Christine, und ich hatte keine Ahnung, wie sie aus meinen Träumen in die wirkliche Welt getreten war.

Nana, Damon und Jannie verließen gerade das Haus, als ich auf die Einfahrt fuhr.

Was ist los?, fragte ich mich. *Wo gehen sie hin?*

Alle waren festlich gekleidet und sahen besonders hübsch aus. Nana und Jannie trugen ihre besten Kleider und Damon einen blauen Anzug, dazu ein weißes Hemd mit Krawatte. Damon trägt fast nie diesen »Affen-« oder »Beerdigungsanzug«, wie er ihn nennt.

»Wohin wollt ihr denn alle?«, fragte ich, als ich aus meinem alten Porsche stieg. »Was ist los? Wollt ihr mich verlassen?«

»Nichts ist los«, antwortete Damon seltsam ausweichend. Seine Blicke huschten durch den Garten.

»Damon singt jetzt im Washington-Knabenchor unserer Schule!«, platzte Jannie stolz heraus. »Er wollte nicht, dass du was erfährst, bis er's geschafft hat. Nun, er hat's geschafft. Damon ist jetzt *Chorsänger*.«

Ihr Bruder schlug ihr auf den Arm. Nicht fest, aber so, dass man sah, dass er nicht begeistert war, dass Jannie sein Geheimnis verraten hatte.

»He!«, sagte Jannie und hob die Fäuste wie die kleine Amateur-Boxerin, die sie unter meinen wachsamen Augen werden wird.

»He, he!«, rief ich und trat wie ein Ringrichter dazwischen, wie Mills Lane, der die großen Profikämpfe leitet. »Kein Boxen außerhalb des Ringes. Ihr kennt die Regeln. Also, was ist mit diesem Chor?«

»Damon hat für den Knabenchor vorgesungen, und die haben ihn aufgenommen«, erklärte Nana und blickte strahlend auf Damon. »Er hat es ganz allein geschafft.«

»Du *singst*?«, sagte ich und schaute ihn nun ebenfalls strahlend an. »Nicht zu fassen.«

»Seine Stimme ist weich und seidig, sagt der Chorleiter.«

»Ist das wahr, Sister Soul?«, fragte ich mein kleines Mädchen.

»Echt wahr.« Jannie plapperte aufgeregt weiter und klopfte Damon auf den Rücken. Ich sah, dass sie unglaublich stolz auf ihn war. Sie war sein größter Fan, auch wenn er das jetzt noch nicht wusste. Eines Tages würde er es begreifen.

Damon konnte ein breites Lächeln nicht zurückhalten. Dann zuckte er mit den Schultern. »Keine große Sache. Ich singe doch bloß.«

»*Tausend* andere Jungs haben vorgesungen«, sagte Jannie. »Es *ist* eine große Sache, die größte deines jungen Lebens, Bruder.«

»Hundert«, verbesserte Damon sie. »Nur hundert haben vorgesungen. Ich glaube, ich hab bloß Glück gehabt.«

»*Hunderttausende* haben vorgesungen!«, sprudelte Jannie hervor und lief davon, ehe ihr Bruder nach ihr schlug wie nach der lästigen Fliege, die sie manchmal sein kann. »Und du bist ein *Glückskind*.«

»Kann ich zur Probe mitkommen?«, fragte ich. »Ich werde mich auch gut benehmen und ganz still sein. Ich werde euch nicht allzu sehr blamieren.«

»Wenn du die Zeit erübrigen kannst«, stichelte Nana. Sie braucht mit Sicherheit keinen Boxunterricht von mir. »Dein prall gefüllter Dienstplan und so. Also, falls du die Zeit erübrigen kannst, komm mit.«

»Klar, Daddy«, sagte Damon schließlich. Also ging ich mit.

Glücklich ging ich die sechs Querstraßen mit Nana und den Kindern zur Sojourner Truth. Ich war nicht festlich gekleidet wie sie, aber das spielte keine Rolle. Plötzlich schritt ich irgendwie beschwingt dahin. Ich nahm Nanas Arm. Sie lächelte, als ich ihre Hand in meine Armbeuge legte.

»Das ist besser. Wie in alten Zeiten«, erklärte ich.

»Manchmal bist du ein richtig schamloser Charmeur«, sagte Nana und lachte laut. »Schon seit du so ein kleiner Junge warst wie Damon. Jedenfalls kannst du charmant sein, wenn du willst.«

»Du hast geholfen, mich zu dem zu machen, was ich bin, alte Frau«, sagte ich leise.

»Und ich bin stolz darauf. Und ich bin *sehr* stolz auf Damon.«

Wir gelangten zur Schule und gingen direkt in die kleine Aula. Ich fragte mich, ob Christine da sein würde, sah sie aber nirgends. Dann fragte ich mich, ob sie bereits wusste, dass Damon in den Knabenchor aufgenommen worden war, und ob er es Christine als Erster erzählt hatte. Der Gedanke gefiel mir irgendwie. Ich wünschte mir, dass sie sich nahe stünden. Ich wusste, dass Damon und Jannie eine Mutter brauchten, nicht nur einen Vater und eine Großmutter.

»Wir sind noch nicht besonders gut«, teilte Damon mir mit, ehe er zu den anderen Jungs ging. Auf seinem Gesicht sah ich deutlich Angst und die Furcht, sich zu blamieren. »Es ist erst unsere zweite Probe. Mr. Dayne sagt, wir wären so grauenvoll wie eine Wanne Rizinus. Mr. Dayne ist knallhart, Dad. Er lässt uns eine volle Stunde stehen, ohne dass wir uns bewegen dürfen.«

»Mr. Dayne ist noch härter als du, Daddy, und viel, viel härter als Mrs. Johnson«, meinte Jannie und grinste hinterhältig. »Hart wie *Stahl*.«

Ich hatte gehört, dass Mr. Dayne ein anspruchsvoller Maestro sei – »Der große Däne« war sein Spitzname –, dass sein Chor einer der besten des Landes wäre und dass die Jungen von seinem hingebungsvollen Eifer und der Disziplin unheimlich profitierten. Mr. Dayne stellte seine Sängerknaben bereits auf der Bühne auf. Er war ein sehr breiter, unterdurchschnittlich kleiner Mann. Meiner Schätzung nach wog er an die hundertzehn Kilo bei einer Größe von einsfüfundsechzig. Er trug einen schwarzen Anzug, ein schwarzes Button-Down-Hemd und keine Krawatte. Er ließ die Jungen mit ein paar lustigen Strophen von »Drei blinde Mäuse« anfangen. Es klang gar nicht mal so übel.

»Ich freue mich ehrlich für Damon. Er sieht da oben sehr stolz aus«, flüsterte ich Nana und Jannie zu. »Übrigens ist er ein verteufelt gut aussehender Bursche.«

»Im Herbst will Mr. Dayne mit einem Mädchenchor anfangen«, flüsterte Jannie mir laut ins Ohr. »Pass auf. Ich meine, hör genau hin. Ich werde es schaffen.«

»Nur zu, Mädels«, sagte Nana und umarmte Jannie. Sie versteht es unheimlich gut, anderen Menschen Mut zu machen.

Plötzlich rief Mr. Dayne laut: »Halt! Ich höre da eine *Unreinheit*. Ich dulde aber keine Unreinheiten, Gentlemen. Ich verlange eine klare Modulation und einen reinen Klang. Ich möchte Silber und Seide hören, keine Unreinheiten.«

Aus dem Augenwinkel sah ich Christine auf dem Korridor. Sie beobachtete Dayne und die Jungen; dann aber blickte sie in meine Richtung. Ihr Gesicht war so ernst, wie es einer Rektorin entsprach, doch nur für einen Moment. Dann lächelte sie und zwinkerte mir zu.

Ich ging zu ihr. Ruhig, Herz!

»Das ist mein Junge«, sagte ich mit gespielter Stolz, als ich

vor ihr stand, und wies auf Damon. Christine trug einen weichen grauen Hosenanzug mit einer hellrose Bluse. Herrgott, wie ich es genoss, sie jetzt zu sehen, einfach bei ihr zu sein, mit ihr zusammen zu sein, einfach so. Mehr wünschte ich mir gar nicht.

Christine lächelte. Eigentlich lachte sie mich ein wenig aus. »Er macht seine Sache verflixt gut.« Sie hielt nicht hinter dem Berg, ganz gleich, um was es ging. »Ich hoffte, du würdest hier sein, Alex«, flüsterte sie. »Genau in diesem Moment habe ich dich wahnsinnig vermisst. Kennst du das Gefühl?«

»Ja, dieses Gefühl und ich sind alte Bekannte.«

Wir hielten uns an den Händen, während der Chor Bachs »Jesu, meine Freude« probte. Alles fühlte sich so gut und richtig an; es war schwer, sich daran zu gewöhnen.

»Manchmal ... ich habe immer noch diesen Traum, wie George erschossen wurde und starb«, sagte sie, als wir dastanden. Christines Mann war in ihrem Haus ermordet worden, und sie hatte mitangesehen, wie er gestorben war. Das war einer der Hauptgründe, weshalb sie zögerte, eine richtige Beziehung mit mir einzugehen. Sie hatte Angst, ich könnte in der Ausübung meiner Pflicht sterben und davor, dass ich Terror und Gewalt ins Haus bringen könnte.

»Und ich erinnere mich ganz genau an den Nachmittag, als ich erfuhr, dass man Maria erschossen hatte. An jede Einzelheit. Mit der Zeit wird es leichter, aber es verschwindet nie.«

Christine wusste das. Sie hatte die Antworten auf die meisten ihrer Fragen gefunden, diskutierte die Dinge aber gern durch. Wir beide waren so.

»Und trotzdem arbeite ich weiter hier im Southeast. Jeden Tag fahre ich in die Innenstadt. Ich könnte eine ruhige, schmucke Schule in Maryland oder Virginia übernehmen«, sagte sie.

Ich nickte. »Ja, Christine, es ist deine Wahl, hier zu arbeiten.«

»Und deine auch.«

»Ja, meine auch.«

Sie drückte meine Hand. »Ich nehme an, wir sind füreinander geschaffen«, sagte sie. »Warum dagegen kämpfen.«

Am nächsten Morgen war ich schon früh wieder im Büro des Siebten Reviers, um an dem John-Namenlos-Mord zu arbeiten. Ich war als Erster dort.

Offenbar hatte niemand Frank Odenkirk beim Verlassen des Flughafens gesehen. Seine Kleidung war auch noch nicht aufgefunden worden. Der Pathologe bestätigte, dass Odenkirk eindeutig sexuell missbraucht worden war, nachdem er ermordet wurde. Wie ich vermutet hatte, fand man kein Sperma. Der Mörder hatte ein Kondom benutzt. Genau wie bei den Jane Namenlos.

Der Polizeichef hatte sich in den Odenkirk-Fall eingeschaltet und übte zusätzlichen Druck auf das Dezernat aus, was alle verärgerte und übernervös machte. Chief Pittman saß seinen Detectives im Nacken, schien aber nur am Mordfall Odenkirk interessiert zu sein. Vor allem, weil man einen Verdächtigen wegen des Mordes an dem deutschen Touristen festgenommen hatte.

Gegen elf Uhr vormittags kam Rakeem Powell an meinem Schreibtisch vorbei. Er beugte sich zu mir herab und flüsterte: »Vielleicht habe ich was Interessantes, Alex. Unten in der Zelle, wenn du 'nen Augenblick Zeit hast. Könnte ein erster Durchbruch sein, was die beiden ermordeten Mädchen in Shaw angeht.«

Zu den Zellen musste man eine steile Betontreppe hinunter, vorbei an dem Labyrinth kleiner Vernehmungszimmer, einer Arrestzelle und einem Verhaftungsraum. An Decke und Wänden hatten die Gefangenen ihre Straßennamen eingeritzt oder mit der schwarzen Farbe, die beim Abnehmen des Fingerabdrucks haften geblieben war, ihre Namen hingeschmiert. Das

war unglaublich dämlich, da wir auf diese Weise Informationen für unsere Akten bekamen.

Der Zellentrakt unten wurde absichtlich ziemlich dunkel gehalten. Jede Zelle ist zwei Meter mal einsfünzig klein, mit Metallbett und einer Kombination aus Wasserspender und Toilette. Vor mehreren Zellen lagen auf dem Korridor Halbschuhe. Erfahrene Gefangene werfen sie auf den Gang, wenn sie nicht die Schnürsenkel herausnehmen wollen. Aus Sicherheitsgründen sind Schnürsenkel im Gefängnis nicht erlaubt.

In einer Untersuchungszelle saß ein Kleinkrimineller: »Schleicher« Streek, Drogenkurier und Gelegenheitsdieb. Er hockte da wie der Held der Serie »Der Prinz von Bel Air«, der sich nach Washington verirrt hatte. Der Straßenpunk beäugte mich, als ich die Zelle betrat. Ein widerlich schleimiges Grinsen huschte über sein Gesicht.

Schleicher hatte sich Shades aufgesetzt; darüber prangten Rastalocken und eine grellgrün und gelb gehäkelte Mütze. Auf dem weißen T-Shirt waren Haile Selassies Porträt und die Wörter *Headhunter – Rastafarier* zu sehen.

»Kommen Sie vom Staatsanwalt? *Nein. Schätze nein.* Na gut. Gibt's keinen Deal, kriegt ihr kein Wort von mir zu hören«, sagte er zu mir. »Verpiss dich, Mann!«

Rakeem ignorierte ihn, während er zu mir sprach. »Schleicher behauptet, nützliche Informationen über die Morde an den beiden Mädchen zu haben. Er möchte gern, dass wir ihm als Gegenleistung für diese Informationen ein bisschen Entgegenkommen zeigen. Schleicher wurde festgenommen, weil er in ein Apartment in Shaw eingebrochen ist. Man hat ihn erwischt, als er mit einem Sony-Fernseher auf den Armen aus 'nem Schlafzimmerfenster kletterte. Stell dir das vor! Nicht besonders clever.«

»Ich hab kein beschissenes Apartment ausgeraubt. Ich guck *nie* Fernsehen, Mann. Und ich sehe hier auch keinen von der Staatsanwaltschaft, der befugt ist, 'nen Deal mit mir abzu-

schließen.«

»Nehmen Sie die Sonnenbrille ab«, sagte ich.

Er würdigte mich keines Blickes, deshalb nahm ich selbst ihm die Brille runter. Seine Augen sahen wie Grabsteine aus, um eine verbreitete Redensart der Straße zu zitieren. Ich konnte auf den ersten Blick erkennen, dass Schleicher nicht nur Drogen verteilte, sondern sie auch selbst konsumierte.

Ich stand dem Burschen gegenüber in der Zelle und starrte ihn an. Er war Anfang zwanzig, wütend und zynisch und verloren in Raum und Zeit. »Warum wollen Sie jemand von der Staatsanwaltschaft sprechen, wenn Sie dieses Apartment gar nicht ausgeraubt haben? Das kapier ich nicht, Alfred. Doch ich werde etwas für Sie tun. Aber das Angebot gilt nur einmal, hören Sie deshalb gut zu. Wenn ich hier rausgehe, komme ich *nicht mehr* zurück.«

Schleicher hörte zu, so gut er konnte.

»Wenn Sie uns Informationen geben, die direkt dazu beitragen, die Morde an den beiden jungen Mädchen aufzuklären, werden *wir* Ihnen bei der Anklage wegen Raub helfen. Ich werde mich selbst für Sie verwenden. Liefern Sie die Informationen nicht, lasse ich Sie hier mit Detective Powell und Detective Thurman zurück. Sie werden dieses großartige, einmalige Angebot nicht wieder bekommen. Das ist ein Versprechen, und wie diese Detectives wissen, pflege ich mein Wort zu halten.«

Schleicher sagte immer noch nichts. Ein Schleier legte sich über seine Augen. Er versuchte mich so anzustarren, dass ich zuerst die Augen niederschlug, aber das kann ich besser als jeder durchschnittliche Werbesprecher im Fernsehen.

Schließlich zuckte ich mit den Schultern und blickte Rakeem Powell und Jerome Thurman an. »Okay, fein. Gentlemen, wir müssen erfahren, was er über die ermordeten Mädchen in Shaw weiß. Wenn ihr mit dem Schleimer fertig seid, bekommt er überhaupt nichts von uns. Durchaus möglich, dass er selbst in die Morde verwickelt ist. Er könnte sogar unser Mörder sein,

und wir müssen den Fall schnell lösen. Behandelt ihn dementsprechend.«

Ich drehte mich um und wollte gehen, als Schleicher plötzlich hervorspudelte: »Back Door, Mann! Hängt im Downing Park rum. Back Door hat vielleicht gesehen, wer die Mädels platt gemacht hat. Hat im Park jedenfalls davon gelabert. Sagte, er hätte den Mörder gesehen ... helfen Sie mir jetzt?«

Ich verließ die Zelle. »Ich stehe zu meinem Wort, Alfred. Wir lösen den Fall. Hilft Ihre Information, helfe ich Ihnen.«

Vielleicht waren wir dicht an etwas dran. Zwei Streifenwagen und zwei Zivilfahrzeuge hielten vor dem Eingang des winzigen, eingezäunten Downing-Spielfeldes in Shaw. Rakeem Powell und Sampson kamen mit mir, um Joe »Back Door« Booker einen Besuch abzustatten, einem in der Gegend berüchtigten Schläger.

Ich kannte Back Door vom Sehen und entdeckte ihn auf Anhieb. Er war klein, nicht mal einssiebzig, aber ein so guter Basketballer, dass er manchmal in Arbeitstiefeln spielte, um anzugeben. Heute trug er staubige orangefarbene Bauarbeiterstiefel, dazu eine ausgebleichene, ehemals schwarze Nylonjacke und eine schwarze Nylonhose, die an den Knöcheln weiter wurde.

Back Door beteiligte sich an einem Straßen-Basketballmatch. Ein schnelles Spiel auf hohem technischem Niveau, den Fähigkeiten der Spieler nach durchaus zwischen College-Auswahl und Profis anzusiedeln. Das Spielfeld hätte primitiver nicht sein können: schwarzer Asphalt, verblichene weiße Linien, metallene Rückbretter an den Körben aus Draht.

Spieler anderer Mannschaften saßen um das Spielfeld herum und warteten darauf, gegen die Sieger anzutreten. Nylonshorts und Nike-Klamotten, wohin man auch sah. Das Spielfeld war ringsum von vier Zäunen aus dickem Maschendraht umgeben; deshalb nannte man es den »Käfig«. Alle Blicke richteten sich

auf uns, als wir kamen, Booker eingeschlossen.

»Wir sind als Nächste dran!«, rief Sampson.

Die Spieler auf dem Feld und draußen wechselten Blicke. Etliche grinsten über Sampsons Bemerkung. Sie wussten, wer wir waren. Das stete *Bumm, Bumm, Bumm* des Balles war nicht verstummt.

Back Door war auf dem Spielfeld. Es war nicht ungewöhnlich für seine Mannschaft, dass sie einen ganzen Nachmittag lang einen Gegner nach dem anderen abfertigte. Seit Back Door vierzehn Jahre alt war, war er ständiger Insasse von Jugendstrafanstalten und Gefängnissen gewesen, aber er war ein wahres Basketball-Genie. Gerade verhöhnte er einen gegnerischen Spieler in grauen Anzughosen, hohen Basketballstiefeln und bloßer Brust. »Du Wichser«, rief Back Door. »Ich zieh dir deine Sonntagshose über die Ohren. Ich mach dich beim Basketball zur Schnecke, beim Tennis, beim Bowling – in *jedem* Spiel, du Penner.«

Rakeem Powell blies in die silberne Pfeife, die er immer dabei hat. Rakeem ist in seiner Freizeit Fußballschiedsrichter. Die Pfeife ist zwar unorthodox, erweckt an lauten Örtlichkeiten aber Aufmerksamkeit. Das Spiel wurde unterbrochen.

Wir drei gingen zu Booker, der am Kreis vor einem der Körbe stand. Sampson und ich überragten ihn, aber das galt auch für die meisten anderen Spieler. Es war nicht von Bedeutung. Back Door war hier dennoch der Star, der beste Basketballer. Wahrscheinlich konnte er mich und Sampson sogar dann schlagen, wenn wir zwei gemeinsam gegen ihn spielten.

»He, lasst den Bruder in Ruhe. Er hat nichts getan«, rief einer der anderen größeren Männer mit tiefer Stimme. Er hatte die Arme und den gesamten Rücken so tätowiert, wie es in Gefängnissen üblich ist. »Er hat hier Basketball gespielt, Mann.«

»Door war den *ganzen* Tag hier«, sagte ein anderer. »Door ist seit Tagen hier. Er hat seit Tagen *kein* Spiel verloren.«

Mehrere junge Männer lachten über diesen Scherz. Sampson wandte sich an den größten Burschen auf dem Feld, der mit dem Ball dribbelte. »Halt verdammt noch mal die Schnauze! Und hör auf zu dribbeln. Zwei junge Schwestern sind ermordet worden. Deshalb sind wir hier. Es geht hier nicht um euer Spiel.«

Der Dribbler verstummte und nahm den Ball hoch. Es wurde eigenartig still. Wir hörten, wie ein Sprungseil mit schnellem Rhythmus auf das Straßenpflaster schlug. Drei kleine Mädchen hüpfen vor dem Käfig auf und ab und sangen: »Kleine Miss Pinky, im Kleidchen rosenrot, war gestern Abend plötzlich tot.« Es war ein Springseillied und traf auf diese Gegend leider zu.

Ich legte den Arm um Bookers Schulter und führte ihn ein Stück von seinen Freunden weg.

Sampson führte weiterhin das Wort. »Es liegt an dir, Booker. Die Sache kann so leicht und locker ablaufen, dass du und deine Freunde euch vor Lachen bepisst, noch ehe wir in unsere Autos gestiegen sind.«

»Ach ja?«, sagte Joseph Booker.

»Ich meine das so ernst wie 'nen Herzinfarkt, Kleiner. Du hast irgendwas gesehen, das uns bei der Ermittlung in den Mordfällen Tori Glover und Marion Cardinal helfen kann. So einfach ist das. Du redest, und wir ziehen sofort wieder ab.«

Booker blickte zu Sampson auf, als würde er in die gleißende Sonne schauen. »Einen Scheißdreck hab ich gesehen. Wie Luki schon sagte, ich bin schon seit Tagen hier. Ich verlier doch nicht gegen diese armseligen Arschlöcher.«

Ich hielt die offene Hand ganz dicht vor sein flaches Mondgesicht.

»Ich arbeite hier nach der Stoppuhr, Booker, also unterbrich mich nicht. Ich verspreche dir, in zwei Minuten sind wir verschwunden. Und jetzt zu dem, was für dich drin ist. Erstens, wir ziehen ab, und du und deine Kumpels könnt euer Spiel be-

enden. Zweitens, die Detectives Powell und Sampson schulden dir einen Gefallen. Drittens kriegst du hundert Dollar für deine Zeit und Mühe.«

Booker starrte mich an.

»Die Uhr tickt«, sagte ich. »*Tick, tick, tick.* Leicht verdientes Geld.«

Schließlich nickte Booker und streckte die Hand aus. »Ich hab gesehen, wie die beiden Tussis von jemand mitgenommen wurden. Gegen zwei oder drei Uhr morgens auf der E Street. Den Fahrer hab ich *nicht* gesehen, nicht mal sein Gesicht im Wagen. Zu dunkel, Mann. Aber er hat ein Taxi gefahren. Sah aus wie ein lila-blaues Zigeunertaxi. Die Mädels sind eingestiegen, dann ist der Typ losgefahren.«

»Ist das alles?«, fragte ich. »Ich möchte später nicht noch mal herkommen und dein Spiel unterbrechen müssen.«

Booker dachte kurz über meine Worte nach. Dann sagte er: »Der Taxifahrer war 'n Weißer. Hab seinen Arm gesehen, wie er ihn aus dem Fenster gehalten hat. In Shaw fahren keine Weißen die Nachtschicht, jedenfalls hab ich noch keinen gesehen.«

Ich nickte, wartete kurz und lächelte dann den anderen Spielern zu. »Gentlemen, alles bestens. Spielen Sie weiter.«

Bumm, bumm, bumm.

Zisch.

Booker hatte wirklich ein sagenhaftes Ballgefühl.

Die neuen Informationen gaben uns ein bisschen was in die Hand. Wir hatten sehr viel undankbare Arbeit auf der Straße geleistet, und jetzt hatte sie sich endlich ein wenig bezahlt gemacht. Wir kannten die Farbe des Taxis, das die Mädchen ungefähr zur Mordzeit mitgenommen hatte. Der bis jetzt beste Hinweis war, dass der Fahrer ein Weißer gewesen war.

Statt zurück aufs Revier fuhren Sampson und ich zu mir nach Hause. Von der Fünften Straße aus waren die neuen Spu-

ren leichter zu verfolgen. Mittels eines Kontaktmanns bei der Taxi Commission erhielt ich bereits nach fünf Minuten neue Informationen. Zurzeit fuhren bei keinem Taxiunternehmen in Washington lila-blaue Autos. Also war das Taxi, in das die Mädchen gestiegen waren, tatsächlich ein illegales Zigeunertaxi, wie Booker gesagt hatte. Außerdem erfuhr ich, dass ein Taxiunternehmen, die Vanity Cabs, vor Jahren lila-blaue Fahrzeuge gekauft hatte. Aber Vanity war seit '95 nicht mehr im Geschäft. Der Mann bei der Taxi Commission sagte, dass vielleicht noch ein halbes Dutzend von diesen Wagen auf den Straßen unterwegs waren. Ursprünglich hatte die Flotte aus fünfzehn Fahrzeugen bestanden. Das waren nicht allzu viele, selbst wenn noch *alle* unterwegs gewesen wären – und das war höchst unwahrscheinlich.

Sampson telefonierte mit sämtlichen Taxiunternehmen, die regelmäßig im Southeast fahren, besonders in Shaw. Den Unterlagen zufolge gab es nur drei weiße Fahrer, die in der fraglichen Nacht Dienst gehabt hatten.

Wir arbeiteten in der Küche. Sampson war am Telefon, ich saß am Computer. Nana hatte frischen Kaffee gekocht und uns Obst und einen halben Pecan-Kuchen hingestellt.

Um Viertel nach vier rief Rakeem Powell an. Ich nahm ab. »Alex, Chief Pittmans Wachhund schnüffelt hier wie wild herum. Fred Cook will wissen, woran du und Sampson heute Nachmittag arbeiten. Jerome hat ihm gesagt, am Odenkirk-Mord.«

Ich nickte. »Wenn die Morde im Southeast irgendwie damit zu tun haben, ist das die Wahrheit.«

»Noch was«, sagte Rakeem. »Ich habe beim Kraftfahrzeugamt nachgefragt. Ein lila-blaues Zigeunertaxi hat 'nen Strafzettel bekommen, weil es gegen ein Uhr morgens drüben in Ekington, bei der Universität, an der Zweiten Straße bei Rot über 'ne Ampel gefahren ist. Vielleicht wohnt unser Freund dort.«

Ich klatschte in die Hände und beglückwünschte Rakeem.

Endlich begannen die langen Arbeitsstunden an den Jane-Namenlos-Morden sich auszuzahlen.

Vielleicht standen wir dicht davor, das Wiesel zu schnappen.

In letzter Zeit war er viel vorsichtiger gewesen. Der Besuch von George Bayer in Washington war eine Warnung gewesen, ein Schuss vor den Bug, und Shafer hatte ihn ernst genommen.

Am Tag nach dem Besuch von Hungersnot hatten die anderen ihm mitgeteilt, dass Bayer nach Washington gekommen war und dass man ihn beobachte. Er ging davon aus, dass es die *zweite* Warnung war. Seine Aktivitäten hatten den anderen Angst eingejagt, und jetzt rächten sie sich. Das alles gehörte zum Spiel

Nach der Arbeit war er abends zu seinem Versteck in Ekington gefahren. Er sah ungefähr ein halbes Dutzend Polizisten, die offenbar die Straße patrouillierten.

Sofort verdächtigte er die anderen Reiter. Sie hatten ihn angezeigt. Oder trieben sie ihr Spiel mit ihm? Was machten die Bullen dort?

Shafer parkte den Jaguar mehrere Querstraßen entfernt und ging zu Fuß zu seinem Versteck und der Garage. Er musste dieser Sache auf den Grund gehen. Er trug einen Nadelstreifenanzug, weißes Hemd und Krawatte. Er wusste, dass er respektabel aussah. Mit dem ledernen Aktenkoffer wirkte er wie ein Geschäftsmann, der spät nach Hause kam.

Zwei afro-amerikanische Polizisten klapperten die Wohnungen der Umland Terrace ab. Das war nicht gut – die Polizisten waren weniger als fünf Querstraßen vom Versteck entfernt.

Warum waren sie hier? In Shafers Kopf drehte sich alles. Adrenalin rauschte durch sein Nervensystem wie eine Flutwelle. Möglich, dass alles nichts mit ihm zu tun hatte, aber er konnte nicht vorsichtig genug sein. Er verdächtigte die anderen Spieler, besonders George Bayer. *Aber weshalb?* Wollten sie das Spiel auf diese Weise beenden? Indem sie ihn fertig machten?

Als die beiden Polizisten in einer Seitenstraße der Uhland verschwanden, blieb Shafer vor einem braunen Backsteinhaus stehen, vor dem die Cops Fragen gestellt hatten. Es war ein bisschen riskant, aber er musste wissen, was los war. Zwei alte Männer saßen auf der Vordertreppe. In einem uralten Radio wurde ein Baseballspiel der Orioles übertragen.

»Gab es Ärger in der Gegend, oder weshalb waren die Cops hier?«, fragte Shafer in so zwanglosem Tonfall, wie es ihm möglich war. »Mich haben sie weiter oben an der Straße angehalten.«

Einer der Alten blickte ihn nur an – ein offensichtlich von Natur aus mürrischer Bursche. Der andere aber nickte. »Ja, Mister. Die suchen nach 'nem Taxi, lila-blau. Im Zusammenhang mit irgendwelchen Morden, haben sie gesagt. Aber in letzter Zeit hab ich keine lila-blauen Taxis gesehen. Früher gab's mal ein Taxiunternehmen, hieß Vanity. Weißt du noch, Earle? Die hatten lila Autos.«

»Das war vor Urzeiten«, sagte der andere Mann und nickte. »Die sind pleite gegangen.«

»Ich schätze, es waren Metro-Polizisten. Haben mir aber keine Ausweise gezeigt«, sagte Shafer und zuckte mit den Schultern. Er bemühte sich, mit amerikanischem Akzent zu sprechen, den er hervorragend nachahmen konnte.

»Das waren Detectives. Cross und Sampson.« Der gesprächsbereitere der beiden alten Männer teilte ihm die Namen mit. »Detective Cross hat mir seine Marke gezeigt. Die war echt, ehrlich.«

»Ja, da bin ich sicher«, sagte Shafer und nickte den beiden Alten zu. »Schlimm, wenn die Polizei sich auch schon in dieser Gegend sehen lässt.«

»Da haben Sie Recht.«

»Einen schönen Abend noch.«

»Danke. Ihnen auch.«

Shafer schlug einen Bogen zurück zum Jaguar und fuhr zur

Botschaft. Er ging direkt ins Büro, wo er sich beschützt und sicher fühlte. Wieder ruhiger geworden, schaltete er den Computer ein und nahm die Washingtoner Detectives namens Cross und Sampson genau unter die Lupe. Er fand mehr, als er gehofft hatte, vor allem über Cross.

Dann dachte er darüber nach, wie diese neue Entwicklung das Spiel verändern konnte. Er schickte eine Nachricht an die anderen Reiter und berichtete von Cross und Sampson. Er fügte hinzu, dass die Detectives sich entschieden hätten, »am Spiel teilzunehmen«. Daher habe er für sie natürlich ebenfalls Pläne.

Zachary Scott Taylor ist ein gründlicher, analytischer und hartgesottener Reporter bei der »Washington Post«. Er hat meinen höchsten Respekt. Seinen gnadenlosen Zynismus und Skeptizismus kann ich allerdings nicht jeden Tag vertragen, sonst wären wir vielleicht noch enger befreundet. Doch wir haben eine sehr gute Beziehung, und ich traue Zachary mehr als den meisten anderen Journalisten.

An jenem Abend traf ich ihn im Irish Times an der F Street, in der Nähe der Union Station. Das Restaurant mit Bar ist ein Anachronismus: Einsam und allein steht der Backsteinbau zwischen modernen Bürogebäuden. Zachary nennt die Bar »einen verkommenen Schuppen, gemütlich wie ein Klo, der perfekte Treffpunkt«.

In der altherwürdigen Tradition Washingtons war ich gelegentlich eine von Zacharys »zuverlässigen Quellen«. Und jetzt wollte ich ihm etwas Wichtiges erzählen und hoffte, er würde sich einverstanden erklären und seine Redakteure bei der *Post* von der Story überzeugen.

»Wie geht's Master Damon und Miss Jannie?«, fragte Zachary, nachdem er mir gegenüber in einer schummrigen Ecke unter einem alten Foto eines ernst dreinschauenden Mannes mit Zylinder Platz genommen hatte. Zachary ist groß, hager und ähnelt ein wenig dem Mann auf dem alten Foto. Er spricht im-

mer so schnell, dass die Wörter ineinander übergehen: *Wie geht's Master Damon und Miss Jannie?* In seiner Stimme liegt nur ein Hauch des weichen Akzents Virginias.

Schließlich kam die Kellnerin an unseren Tisch. Zachary bestellte schwarzen Kaffee. Ich ebenfalls.

»Zwei Kaffee?«, fragte sie, um sicherzugehen, dass sie uns richtig verstanden hatte.

»Zwei Ihrer absolut *besten* Kaffees«, sagte Zachary.

»Hier ist nicht das Starbucks, das ist Ihnen doch klar, oder?«

Ich lächelte über die spitze Bemerkung der Kellnerin und dann über Zacharys erste Worte an mich. Ich hatte die Namen meiner Kinder ihm gegenüber höchstens einmal erwähnt, doch Zachary besaß ein enzyklopädisches Gedächtnis und erinnerte sich an die kleinsten Informationen.

»Sie sollten sich selbst Kinder anschaffen, Zachary«, meinte ich mit breitem Lächeln.

Er blickte hinauf zu dem uralten surrenden Deckenventilator, der aussah, als würde er jeden Moment von der Decke abheben. Eigentlich eine hübsche Metapher für modernes Leben in Amerika – eine alternde Infrastruktur, die außer Kontrolle zu geraten droht.

»Bis jetzt hab ich noch keine Frau, Alex. Suche immer noch nach der Richtigen«, erklärte Zachary.

»Okay, suchen Sie sich erst eine Frau, und bekommen Sie dann Kinder. Vielleicht hilft das gegen Ihre Neurosen.«

Die Kellnerin stellte die Tassen mit dampfendem schwarzem Kaffee vor uns hin. »Ist das alles?«, fragte sie. Dann verließ sie uns kopfschüttelnd.

»Vielleicht will ich gar nicht, dass mein außergewöhnlich neurotisches Verhalten gemildert wird. Vielleicht bin ich überzeugt, dass ich gerade deshalb so ein verdammt guter Reporter bin. Vielleicht wäre meine Arbeit ohne Neurosen nur alltäglicher Scheiß, und ich wäre in den Augen von Don Graham und Konsorten ein Nichts.«

Ich nippte an dem ein oder zwei Tage alten Kaffee. »Wenn Sie Kinder hätten, wären Sie niemals ein Nichts.«

Zachary kniff ein Auge zusammen und leckte sich die Oberlippe. »Es sei denn, diese Kinder lieben mich nicht, mögen mich nicht mal.«

»Sie halten sich nicht für liebenswert? Aber das sind Sie, Zachary! Glauben Sie mir. Sie sind schwer in Ordnung. Ihre Kinder würden Sie vergöttern – und Sie würden die Kinder anbeten. Sie hätten einen Fanclub auf Gegenseitigkeit.«

Endlich lachte er laut und klatschte in die Hände. Für gewöhnlich lachen wir viel, wenn wir zusammen sind.

»Möchten Sie mich heiraten und mir Kinder schenken?« Er grinste mich über den dampfenden Tassenrand an. »Schließlich ist das hier ein Aufreiß-Schuppen. Singles aus dem Büro für Arbeitsstatistik und der Regierungsdruckerei kommen her und hoffen, abgelegte Betthasen von Glenn oder Kennedy abzuschleppen.«

»Das ist das beste Angebot, das ich den ganzen Tag bekommen habe. Wer hat diese Versammlung einberufen? Warum sitzen wir eigentlich in diesem miesen Schuppen und trinken Kaffee, der einem den Magen umdreht?«

Taylor schlürfte laut. »Der Kaffee ist ziemlich stark, nicht wahr? Zumindest dafür sollte man dankbar sein. Was ist los, Alex?«

»Sind Sie an einem weiteren Pulitzerpreis interessiert?«, fragte ich.

Er tat so, als würde er darüber nachdenken, doch in seinen Augen funkelte es. »Kann schon sein. Ich muss auf meinem Kaminsims für Ausgewogenheit sorgen, für ein Gleichgewicht.«

Während der nächsten fünfundvierzig Minuten berichtete ich Zachary genau, worauf ich hinauswollte. Ich erzählte ihm von den hundertvierzehn ungelösten Mordfällen im Southeast und Teilen des Northeast von Washington. Ich ging ins Detail, was

die unterschiedlichen Ermittlungen im Mordfall Frank Odenkirk, dem Mord am deutschen Touristen in Georgetown und den Ermordungen der schwarzen Teenager Tori Glover und Marion Cardinal betraf. Ich versorgte ihn mit Informationen über Chief Pittman und dessen Neigungen und Vorurteile, jedenfalls wie ich sie sah. Ich gab sogar zu, dass ich Pittman abgrundtief verabscheute – und Zachary weiß, dass ich nicht viele Menschen so sehr verurteile, es sei denn, sie verdienen ihren Lebensunterhalt mit Mord.

Während ich redete, schüttelte Zachary den Kopf hin und her, hin und her. Er hörte auch nicht auf, als ich fertig war. »Ich zweifle keineswegs an dem, was Sie mir sagen, aber haben Sie auch stichhaltige Beweise?«, fragte er.

»Herrgott, sind Sie pingelig wegen irgendwelcher Details«, sagte ich. »Manche Reporter sind wirklich die reinsten Erbsenzähler.«

Ich griff unter den Stuhl und holte zwei dicke Aktenmappen hervor. Zacharys Augen leuchteten auf.

»Das sollte bei der Story helfen. Kopien von siebenundsechzig der ungelösten Mordfälle. Außerdem eine Kopie der Ermittlungsakten im Fall Glover und Cardinal. Richten Sie Ihr Augenmerk auf die Zahl der Detectives, die den einzelnen Fällen zugeordnet sind. Schauen Sie sich die Arbeitsstunden auf den Dienstplänen an. Dann werden Ihnen die riesigen Unterschiede auffallen. Mehr konnte ich nicht in die Hände bekommen, aber die anderen Akten existieren.«

»Wieso kommt es dazu? Zu dieser böswilligen Vernachlässigung bestimmter Wohngebiete?«, fragte er.

Ich nickte anerkennend ob der Klugheit seiner Frage. »Ich werde Ihnen den zynischsten aller Gründe nennen«, erwiderte ich. »Einige Metro-Polizisten bezeichnen den Southeast als ›selbstreinigenden Ofen‹. Klingt das in Ihren Ohren böswillig genug? Und etliche Opfer im Southeast werden KMBs genannt. Im Klartext: ›Keine Menschen beteiligt.‹ Eine Redens-

art, die Chief Pittman gern benutzt.«

Zachary blätterte rasch die Akten durch. Dann schüttelte er mir die Hand. »Okay, ich verziehe mich jetzt in meine einsame Behausung, die mir nur mein Pulitzerpreis erträglich macht. Dann werde ich alle diese faszinierenden Polizeiberichte über KMBs lesen und anschließend ein hoffentlich aufrüttelndes Exposé schreiben. Schauen wir mal. Wie immer war es eine Superparty mit Ihnen, Alex. Herzliche Grüße an Damon, Janie und Nana Mama. Eines Tages würde ich sie alle gern mal kennen lernen und den Namen Gesichter hinzufügen.«

»Kommen Sie doch zur nächsten Aufführung des Washingtoner Knabenchors«, sagte ich. »Alle unsere Gesichter werden dort sein. Damon ist *Chorknabe*.«

Ich arbeitete an diesem Abend bis halb neun. Dann fuhr ich zu Kinkead's in Foggy Bottom, um mich mit Christine zu treffen. Kinkead's ist eines unserer Lieblingsrestaurants, wo man großartigen Jazz hören und sich dabei tief in die Augen sehen kann. Ich saß an der Bar und genoss die Klänge von Hilton Felton und Ephraim Wookfolk, als Christine eintraf. Sie hatte eine Schulfeier besucht, war aber superpünktlich. Sie ist immer pünktlich. Sehr rücksichtsvoll. Sie ist in fast jeder Hinsicht perfekt – zumindest in meinen Augen.

Ja, ich möchte deine Frau werden.

»Hast du Hunger? Möchtest du an einem Tisch sitzen?«, fragte ich, nachdem wir uns umarmt hatten, als wären wir viele Jahre und Tausende von Meilen getrennt gewesen.

»Lass uns einfach ein paar Minuten an der Bar sitzen. Ist dir das recht?«, fragte sie. Ihr Atem roch leicht nach Pfefferminz. Ihr Gesicht war so weich und glatt, dass ich es in meine Hände nehmen *musste*.

»Nichts würde ich lieber tun auf der ganzen weiten Welt«, antwortete ich.

Christine bestellte einen Harvey's Bristol Cream und ich ei-

nen Krug Bier. Wir unterhielten uns, während die Musik über, um und durch unsere Körper flutete. Es war ein langer Tag gewesen, und ich brauchte das.

»Das habe ich den ganzen Tag herbeigesehnt. Ich konnte es gar nicht erwarten. Bin ich wieder mal zu kitschig und romantisch?«, fragte ich.

»Nicht für mich. Nie zu kitschig, nie zu romantisch. Das wirst du nie sein, Alex.« Christine lächelte. Ich liebte es, sie so zu sehen. Ihre Augen funkelten und tanzten. Manchmal verliere ich mich in diesen Augen, falle in die tiefen Teiche ... all das Gute, wonach die Menschen sich verzehren, was heutzutage aber leider nur wenige erreichen.

Sie blickte mich ebenfalls an, und meine Finger liebkosten sanft ihre Wange. Dann legte ich ihr die Hand unters Kinn. »Stardust« wurde gespielt, einer meiner Lieblingssongs, selbst unter nicht so außergewöhnlichen Umständen. Ich fragte mich, ob Hilton und Ephraim das Lied nur für uns spielten. Als ich Hilton anschaute, zwinkerte er mir verstohlen zu.

Wir standen auf, umarmten uns, tanzten auf der Stelle. Ich spürte, wie ihr Herz schlug, direkt an meiner Brust. So verharrten wir für zehn, fünfzehn Minuten. An der Bar schien es niemand zu bemerken. Niemand störte uns, niemand fragte uns, ob er nachschenken oder uns an einen Tisch geleiten solle. Ich nehme an, die Leute verstanden.

»Ich mag Kinkead's wirklich«, flüsterte Christine. »Aber weißt du was? Noch lieber wäre ich heute Abend mit dir zu Hause. Irgendwo, wo wir ein bisschen mehr unter uns sind. Ich brate dir Spiegeleier oder was immer du willst. In Ordnung? Oder gefällt dir mein Vorschlag nicht?«

»Er gefällt mir sogar sehr gut. Das ist eine wundervolle Idee. Lass uns gehen.«

Ich bezahlte unsere Rechnung an der Bar und entschuldigte mich wegen der Reservierung zum Abendessen. Dann fuhren wir zu Christine.

»Wir fangen mit dem Nachtsch an«, sagte sie und lächelte verschmitzt. Auch das gefiel mir an ihr.

Ich hatte lange gewartet, mich wieder zu verlieben, aber die Beziehung zu Christine war es mehr als wert. Sobald wir im Haus waren, zog ich sie an mich heran. Meine Hände glitten über ihre Taille und ihre Hüften, über ihre Brüste, die Schultern, über die feinen Züge ihres Gesichts. Wir ließen es gern langsam angehen; es gab ja auch keinen Grund zur Eile. Ich küsste ihre Lippen und kratzte behutsam ihren Rücken und die Schultern. Dann zog ich sie näher – und noch näher.

»Deine Berührungen sind so zärtlich«, flüsterte sie an meiner Wange. »Ich könnte das die ganze Nacht tun. Einfach so mit dir zusammen sein. Möchtest du einen Schluck Wein? Irgendetwas? Ich gebe dir alles, was ich habe.«

»Ich liebe dich«, sagte ich und kratzte immer noch liebevoll ihren Rücken. »Wir *werden* das für immer tun. Ich zweifle keine Sekunde daran.«

»Ich liebe dich so sehr«, sagte sie leise. Dann hörte ich, wie sie den Atem anhielt. »Deshalb sei bitte vorsichtig, Alex. Bei deiner Arbeit.«

»Okay. Ich werde vorsichtig sein. Aber nicht heute Abend«, erklärte ich.

Christine lächelte. »Nein, heute Abend nicht. Heute Abend kannst du gefährlich leben. Wir beide. Für einen Polizisten siehst du tatsächlich gut aus und bist obendrein sehr lebenswürdig.«

»Vielleicht sogar für einen internationalen Juwelendieb.«

Ich nahm sie auf die Arme und trug sie über den Flur ins Schlafzimmer. »Mmm. Stark bist du auch«, sagte sie. Im Vorübergehen schaltete sie das Deckenlicht auf dem Gang ein. Es war gerade hell genug, dass wir sehen konnten, wohin wir gingen.

»Wie wär's mit einer Kurzreise?«, fragte ich. »Ich brauche

mal Tapetenwechsel.«

»Hört sich gut an. Ja – ehe die Schule anfängt. Irgendwohin. Bring mich von allem hier weg.«

Ihr Schlafzimmer duftete nach frischen Blumen. Auf dem Nachttisch standen rosa und rote Rosen. Christine liebte Blumen und Gartenarbeit leidenschaftlich.

»Du hast das schon die ganze Zeit geplant, stimmt's?«, fragte ich. »Du *hast*! Das ist eine Falle, du hinterhältiges Weib.«

»Ich habe den ganzen Tag darüber nachgedacht«, gestand sie und seufzte zufrieden. »Ich habe den ganzen Tag daran gedacht, mit dir zusammen zu sein. Im Büro, auf den Korridoren, auf dem Schulhof und dann im Auto auf dem Weg ins Restaurant. Den ganzen Tag hatte ich erotische Tagträume von dir.«

»Ich hoffe, ich kann sie erfüllen.«

»Das wirst du. Da habe ich keine Zweifel.«

Mit einer fließenden Bewegung zog ich ihr die schwarze Seidenbluse aus, legte den Mund auf eine Brust und sog daran durch ihren Halb-BH. Sie trug einen Wildlederrock. Den zog ich ihr nicht aus, streifte ihn nur langsam hoch. Dann kniete ich nieder und küsste ihre Knöchel, die Waden, bewegte mich langsam die langen Beine hinauf. Sie streichelte mir den Rücken und die Schultern.

»Du *bist* heute Abend gefährlich«, sagte sie. »Gut so.«

»Sexual Healing.«

»Mmm, bitte, heilen Sie mich am ganzen Körper, Doktor.«

Sie biss heftig in meine Schulter und dann noch fester in meine Halsseite. Wir atmeten beide schneller. Sie drängte sich an mich, öffnete die Beine für mich. Ich drang in sie ein. Sie fühlte sich unglaublich warm an. Die Bettfedern begannen zu singen, und das Kopfbrett schwang gegen die Wand.

Sie schob ihr Haar auf eine Seite hinters Ohr. Ich liebe die Art, wie sie das tut.

»Du fühlst dich so gut an. Oh, Alex, hör nicht auf, hör nicht auf, hör nicht auf«, flüsterte sie.

Ich tat, was man mir befahl und genoss jeden Moment, jede Bewegung, die wir gemeinsam ausführten. Eine Sekunde lang fragte ich mich sogar, ob wir gerade ein Baby machten.

Viel später in der Nacht schlugen wir ein paar Eier in die Pfanne und brieten sie mit Vidalia-Zwiebeln und Mozzarella. Dazu öffneten wir eine gute Flasche Pinot Noir. Dann entzündete ich bei voll aufgedrehter Klimaanlage ein Kaminfeuer im August.

Wir saßen vor dem Feuer, lachten, unterhielten uns und planten eine Kurzreise, fort aus Washington. Wir einigten uns auf Bermuda. Christine fragte, ob wir Nana und die Kinder mitnehmen könnten. Ich hatte das Gefühl, als würde mein Leben sich schnell ändern und sich an einen neuen, guten Ort bewegen. Wenn ich doch Glück hätte und irgendwie das Wiesel erwischen würde! Es wäre das perfekte Ende meiner Karriere bei der Metro Police.

Ich kam spät zurück in die Fünfte Straße, um kurz vor drei. Ich wollte nicht, dass Damon und Jannie mitten in der Nacht aufwachten und ihren Vater nicht zu Hause vorfanden. Am nächsten Morgen stand ich um acht Uhr auf und ging die Treppe hinunter, folgte dem verlockenden Duft von frischem Kaffee und Nanas weltberühmten Zuckerschnecken.

Die schrecklichen zwei waren gerade dabei, sich auf den Weg zur Schule zu machen, wo sie vor dem eigentlichen Schulanfang am Förderunterricht für Begabte teilnahmen. Sie sahen wie zwei strahlende Engel aus. So wohl wie jetzt fühlte ich mich nicht oft, deshalb beschloss ich, es voll und ganz auszukosten.

»Wie war deine Verabredung gestern, Daddy?«, fragte Jannie und machte riesengroße neugierige Augen.

»Wer sagt denn, dass ich eine wichtige Verabredung hatte?« Ich machte ihr auf meinem Knie Platz. Sie aß ein Stück von der weichen klebrigen Zuckerschnecke, die Nana mir auf den Tel-

ler gelegt hatte.

»Sagen wir einfach, ein Vögelchen hat es mir ins Ohr gezwitschert«, antwortete sie.

»Aha. Das Vögelchen backt wunderbare Schnecken«, sagte ich. »Meine Verabredung lief ziemlich gut. Und wie war deine? Du hattest doch auch eine, stimmt's? Du hast doch nicht allein zu Hause gegessen?«

»Deine Verabredung war *ziemlich* gut? Du bist mit dem Milchmann nach Hause gekommen.« Jannie lachte laut. Auch Damon kicherte. Jannie kann uns alle zum Lachen bringen, wenn sie will, schon seit sie ein Baby gewesen war.

»Jannie Cross«, sagte Nana, schwieg dann aber. An diesem Punkt war es sinnlos zu versuchen, Jannie dazu zu bringen, sich wie eine typische Siebenjährige zu benehmen. Sie war zu gescheit, zu freimütig, zu sehr voller Leben und Freude. Außerdem haben wir eine Familien-Philosophie: Wer lacht, lebt länger.

»Wieso lebt ihr zwei eigentlich nicht auf Probe zusammen?«, fragte Jannie. »Das machen die im Film und im Fernsehen doch alle so.«

Unwillkürlich musste ich grinsen, obgleich ich mich um eine finstere Miene bemühte. »Mich bringst du nicht dazu, so dummes Zeug zu tun wie die Leute im Film oder Fernsehen, kleines Mädchen. So was nimmt immer ein böses Ende. Christine und ich werden bald heiraten. Dann werden wir *alle* zusammen leben.«

»Warum guckt ihr alle so überrascht? Wer könnte widerstehen, Teil dieser Familie zu werden?«

»Hurra!«, jubelte Jannie laut. Ich konnte erkennen, dass es aus der Tiefe ihres kleinen Herzens kam.

»Hurra!«, rief auch Nana. »Gott sei Dank.«

»Wird auch Zeit, dass wir ein normaleres Leben bekommen«, meinte Damon.

Alle beglückwünschten mich mehrere Minuten lang, bis Jan-

nie schließlich sagte: »Jetzt muss ich aber zur *Schule*, Pa. Ich möchte doch Mrs. Johnson nicht enttäuschen und heute zu spät kommen. Hier ist deine Zeitung.«

Sie reichte mir die »Washington Post«, und mein Herz hüpfte ein wenig in der Brust. Heute war wirklich ein guter Tag. Ich sah Zachary Taylors Artikel rechts unten auf der Titelseite. Nicht die flammende Schlagzeile, die die Story verdient hätte, aber er hatte sie immerhin auf Seite eins gebracht.

Skandal wegen ungelöster Morde im Southeast
Rassistische Vorurteile bei der Polizei

»In der Tat ein Skandal ohne Fragezeichen«, sagte Nana und strich sich übers Kinn. »Wie jeder Völkermord, nicht wahr?«

Ich betrat das Polizeirevier gegen acht Uhr, und sofort kam Chief Pittmans Lakai zu mir geflüzt. Der alte Fred Cook war früher ein schlechter Detective gewesen; jetzt war er ein ebenso schlechter und noch dazu hinterhältiger Verwaltungshengst. Im gesamten Dezernat oder irgendwo sonst in Washington fand man keinen aalglatteren Arschkriecher.

»Der Chief möchte Sie sofort in seinem Büro sehen. Es ist wichtig«, teilte Fred mir mit. »Legen Sie lieber einen Schritt zu.«

Ich nickte und bemühte mich, meine gute Stimmung zu bewahren. »Selbstverständlich ist es wichtig. Der Chief ist schließlich unser Häuptling. Haben Sie irgendwelche nützlichen Tipps für mich, Fred? Sie wissen doch bestimmt, worum es geht und womit ich rechnen muss?«

»Es ist eine große Sache«, sagte Cook, was mir überhaupt nicht weiterhalf – und das freute ihn, den Hurensohn. »Mehr kann ich Ihnen nicht sagen, Alex.«

Er ging davon und ließ mich hängen. Ich spürte, wie mir die Galle hochkam. Meine gute Laune hatte mich bereits verlassen.

Ich ging über die knarrenden Holzfußböden des Flurs zum Büro des Häuptlings. Ich hatte keine Ahnung, was ich zu erwarten hatte, aber auf das, was ich dann vorfand, war ich in keinster Weise vorbereitet.

Augenblicklich fiel mir ein, was Damon heute Morgen gesagt hatte: Es wird Zeit, dass wir ein normaleres Leben bekommen.

Sampson saß im Büro des Chiefs. Rakeem Powell und Jerome Thurman waren ebenfalls da.

»Kommen Sie herein, Dr. Cross.« Chief Pittman winkte mir mit ausgestreckter Hand. »Bitte, treten Sie ein. Wir warten schon auf Sie.«

»Was ist los?«, fragte ich Sampson flüsternd und zog mir einen Stuhl neben ihn.

»Keine Ahnung, aber was Gutes ist es bestimmt nicht«, antwortete er. »Der Häuptling hat noch kein Wort zu uns gesprochen. Aber er sieht aus wie der Kanarienvogel, der die Katze gefressen hat.«

Pittman trat vor seinen Schreibtisch und lehnte den fetten Hintern dagegen. Er schien an diesem Morgen besonders von sich eingenommen zu sein. Sein mausgraues Haar war nach hinten gekämmt, klebte auf seinem Eierkopf und sah wie ein Helm aus.

»Ich kann Ihnen sagen, was Sie wissen wollen, Detective Cross«, begann er. »Tatsache ist, dass ich den anderen Detectives nichts sagen wollte, bis Sie eingetroffen sind. Ab heute Morgen sind die Detectives Sampson, Thurman und Powell vom aktiven Dienst suspendiert. Sie haben an Fällen gearbeitet, die nicht zum Zuständigkeitsbereich dieses Dezernats gehören. Beweise für das gesamte Ausmaß dieser Aktivitäten werden noch zusammengetragen. Außerdem wird die Frage geklärt, ob noch weitere Detectives in diese Sache verwickelt sind.«

Ich wollte etwas entgegnen, doch Sampson hielt mich mit seinen Bärenkräften am Arm fest. »Ruhig, Alex.«

Pittman betrachtete die drei. »Detectives Sampson, Thurman und Powell – Sie können gehen. Ihr Gewerkschaftsvertreter wurde über die Situation informiert. Falls Sie Fragen oder Einwände gegen meine Entscheidung haben, wenden Sie sich an Ihren Vertreter.«

Sampsons Mund war verkniffen, er sagte kein Wort zum Häuptling. Er stand auf und verließ das Büro. Thurman und Powell folgten ihm auf dem Fuße. Keiner verschwendete ein Wort an Pittman. Die drei Männer waren hart arbeitende, aufopferungsbereite Polizeibeamte, und ich konnte es kaum ertragen, das mitanzusehen.

Ich fragte mich, warum der Häuptling mich bis jetzt verschont hatte. Ferner fragte ich mich, warum Shawn Moore nicht hier war. Die zynische Antwort lautete, dass Pittman einen Keil zwischen uns treiben wollte, um uns glauben zu machen, dass Shawn sich gegen uns ausgesprochen hatte.

Pittman griff über den Schreibtisch und nahm eine zusammengefaltete Ausgabe der »Washington Post«. »Haben Sie heute zufällig diesen Artikel gelesen? Unten rechts.«

Er schob mir die Zeitung zu. Ich musste schnell zugreifen, sonst wäre sie zu Boden gefallen.

»Skandal wegen ungelöster Morde im Southeast«, sagte ich. »Ja, habe ich. Ich habe den Artikel zu Hause gelesen.«

»Ja, darauf wette ich. Mr. Taylor von der *Post* zitiert ›nicht genannte Quellen‹ aus dem Dezernat. Haben Sie etwas mit diesem Artikel zu tun?«, fragte Pittman und starrte mich an.

»Warum sollte ich mit der ›Washington Post‹ sprechen wollen?«, antwortete ich mit einer Gegenfrage. »Ich habe Ihnen von dem Problem im Southeast berichtet. Ich glaube, dort treibt ein Mörder sein Unwesen. Ein Wiederholungstäter. Ein *Serienmörder*. Warum ihn weitermorden lassen? Die Detectives zu suspendieren wird mit Sicherheit nicht helfen, dieses Problem zu lösen. Besonders wenn dieser Irre durchdreht, was er meiner Meinung nach tun wird.«

»Ihre Serienmörder-Theorie taugt nichts. Ich sehe kein Muster. Niemand außer Ihnen sieht irgendein Muster bei den Morden.« Pittman schüttelte den Kopf und runzelte die Stirn. Er kochte vor Wut und rang um Fassung.

Wieder streckte er mir die Hand entgegen. Seine Finger glichen rohen Würstchen. Er senkte die Stimme, bis er beinahe flüsterte. »Am liebsten würde ich Sie in die Pfanne hauen, und das *werde* ich. Aber im Augenblick wäre es nicht klug, Sie vom Odenkirk-Mord abzuziehen. Es würde nicht gut aussehen, und ich vermute, es würde ebenfalls in der *Post* landen. Ich kann es kaum erwarten, Ihre täglichen Berichte über den so genannten John-Namenlos-Fall zu lesen. Wissen Sie, es ist an der Zeit, einige dieser ungelösten Morde zu den Akten zu legen. Darüber werden Sie unmittelbar *mir* Bericht erstatten. Ich werde Ihnen ständig im Genick sitzen, Cross. Noch Fragen?«

Ich verließ schnell Pittmans Büro, ehe ich ihm eins auf die Schnauze gegeben hätte.

Sampson, Thurman und Rakeem Powell hatten das Gebäude bereits verlassen, als ich aus dem Büro des Häuptlings kam. Ich hatte das Gefühl, jeden Augenblick durchzudrehen. Um ein Haar wäre ich zurück in Pittmans Büro gestürmt und hätte mit diesem Mistkerl den Fußboden aufgewischt.

Ich ging zu meinem Schreibtisch und dachte über die nächsten Schritte nach. Ich bemühte mich, innerlich zur Ruhe zu kommen, ehe ich etwas Übereiltes und Dummes tat. Ich dachte an meine Verantwortung gegenüber den Menschen im Southeast, und das half mir. Trotzdem hätte ich mir Pittman beinahe doch noch gekauft.

Ich rief Christine an und ließ ein wenig Dampf ab. Dann fragte ich sie ganz spontan, ob sie sich für unser langes Wochenende freimachen könne – vielleicht schon Donnerstagabend? Nur zu gern, sagte sie. Ich füllte sofort ein Urlaubsformular aus und legte es auf Fred Cooks Schreibtisch. Einen Ur-

laub würde Pittman jetzt am wenigsten von mir erwarten. Aber es was das Beste, ein paar Tage wegzufahren, mich zu beruhigen und dann einen Plan über mein weiteres Vorgehen zu entwerfen.

Als ich das Gebäude verließ, hielt ein Kollege mich auf. »Die anderen sind drüben in Hart's Bar«, sagte er. »Sampson hat gesagt, ich soll Ihnen ausrichten, dass sie dort einen Platz für Sie freihalten.«

Das »Hart's« ist eine sehr heruntergekommene und sehr gut besuchte Gin-Spelunke in der Zweiten Straße. Es ist kein Lokal für Polizisten; eben deshalb mögen es einige von uns. Es war elf Uhr vormittags, aber die Bar war bereits gut besetzt, voller Leben, eine freundliche Atmosphäre.

»Da ist er!«, begrüßte mich Jerome Thurman mit halb vollem Bierkrug, als ich eintrat. Ein halbes Dutzend Kollegen und Freunde waren ebenfalls da. Die Nachricht über die Suspendierungen hatte sich wie ein Lauffeuer verbreitet.

In der Bar wurde viel gelacht und gegrölt. »Dein Junggesellenabschied!«, sagte Sampson und grinste. »Kalt erwischt, Süßer. Mit ein bisschen Hilfe von Nana. Ha, du solltest dein dummes Gesicht sehen!«

In den nächsten anderthalb Stunden trafen weitere Freunde bei Hart's ein. Gegen Mittag war der Laden voll. Dann kamen die Stammgäste auf einen Schluck in der Mittagspause. Der Besitzer, Mike Hart, strahlte übers ganze Gesicht. Ich hatte wirklich nicht an eine Party zum Junggesellenabschied gedacht, aber jetzt war ich mitten drin. Und ich war froh darüber. Viele Männer achten wie die Schießhunde darauf, ihre Gefühle nicht zu zeigen, doch bei einem Junggesellenabschied ist das anders, zumal wenn die engsten Freunde diese Party ausrichten.

Es ging hoch her. Für ein paar Stunden waren die am Morgen verhängten Suspendierungen vergessen. Man gratulierte mir und umarmte mich öfter, als ich zählen konnte. Sogar ge-

küsst wurde ich zweimal. Alle nannten mich »Süßer«, nachdem Sampson damit angefangen hatte. Immer wieder fiel das Wort »Liebe«, bis zum Abwinken. Ich wurde mit sentimentalischen Reden und Trinksprüchen bedacht. Fast alle tranken zu viel.

Gegen vier Uhr nachmittags schwankten Sampson und ich, einander stützend, ins gleißende Sonnenlicht auf die Zweite Straße. Mike Hart hatte uns persönlich ein Taxi gerufen.

Für einen kurzen klaren Moment erinnerte ich mich an das lila-blaue Zigeunertaxi, das wir suchten – aber dann verdunstete der Gedanke im grellweißen Sonnenschein.

»Süßer«, flüsterte Sampson an meinem Ohr, als wir ins Taxi stiegen. »Ich liebe dich mehr als das Leben. Das ist wahr. Ich liebe deine Kinder, ich liebe deine Nana, und ich liebe deine zukünftige Frau, die liebenswerte Christine. Fahren Sie uns nach Hause«, befahl er dem Fahrer. »Alex heiratet.«

»Und mein bester Freund ist Trauzeuge«, sagte ich zu dem lächelnden Fahrer.

»Ja, das bin ich«, erklärte Sampson. »Dein bester Freund.«

Am Donnerstagabend spielte Shafer wieder die Vier Reiter. Er hatte sich in der Bibliothek eingeschlossen, konnte in den Abendstunden aber die Geräusche seiner Familie im Haus hören. Er fühlte sich ungemein isoliert, war nervös, zittrig und aus keinem ersichtlichen Grund wütend.

Während er darauf wartete, mit den anderen Spielern verbunden zu werden, dachte er an seine wilde Fahrt durch Washington zurück. Ein besonderes Gefühl erlebte er immer wieder: der Moment, in dem er sich ausmalte, mit dem Wagen gegen ein festes Hindernis zu rasen. Er sah alles als blendendes Licht, in dem Gegenstände, auch *er selbst*, wie Glas zersprangen und wieder Teil des Universums wurden. Sogar die Schmerzen, die er fühlte, würden Teil der sich wieder zusammenfügenden Materie sein, die andere, faszinierende Formen und Gestalten annahm.

Ich bin *selbstmordgefährdet*, dachte er. *Es ist nur eine Frage der Zeit. Ich bin tatsächlich der Tod.*

Um genau einundzwanzig Uhr tippte Shafer eine Nachricht in den Computer. Die anderen Reiter waren jetzt online und warteten auf seine Reaktion auf den Besuch und die Warnung George Bayers. Shafer wollte sie nicht enttäuschen. Was sie getan hatten, hatte ihn noch enthusiastischer gestimmt, das Spiel zu spielen. Er schrieb:

Seltsamerweise war Tod nicht überrascht, als Hungersnot in Washington erschien. Selbstverständlich hat er jedes Recht zu kommen. So wie Tod nach London fliegen könnte, oder nach Singapur, Manila oder Kingston. Und vielleicht wird Tod einen von euch bald besuchen.

Das ist das schöne an unserem Spiel: Alles kann passieren. Letztendlich geht es um Vertrauen, nicht wahr? Kann ich darauf vertrauen, dass ihr mich das Spiel so weiterspielen lasst, wie ich es möchte? Schließlich hat das Spiel eine große Besonderheit, die es so verführerisch macht: die Freiheit, die wir haben.

Darum geht es doch jetzt, oder? Wir haben uns zu etwas Neuem entwickelt. Wir haben den Einsatz erhöht. Deshalb, liebe Mitspieler, lasst uns wirkliche Spannung erleben. Ich habe etliche Ideen, die ich an euch ausprobieren möchte. Alles im Geiste des Spiels. Es wird kein unnötiges Risiko eingegangen.

Lasst uns das Spiel spielen, als würde unser Leben davon abhängen.

Vielleicht trifft das auf meins schon zu?

Wie ich euch mitteilte, haben wir zwei neue Mitspieler: Die Washingtoner Polizisten Alex Cross und John Sampson. Würdige Gegner. Ich behalte sie im Auge, frage mich aber unwillkürlich, ob nicht über kurz oder lang *sie* mich beobachten werden.

Lasst mich noch etwas über ein Fantasy-Szenario sagen, das ich mir ausgedacht habe, um sie zu unserem Spiel willkommen zu heißen. Ich schicke jetzt Fotos: Detectives Cross und Sampson.

Wir brauchten einen Tag, um alles für den Kurzurlaub vorzubereiten, aber Christine und meine Familie schienen so wie ich die Spontaneität zu genießen und die besondere Freude, dass wir zum ersten Mal alle zusammen Urlaub machten. Donnerstagnachmittag verließen Damon, Jannie, Nana, Christine und ich Washington und trafen in Hochstimmung am späten Abend auf dem Bermuda International Airport ein. Es war der fünfundzwanzigste August.

Ich wollte unbedingt ein paar Tage weg von Washington. Dem Mr.-Smith-Mordfall waren die Jane-Namenlos-Ermittlungen zu schnell gefolgt. Ich brauchte eine Ruhepause. Ich hatte einen Freund, der Partner eines Hotels auf Bermuda war; außerdem war es kein allzu langer Flug. Es war perfekt für uns.

Eine Szene vom Flughafen wird mir stets in Erinnerung bleiben: Christine, wie sie mit Jannie an der Seite »Ja-da, ja-da« singt. Unwillkürlich dachte ich, dass sie wie Mutter und Tochter aussahen, und das berührte mich tief. Sie waren so liebevoll, so verspielt, so natürlich. Es war ein Gedankenfoto, das sie mir für immer schenkten. Ein Moment, den ich nie vergessen würde. Das wusste ich, als ich die beiden tanzen und singen sah, als würden sie sich seit Ewigkeiten kennen.

Wir hatten das Glück außergewöhnlich schönen Wetters für unseren Urlaub. Jeder Tag war sonnig und strahlend, von morgens bis abends, wenn der Himmel eine magische Farbkombination aus Rot, Orange und Purpur annahm. Die Tage gehörten ganz uns, besonders den Kindern. Wir schwammen und schnorchelten am Elbow Beach und in der Horseshoe Bay und rasten mit Mopeds die malerischen Middle und Harbour Roads

auf und ab.

Die Nächte gehörten Christine und mir, und wir genossen sie in vollen Zügen. Wir besuchten alle touristischen Höhepunkte: die Terrace Bar am Palm Reef, die Gazebo Lounge im Princess, die Clay House Inn, Once Upon a Table in Hamilton und Horizons in Paget. Ich liebte es, mit Christine zusammen zu sein. Dieser Gedanke ging mir immer wieder durch den Kopf. Ich hatte das Gefühl, dass das, was uns verband, stärker geworden war, weil ich gewartet und ihm Zeit und Raum gelassen hatte. Ich fühlte mich wieder vollständig. Immer wieder erinnerte ich mich an das erste Mal, als ich Christine auf dem Hof der Sojourner Truth School gesehen hatte. *Das ist die Richtige, Alex.* Auch dieser Gedanke hatte sich in meinem Kopf festgesetzt.

Wir saßen in der Terrace Bar und blickten auf die Stadt und den Hafen von Hamilton hinunter. Wie kleine Punkte übersäten Inseln das Wasser, dazu weiße Segel und die Fähren, die zwischen Warwick und Paget pendelten. Wir hielten uns an den Händen, und ich konnte nicht aufhören, ihr in die Augen zu schauen, wollte es auch nicht.

»Tiefschürfende Gedanken?«, fragte sie schließlich.

»Ich habe viel darüber nachgedacht, wieder eine Privatpraxis zu eröffnen«, antwortete ich. »Ich glaube, das wäre das Beste.«

Sie schaute mir tief in die Augen. »Ich will nicht, dass du das meinetwegen tust, Alex. Bitte, gib nicht wegen mir den Polizeidienst auf. Ich weiß, dass du deinen Beruf liebst. Jedenfalls meistens.«

»In letzter Zeit hat die Arbeit mich ganz schön geschafft. Pittman ist nicht nur ein schwieriger Chef, er ist auch ein Schurke. Was mit Sampson und den anderen passiert ist, war bloß ein Vorwand. Sie haben in ihrer Freizeit in ungelösten Fällen ermittelt. Am liebsten würde ich Zach Taylor von der ›Post‹ die Geschichte stecken. Aber die Leute würden einen Riesenaufrast machen, wenn sie die Wahrheit wüssten. Des-

halb gehe ich *nicht* zur ›Post‹.«

Christine hörte zu und versuchte mir zu helfen, drang aber nicht in mich. Ich war ihr dankbar dafür. »Das klingt tatsächlich wie eine scheußliche, komplizierte und üble Geschichte, Alex. Ich würde Pittman auch gern zum Mond schießen. Er hat sich für die Politik entschieden, statt Menschen zu schützen. Ich bin sicher, du tust das Richtige, wenn die Zeit dafür reif ist.«

Am nächsten Morgen sah ich sie im Garten spazieren gehen, mit tropischen Blumen im Haar. Sie sah hinreißend aus, noch mehr als sonst, und ich verliebte mich aufs Neue unsterblich in sie.

»Es gibt eine alte Redensart, die ich schon als kleines Mädchen gehört habe«, sagte sie, als ich zu ihr trat. »Wenn du nur zwei Penny hast, kauf einen Laib Brot von dem einen und eine Lilie von dem anderen.«

Ich küsste ihr Haar zwischen den Blumen. Ich küsste ihre süßen Lippen, ihre Wangen und die Mulde an der Kehle.

Am frühen Nachmittag gingen die Kinder und ich zurück zum Strand in der Horseshoe Bay. Sie konnten gar nicht genug bekommen vom tiefblauen Meer, vom Schwimmen und Schnorcheln und Sandburgenbauen. Da die Schule bald wieder anfing, war unser Urlaub natürlich etwas ganz Besonderes, ein intensives Erlebnis.

Christine fuhr mit dem Moped nach Hamilton, um für die Lehrer der Sojourner Truth ein paar Souvenirs einzukaufen. Wir winkten ihr nach, bis sie auf der Middle Road außer Sicht war. Dann wieder in die Fluten!

Gegen fünf Uhr gingen Damon, Jannie und ich zurück ins Belmont Hotel, das wie ein Wächter inmitten üppig grüner Hügel aufragt, eingerahmt von azurblauem Himmel. Wohin wir auch schauten, standen pastellfarbene Häuschen mit weißen Dächern. Nana saß auf der Veranda und unterhielt sich mit neuen besten Freunden. *Das wiedergewonnene Paradies*, dach-

te ich und spürte, wie irgendetwas Tiefes und Heiliges zurück in mein Inneres kam.

Während ich zum wolkenlosen blauen Himmel blickte, bedauerte ich, dass Christine nicht bei mir war, um das Erlebnis zu teilen. Tatsächlich, nach so kurzer Zeit vermisste ich sie bereits. Ich umarmte Damon und Jannie, und wir lächelten alle über das Offensichtliche: Wir genossen es, gemeinsam hier zu sein, und wir hatten unverschämtes Glück, dass wir einander hatten.

»Du vermisst sie«, flüsterte Jannie. Es war eine Feststellung, keine Frage. »Das ist gut, Daddy. So sollte es sein, nicht wahr?«

Als Christine um sechs Uhr immer noch nicht zurückgekommen war, kämpfte ich mit gemischten Gefühlen: Sollte ich im Hotel auf sie warten oder selbst nach Hamilton fahren? Vielleicht hatte sie einen Unfall. *Diese verdammten Mopeds*, dachte ich, obwohl ich die Dinger am gestrigen Nachmittag noch für sicher gehalten hatte, für ein harmloses Fahrvergnügen.

Eine schlanke große Frau kam durch das vordere Tor zum Belmont und schritt vor dem Hintergrund von Hibiskus und Oleander dahin. Ich seufzte erleichtert, doch als ich die Vordertreppe hinuntergehen wollte, sah ich, dass es nicht Christine war.

Um halb sieben war Christine immer noch nicht zurück, hatte auch im Hotel nicht angerufen. Auch nicht um sieben Uhr.

Ich rief bei der Polizei an.

Inspektor Patrick Busby von der Polizeidienststelle Hamilton traf um halb acht abends im Belmont Hotel ein. Er war ein kleiner Mann mit beginnender Glatze, der aus der Entfernung wie Ende fünfzig, Anfang sechzig aussah. Doch als er sich der Veranda näherte, sah ich, dass er höchstens vierzig Jahre war, ungefähr so alt wie ich.

Er hörte sich meine Geschichte an und meinte, dass Touristen auf Bermuda oft das Zeitgefühl verloren. Gelegentlich gäbe es Moped-Unfälle auf der Middle Road. Er versicherte mir, dass Christine bald auftauchen würde, mit kleinen »Hautabschürfungen« oder einem »leicht verrenkten Knöchel«.

Ich verneinte das entschieden. Christine war immer pünktlich. Zumindest hätte sie angerufen. Selbst wenn sie einen kleineren Unfall gehabt hätte – sie hätte irgendeine Möglichkeit gefunden, sich telefonisch oder sonst wie zu melden. Deshalb fuhr ich mit dem Inspektor vom Hotel nach Hamilton; danach klapperten wir die Straßen der Hauptstadt ab, vor allem die Front und Reid Streets. Ich schwieg und machte ein ernstes Gesicht, als ich aus dem Wagen schaute, in der Hoffnung, Christine irgendwo in einer Seitenstraße beim Einkaufen zu entdecken, worüber sie die Zeit vollkommen vergessen hatte. Aber wir sahen sie nirgends, und sie hatte immer noch nicht im Hotel angerufen.

Als Christine auch gegen neun Uhr noch nicht aufgetaucht war, stimmte Inspektor Busby mir widerstrebend zu, dass sie verschwunden sein könnte. Er stellte mir jede Menge Fragen, die mir zeigten, dass er ein tüchtiger Polizist war. Er wollte wissen, ob wir uns gestritten hätten.

»Ich bin bei der Mordkommission in Washington«, teilte ich ihm schließlich mit. Das hatte ich zurückbehalten, weil ich nicht in sein Revier eindringen wollte. »Ich hatte es in der Vergangenheit mit äußerst schwierigen Fällen zu tun, bei denen es um Massenmörder ging. Ich habe etliche sehr üble Burschen kennen gelernt. Da könnte eine Verbindung bestehen. Ich hoffe es nicht, aber es wäre möglich.«

»Verstehe«, sagte Busby. Mit seinem bleistiftdünnen Schnurrbart war er ein korrekter, pedantischer Typ. Er wirkte eher wie ein Lehrer, nicht wie ein Polizist, und mehr wie ein Psychologe als ich, der ich einer war. »Gibt es noch mehr Überraschungen, die ich wissen sollte, Detective Cross?«, frag-

te er.

»Nein, das war alles. Aber Sie verstehen jetzt wohl, warum ich mir Sorgen mache und Sie angerufen habe. Zurzeit ermittle ich wieder in einer Serie scheußlicher Mordfälle in Washington.«

»Ja, jetzt verstehe ich den Grund Ihrer Besorgnis. Ich werde sofort eine Vermisstenmeldung rausschicken.«

Ich seufzte tief und ging nach oben, um mit den Kindern und Nana zu sprechen. Ich bemühte mich nach Kräften, sie nicht zu verschrecken, doch Damon und Jannie fingen an zu weinen. Und dann auch Nana.

Um Mitternacht hatten wir immer noch nichts von Christine gehört. Inspektor Busby verließ das Hotel eine Viertelstunde später. Er war so freundlich und mitfühlend, mir seine Privatnummer zu geben, und bat mich, ihn sofort anzurufen, falls ich etwas von Christine hörte. Dann versicherte er uns noch, dass er für mich und meine Familie beten würde.

Um drei Uhr war ich immer noch auf. Ich ging in meinem Hotelzimmer im zweiten Stock auf und ab und betete nun selbst. Ich hatte soeben mit Quantico telefoniert. Das FBI überprüfte meine sämtlichen Mordfälle, um herauszufinden, ob in einem dieser Fälle eine mögliche Verbindung zu Bermuda bestand. Jetzt konzentrierte sich das FBI auf die derzeitige Serie ungelöster Morde im Southeast. Ich hatte ihnen mein Profil des Wiesels gefaxt.

Es gab keinen logischen Grund zu der Annahme, dass der Mörder hier in Bermuda war, aber ich befürchtete es. Es war genau das Gefühl, das Chief Pittman im Zusammenhang mit den Morden im Southeast so vehement zurückgewiesen hatte.

Mir war klar, dass das FBI sich wahrscheinlich nicht vor morgen früh bei mir melden würde. Ich war versucht, Freunde bei Interpol anzurufen, hielt mich jedoch zurück ... und rief dann doch an.

Die Möbel im Hotelzimmer waren teils aus Mahagoni im

Queen-Anne-Stil oder aus Rattan, der Teppich war altrosé. Das Zimmer kam mir leer und verlassen vor. Wie ein Gespenst stand ich vor den hohen Fenstern mit den Wasserflecken auf den Scheiben, starrte hinaus auf die dahinziehenden schwarzen Wolken vor dem mondhellen Himmel und dachte daran, wie ich Christine in den Armen gehalten hatte. Ich fühlte mich ohne sie unglaublich hilflos und allein. Ich konnte nicht fassen, was geschehen war.

Ich schlang die Arme um den Oberkörper und spürte plötzlich grausame Schmerzen, die mir die Brust einschnürten und mein Herz rasen ließen. Wie eine starre Säule stieg dieser Schmerz bis in den Kopf. Ich sah Christines Gesicht, ihr wunderschönes Lächeln. Ich erinnerte mich, wie ich eines Abends im Rainbow Room in New York mit ihr getanzt hatte, und an das Abendessen im Kinkead's in Washington und an die ganz besondere Nacht in ihrem Haus, als wir lachten und glaubten, wir hätten vielleicht ein Baby gemacht. War Christine irgendwo da draußen auf der Insel? Sie musste dort sein. Wieder betete ich, sie möge in Sicherheit sein. Sie *musste* in Sicherheit sein. Ich weigerte mich, irgendeinen anderen Gedanken länger als ein paar Sekunden zuzulassen.

Kurz nach vier Uhr morgens klingelte schrill das Telefon.

Mein Herz setzte einen Schlag lang aus. Es durchfuhr mich eiskalt, und ich hatte das Gefühl, als würde meine Haut schrumpfen und nicht mehr auf meinen Körper passen. Ich stürmte durchs Zimmer und griff nach dem Hörer, ehe es zum zweiten Mal klingelte. Meine Hand zitterte.

Die seltsame, gedämpfte Stimme jagte mir Angst ein. »Sie haben eine E-Mail.«

Ich konnte nicht klar denken. Ich konnte überhaupt nicht mehr denken.

Ich hatte meinen Laptop mit in den Urlaub genommen.

Denk nach, Alex! Wer weiß, dass du deinen Computer dabei hast? Wer kann ein so winziges Detail über dich wissen?

Wer hat dich beobachtet? Uns beobachtet?

Ich riss die Schranktür auf, nahm den Laptop heraus und schaltete ihn ein. Dann rief ich die E-Mail auf.

Sie war kurz und sehr präzise.

Sie ist für den Augenblick sicher. Wir haben sie.

Diese kurze eiskalte Nachricht war schlimmer als alles, was ich mir vorstellen konnte. Jedes Wort war in mein Hirn eingeebrannt und erklang immer wieder:

Sie ist für den Augenblick sicher.

Wir haben sie.

DRITTES BUCH

ELEGIE

Sampson traf am Tag nach Christines Verschwinden im Belmont Hotel ein. Ich lief in die kleine Halle hinunter, um ihn zu begrüßen. Er umarmte mich und drückte mich fest, aber behutsam an sich, als hielte er ein Kind in den Armen.

»Keine Bange, Süßer«, sagte er. »Wir kriegen Christine zurück.«

»Ich hab 'ne Scheißangst um sie«, erwiderte ich. »Ich habe den halben Tag die E-Mail-Adresse überprüft, die ich gestern Nacht bekommen habe. Curtain@mindspring.com. Die Adresse ist gefälscht. Nichts funktioniert.«

»Wir werden Christine finden.«

Sampson sagte, was ich hören wollte, aber ich war sicher, dass er es tief im Herzen auch *glaubte*. Ich habe noch keinen Menschen kennen gelernt, der so positiv denkt wie er. Er ließ sich nie entmutigen.

»Danke, dass du gekommen bist, John. Das bedeutet uns allen sehr viel. Ich kann keinen klaren Gedanken mehr fassen. Ich bin völlig durch den Wind. Ich kann mir überhaupt nicht vorstellen, wer so was getan haben könnte. Vielleicht das Wiesel – ich weiß es nicht.«

»Wenn du jetzt klar denken *könntest*, würde ich mir noch mehr Sorgen um dich machen als sonst«, sagte John. »Deshalb bin ich gekommen.«

»Irgendwie wusste ich, dass du auftauchst.«

»War doch wohl klar.«

In der Halle war ein halbes Dutzend Gäste, und alle blickten in unsere Richtung. Das Personal des Belmont wusste von Christines Verschwinden, und ich bin sicher, die Gäste auch, ebenso wie alle anderen Bewohner dieser kleinen klatschsüchtigen Insel.

»Die Geschichte steht auf der Titelseite der hiesigen Zei-

tung«, sagte Sampson. »Auf dem Flughafen haben die Leute davon gelesen.«

»Bermuda ist klein, friedlich und sicher«, erklärte ich ihm. »Das Verschwinden eines Touristen oder irgendein anderes Gewaltverbrechen ist hier ungewöhnlich. Ich habe keine Ahnung, woher die Zeitung so schnell die Geschichte bekommen hat. Die undichte Stelle muss bei der hiesigen Polizei sein.«

»Die örtliche Polizei kann uns nicht helfen, höchstens behindern«, sagte Sampson, als wir zur Rezeption gingen. Er schrieb sich ein, und dann gingen wir nach oben, damit Nana und die Kinder sehen konnten, dass Onkel John gekommen war.

Am nächsten Morgen sprachen Sampson und ich stundenlang mit der Polizei in Hamilton. Die Beamten waren Profis, aber mit Entführungen hatten sie eher selten zu tun. Sie überließen uns einen Arbeitsplatz in ihrem Revier an der Front Street. Ich konnte mich immer noch nicht so konzentrieren, wie es erforderlich gewesen wäre.

Die Bermudas sind eine Inselgruppe, eine britische Kolonie, nur etwa 50 Quadratkilometer groß. Aber es gibt mehr als zwölfhundert Straßen, wie wir feststellten. Sampson und ich klapperten aufgetrennten Wegen so viele wie möglich davon ab. In den nächsten beiden Tagen waren wir von sechs Uhr morgens bis zehn oder elf Uhr abends pausenlos auf den Beinen. Ich wollte nicht mal zum Schlafen mit der Suche aufhören.

Aber wir hatten nicht mehr Erfolg als die Einheimischen. Niemand hatte etwas gesehen. Wir steckten in einer Sackgasse. Christine war und blieb spurlos verschwunden.

Wir waren hundemüde. Nachdem Sampson und ich am dritten Abend auf dem Polizeirevier Feierabend machten, gingen wir am Elbow Beach noch schwimmen, gleich neben der Straße am Hotel.

Wir hatten beide im städtischen Schwimmbad in Washington

schwimmen gelernt. Nana hatte darauf bestanden. Damals war sie vierundfünfzig Jahre alt gewesen und stur wie ein Esel. Sie hatte sich entschlossen, ebenfalls schwimmen zu lernen, und nahm mit uns zusammen Unterricht beim Roten Kreuz. Die Mehrheit der Bewohner des Southeast konnte damals nicht schwimmen, und Nana betrachtete das als »symbolisch für die begrenzten Möglichkeiten im Stadtkern«.

Deshalb begannen Sampson, Nana und ich in jenem fernen Sommer mit dem Unterricht im städtischen Schwimmbad. Drei Vormittage in der Woche bekamen wir Stunden und übten meist anschließend noch eine Zeit lang. Bald konnte Nana mehr als fünfzig Bahnen schwimmen. Sie hatte Durchhaltevermögen, wie auch jetzt noch. Ich gehe selten ins Wasser, ohne mich an diese herrlichen Sommertage meiner Jugend zu erinnern, als ich ein ziemlich guter Schwimmer wurde.

Jetzt trieben Sampson und ich auf dem ruhigen Meer, knapp hundert Meter vom Ufer entfernt. Der Himmel über uns war wie tiefblauer Samt, auf dem unzählige Sterne funkelten. Ich konnte die geschwungene weiße Linie des Strands sehen, die sich mehrere Meilen in beide Richtungen erstreckte. Palmen und Casuarinas wiegten sich in der Meeresbrise.

Doch ich sah diese Schönheiten gar nicht. Ich war ratlos, verzweifelt, verängstigt wie ein Kind, als ich auf dem Meer dahintrieb. Mit offenen und mit geschlossenen Augen sah ich Christine. Ich konnte es nicht fassen, dass sie verschwunden war. Es zerriss mich, wenn ich daran dachte. Manchmal war das Leben die Hölle.

»Möchtest du über die Ermittlungen sprechen? Meine bisherigen Gedanken? Kleinigkeiten, die ich heute erfahren habe? Oder sollen wir es für heute gut sein lassen?«, fragte Sampson, während wir auf dem Rücken trieben. »Reden? Oder Schweigen?«

»Reden, schätze ich. Ich kann an nichts denken. Nur an Christine. Sag mir, was du herausgefunden hast.«

»Kleinigkeiten, aber vielleicht ist es wichtig.«

Ich sagte nichts.

»Die ersten Zeitungsartikel geben mir Rätsel auf.« Sampson machte eine Pause; dann fuhr er fort: »Busby sagt, er habe am ersten Abend mit niemandem gesprochen. Mit keinem einzigen Menschen, behauptet er. Du auch nicht. Trotzdem stand die Story in der Frühausgabe.«

»Die Insel ist klein, John. Das hab ich dir schon erklärt. Und inzwischen hast du's ja selbst gesehen.«

Doch Sampson gab nicht auf. Und allmählich keimte in mir der Gedanke, dass an der Sache tatsächlich etwas dran sein könnte.

»Hör zu, Alex. Nur du, Patrick Busby und die oder der Entführer Christines wussten Bescheid. *Er* hat die Zeitung angerufen. Der Kidnapper. Ich habe mit dem Mädchen gesprochen, das den Anruf entgegengenommen hat. Gestern wollte sie nicht mit der Sprache raus, aber heute hat sie es mir gesagt. Sie glaubte, der Anrufer wäre ein besorgter Bürger gewesen. Ich glaube, jemand spielt mit dir, Alex. Jemand treibt ein ganz übles Spiel mit dir.«

Wir haben sie.

Ein Spiel? Was für eine Art übles Spiel? Und wer waren die verdammtten Spieler? War einer von ihnen das Wiesel? War es möglich, dass er immer noch hier in Bermuda war?

Zurück im Hotel, konnte ich nicht schlafen. Ich konnte mich immer noch nicht konzentrieren. Ich konnte nichts tun, nur grübeln, und das war entsetzlich. Ich glaubte den Verstand zu verlieren.

Ein Spiel? Nein, das war kein Spiel. Es war Schock und Entsetzen – ein lebendiger Albtraum, schlimmer als alles, was ich je erlebt hatte. Wer hatte Christine so etwas antun können? Warum?

Wer war das *Wiesel*?

Jedes Mal, wenn ich die Augen schloss und zu schlafen versuchte, sah ich Christines Gesicht, sah, wie sie mir zum Abschied auf der Middle Road zuwinkte, sah, wie sie mit Blumen im Haar durch den Hotelgarten ging.

Die ganze Nacht hindurch hörte ich Christines Stimme – und dann brach der neue Morgen an. Und meine Schuldgefühle hatten sich verdoppelt, verdreifacht.

Sampson und ich klapperten weiter die Middle Road, die Harbour Road, die South Road ab. Jede Person, mit der wir auf den Straßen, auf dem Polizeirevier und der Militärbasis sprachen, erklärte uns, dass Christine nicht einfach von der Insel verschwunden sein konnte. Sampson und ich hörten die gleiche Leier eine Woche lang jeden Tag. Kein Ladeninhaber, kein Taxi- oder Busfahrer hatte Christine in Hamilton oder St. George gesehen. Deshalb bestand die Möglichkeit, dass sie an jenem Nachmittag in keiner der beiden Städte angekommen war.

Nicht ein einziger Zeuge erinnerte sich, ihr Moped auf der Middle oder der Harbour Road gesehen zu haben. Vielleicht war sie nicht einmal *so weit* gekommen.

Am beunruhigendsten war, dass man seit dem Verschwinden Christines keine Verbindung mit mir aufgenommen hatte, sah man von der E-Mail ab. Ein FBI-Agent hatte die E-Mail-Adresse geprüft und festgestellt, dass sie nicht existierte. Wer immer Kontakt mit mir aufgenommen hatte, war ein fähiger Hacker und in der Lage, seine oder ihre Identität zu verheimlichen. Die Worte, die ich in jener Nacht gelesen hatte, gingen mir nicht aus dem Kopf.

Sie ist für den Augenblick sicher.

Wir haben sie.

Wer war »wir«? Und warum hatte es keinen weiteren Kontakt gegeben? Was wollten sie von mir? Wussten sie, dass sie mich in den Wahnsinn trieben? Was wollten sie, das ich tue? Wer war das Wiesel, falls es überhaupt an der Sache beteiligt

war? Ein Mann? Eine Frau? Mehrere Personen?

Sampson kehrte am Sonntag nach Washington zurück und nahm Nana und die Kinder mit. Sie wollten nicht ohne mich fliegen, aber es war Zeit für sie, nach Hause zu reisen. Ich selbst konnte mich noch nicht von Bermuda losreißen. Ich hätte das Gefühl gehabt, Christine im Stich zu lassen.

Sonntagabend tauchte Patrick Busby gegen neun Uhr im Belmont Hotel auf. Er bat mich, mit ihm zu fahren, an Southampton vorbei ungefähr sechs Meilen weit, was zwanzig Minuten oder ein wenig länger dauern würde, wie er sagte. Die Einwohner Bermudas messen Entfernungen in geraden Linien, aber die Straßen schlängeln sich oft in Serpentina dahin. Deshalb dauert es immer länger als veranschlagt.

»Um was geht es, Patrick? Was ist hinter Southampton?«, fragte ich, als wir die Middle Road entlangfuhren. Das Herz schlug mir bis zum Hals. Sein Schweigen machte mir Angst.

»Wir haben Mrs. Johnson nicht gefunden. Aber ein Mann hat möglicherweise eine Entführung beobachtet. Ich möchte, dass Sie sich seine Aussage anhören. Dann entscheiden Sie selbst. Sie sind der Detective aus der Großstadt, nicht ich. Sie können jede Frage stellen, die Sie wollen. Selbstverständlich inoffiziell.«

Der Mann hieß Perri Graham und wohnte im Port Royal Golf Club. Wir trafen ihn in seinem winzigen Zimmer im Angestellten trakt. Graham war groß, schrecklich dünn und trug einen langen Spitzbart. Offensichtlich war er keineswegs erfreut, Inspektor Busby und mich auf der Türschwelle zu sehen.

Busby hatte mir bereits gesagt, dass Graham ursprünglich aus London stammte und jetzt als Kofferträger und Hausmeister in dem halb privaten Golfclub arbeitete. Er hatte auch in New York City und Miami gelebt und war vorbestraft, weil er in New York mit Crack gedealt hatte.

»Ich habe schon alles gesagt, was ich gesehen habe«, sagte Graham abwehrend, kaum dass er die Tür aufgemacht und uns

beide gesehen hatte. »Gehen Sie. Lassen Sie mich in Ruhe. Warum sollte ich etwas zurückhalten oder ...«

Ich schnitt ihm das Wort ab. »Ich heiße Alex Cross und bin Detective bei der Mordkommission in Washington. Die Frau, die Sie gesehen haben, war meine Verlobte. Dürfen wir hereinkommen und mit Ihnen sprechen, Mr. Graham? Es dauert nur ein Paar Minuten.«

Seufzend blickte er mich an.

»Na gut. Kommen Sie herein«, sagte er freundlicher. »Ich erzähle Ihnen *noch mal*, was ich weiß. Aber nur, weil Sie mich Mr. Graham genannt haben.«

»Ich möchte Sie wirklich nur kurz sprechen. Ich bin nicht hier, um Ihnen wegen irgendetwas anderem Schwierigkeiten zu machen.«

Busby und ich betraten das Zimmer, das kaum größer war als ein Wandschrank. Auf dem gefliesten Boden und den Möbeln lagen verknitterte Kleidungsstücke, hauptsächlich Unterwäsche.

»Ich kenne eine Frau, die in Hamilton wohnt«, sagte Graham mit mder Stimme. »Letzten Dienstag habe ich sie besucht. Wir haben zu viel Wein getrunken. Ich bin den ganzen Abend geblieben – Sie wissen schon, wie’s halt so geht. Irgendwann bin ich dann aufgestanden. Musste mittags im Club sein, aber ich wusste, dass ich zu spät kommen würde und man mir dann etwas vom Gehalt abzieht. Ich habe kein Auto oder sonst ein Fahrzeug, deshalb bin ich per Anhalter von Hamilton auf der South Shore Road gefahren. Dann bin ich zu Fuß bis Paget weitermarschiert. War ein verflxt heißer Nachmittag. Daran erinnere ich mich. Ich bin zum Wasser runter, um mich ein bisschen abzukühlen.

Dann bin ich wieder zur Straße rauf. Und wie ich über den Hügel zurückkomme, habe ich einen Unfall gesehen. Vielleicht eine Viertelmeile vom großen Hügel weg. Kennen Sie den großen Hügel?«

Ich nickte und hielt den Atem an, als ich ihm zuhörte. Ich erinnerte mich an die erdrückende Hitze jenes Nachmittags, an *alles*. Ich sah wieder Christine auf dem glänzenden blauen Moped davonbrausen, winkend und lächelnd. Die Erinnerung an ihr Lächeln, das mir immer so viel Glück geschenkt hatte, schnürte mir jetzt die Kehle zu.

»Ich sah, wie ein weißer Lieferwagen eine Frau auf einem blauen Moped angefahren hat. Sicher bin ich mir nicht, aber es sah so aus, als hätte der Lieferwagen sie mit Absicht gerammt. Der Fahrer ist dann aus dem Führerhaus gesprungen und hat ihr auf die Beine geholfen. Sah nicht so aus, als wäre sie schwer verletzt gewesen. Der Mann half ihr in den Lieferwagen. Das Moped hat er auf die Ladefläche gehoben. Dann ist er weggefahren. Ich habe gedacht, er bringt sie ins Krankenhaus. Tja, mehr weiß ich nicht.«

»Sind Sie sicher, dass die Frau nicht schwer verletzt war?«, fragte ich.

»Sicher bin ich nicht. Aber sie ist sofort nach dem Zusammenstoß aufgestanden. Und sie konnte alleine stehen.«

Mit leicht stockender Stimme fragte ich: »Und Sie haben niemandem von dem Unfall erzählt? Auch nicht, als Sie die Artikel in der Zeitung gelesen haben?«

Der Mann schüttelte den Kopf. »Ich habe keine Zeitungen gelesen. Die Lokalnachrichten interessieren mich nicht besonders. Sind bloß Mickey-Mouse-Meldungen und schwachsinniger Klatsch. Aber dann hat meine Freundin davon gesprochen. Ich wollte nicht zur Polizei gehen, aber sie hat mich gezwungen, dass ich mit dem Inspektor rede.«

»Wissen Sie, was für ein Lieferwagen es war?«, fragte ich.

»Ein weißer Wagen. Vielleicht gemietet. Sauber. Neu.«

»Nummernschild?«

Graham schüttelte den Kopf. »Keine Ahnung.«

»Wie sah der Mann aus, der den Wagen gefahren hat?«, fragte ich. »Uns könnte jede Kleinigkeit helfen, an die Sie sich

erinnern, Mr. Graham. Sie haben uns jetzt schon sehr geholfen.«

Er zuckte mit den Schultern, aber ich merkte, dass er sich krampfhaft an jenen Nachmittag zu erinnern versuchte. »An dem Burschen war nichts Auffälliges. Ziemlich groß, aber nicht so groß wie Sie. Sah aus wie jeder andere. Bloß ein Schwarzer in einem Lieferwagen.«

In einem kleinen Apartment in Mount Rainier, einer Vorstadt Washingtons, lag Detective Patsy Hampton im Bett und blätterte ruhelos in der *Post*. Sie konnte nicht schlafen, aber das war nicht ungewöhnlich. Sie hatte oft Schlafprobleme, schon seit sie ein kleines Mädchen in Harrisburg, Pennsylvania, gewesen war. Patsy schaute sich eine Wiederholung von »Emergency Room« an, holte sich einen Stonyfield-Joghurt mit Blaubeeren, setzte sich an ihren Computer und checkte ihren Internet-Briefkasten. Sie hatte eine E-Mail von ihrem Vater, der jetzt in Delray Beach in Florida wohnte, und eine zweite von einer Studienkollegin, mit der sie an der Universität Richmond das Zimmer geteilt hatte, aber nie sehr eng befreundet gewesen war.

Die Zimmerpartnerin hatte gerade von einem gemeinsamen Freund erfahren, dass Patsy eine aufstrebende, erfolgreiche Polizistin in Washington sei, und schrieb, was für ein aufregendes Leben Patsy doch führen müsse. Ferner schrieb sie, dass sie vier Kinder habe und in einer Vorstadt von Charlotte in North Carolina zu Hause sei. Trotzdem sei ihr Leben langweilig, fügte sie hinzu.

Patsy Hampton hätte alles dafür gegeben, nur *ein* Kind zu haben.

Sie ging zurück in die Küche und holte sich eine Flasche kaltes Mineralwasser. Ihr war klar geworden, dass sie zu viel Zeit mit Arbeit verbrachte und zu viel allein in ihrem Apartment hockte, besonders an den Wochenenden. Es war nicht so, dass

sie keine Verabredungen haben konnte, aber Männer im Allgemeinen widerten sie in letzter Zeit an.

Dennoch erging sie sich in Fantasien, jemanden zu finden, der zu ihr passte, mit dem sie Kinder haben könnte. Aber sie hatte immer weniger Lust, den deprimierenden Teufelskreis stets aufs Neue zu erleben und sich zu bemühen, einen interessanten Mann kennen zu lernen, der sich dann als Niete erwies. Für gewöhnlich endete Patsy bei Kerlen, die entweder hoffnungslos langweilig oder dreißigjährige Idioten waren, die sich immer noch wie Teenager benahmen, ohne jedoch den Charme der Jugend zu besitzen. *Hoffnungslos, hoffnungslos, hoffnungslos*, dachte Patsy, als sie ihrem Vater in Florida eine fröhliche Lüge schickte.

Das Telefon klingelte. Sie blickte auf die Armbanduhr. Es war zwanzig Minuten nach Mitternacht.

Sie nahm den Hörer ab. »Hampton.«

»Hier Chuck, Patsy. Tut mir ehrlich leid, Sie so spät anzurufen.«

»Schon in Ordnung, Chucky Cheese. Ich bin mit den anderen Vampiren wach. Sie gehören auch dazu, nehme ich an.«

Obwohl es spät war, war sie froh, von Chuck Hufstedler zu hören, einem Computer-Freak beim FBI in Washington. Die beiden halfen sich zuweilen beruflich. Vor kurzem hatte Patsy mit Chuck über die ungelösten Morde in Washington gesprochen, besonders über die Jane-Namenlos-Fälle. Chuck hatte ihr gesagt, er stehe mit Alex Cross in Verbindung, und dass Cross zurzeit große persönliche Probleme habe: Seine Verlobte sei entführt worden. Patsy Hampton fragte sich, ob das etwas mit den Morden im Southeast zu tun hatte.

»Ich bin hellwach, Chuck. Was ist los? Was entspringt Ihrem großen Geist?«

»Großer Geist?« Chuck kicherte, was zu seiner geringen Selbsteinschätzung passte. »Vielleicht ist es nichts. Es könnte aber interessant sein, was die Morde im Southeast angeht, be-

sonders die Morde an den beiden Mädchen in Shaw.«

Der FBI-Computerexperte hatte Patsys ungeteilte Aufmerksamkeit. »Hört sich interessant an, Chuck. Sagen Sie mir, was Sie haben. Ich bin hellwach und höre zu, Chucky Cheese.«

Chuck stotterte herum wie immer, was schade war, denn eigentlich war er ein richtig netter Kerl. »Wissen Sie irgendwas über Rollenspiele, Patsy?«, fragte er.

»Wenig. Ich weiß, dass es ein populäres Spiel gibt, das ›Dragons and Dungeons‹ heißt oder ›Dungeons and Dragons‹ – wie immer auch die Reihenfolge ist.«

»Es heißt ›Dungeons and Dragons‹ oder ›Advanced Dungeons and Dragons‹. Zeit für eine Beichte: Gelegentlich spiele ich selbst ein Rollenspiel, das ›Millennium's End‹ heißt. Üblicherweise spiele ich täglich ein paar Stunden, an den Wochenenden länger.«

»Das ist neu für mich. Reden Sie weiter, Chuck.« O Gott, dachte sie, Cyberspace-Beichten mitten in der Nacht!

»Ein sehr populäres Spiel, selbst bei so genannten Erwachsenen. Die Charaktere in Millennium's End arbeiten für den Schwarzen-Adler-Sicherheitsdienst. Das ist eine Privatorganisation von Störungssuchern, deren Dienste man in der ganzen Welt in Anspruch nehmen kann. Diese Rollen haben alle einen guten Charakter ... Kreuzritter für das Gute, und ...«

»Ja, ja, Chuck. Sprechen Sie sechs Ave Maria, bereuen Sie und kommen Sie endlich zum verdammten Punkt. Es ist *nach* Mitternacht.«

»Ja. Tut mir aufrichtig leid. Es ist mir auch sehr peinlich. Na ja, jedenfalls ... ich bin da in einen Chatroom geraten. Er heißt Spieler-Chatroom. Während ich chatte, findet da eine faszinierende Diskussion über ein neues Spiel statt. Allerdings ist es mehr ein *Anti*-Spiel. In sämtlichen Rollenspielen, die ich kenne, geht es immer darum, dass *gute* Charaktere sich bemühen, das Chaos und das Böse zu vernichten. Bei dem erwähnten Spiel ging es aber darum, dass die *Bösen* versuchen, *das Gute*

zu vernichten. Und jetzt kommt's, Patsy: Ein Spieler greift Frauen im Southeast von Washington an und ermordet sie. Jede Menge unheimlicher Details über die Morde. Das waren nicht die tatsächlichen Spieler, aber sie wussten über das Spiel Bescheid. Das Spiel selbst ist wahrscheinlich gesichert. Aber ich dachte, Sie sollten davon wissen. Das Spiel heißt »Die Vier Reiter«.

Jetzt war Patsy Hampton hellwach. »Ich gehe der Sache nach. Danke, Chuck. Das alles bleibt vorerst unter uns, okay?«

»Okay.«

Patsy brauchte einige Minuten, um sich einzuloggen und in den Spieler-Chatroom zu gelangen. Sie nahm nicht teil, las nur, was die anderen zu sagen hatten. Es war interessant. Sie fragte sich, ob sie gerade auf ihren ersten großen Durchbruch in den Jane-Namenlos-Fällen gestolpert war.

Die anderen im Chatroom hießen Viper, Landlocked, J-Boy und Lancelot. Sie plauderten pausenlos über die heißesten Fantasy-Spiele und rasiermesserscharfe Magazine, wobei Patsy fast einschlief. Die »Vier Reiter« kamen zweimal zur Sprache, aber nur beiläufig. Lancelot hatte sie erwähnt. Chuck hatte Recht: Das waren wohl nicht die eigentlichen Spieler, aber sie wussten irgendwie über die »Vier Reiter« Bescheid.

Gegen viertel nach eins gingen Patsy die Fantasy-Freaks allmählich auf die Nerven, denn es kam nichts Neues über die »Vier Reiter«. Patsy beschloss, eine Nachricht an die vier Bur-schen zu schicken. Sie nannte sich Sappho.

Bin spät dazugekommen, aber die vier Reiter klingt wie ein heißes neues Spiel, Lancelot. Ziemlich waghalsige Sache, hab ich Recht?

Lancelot:

Eigentlich nicht, Zappo. In letzter Zeit gibt es eine Menge solcher Spiele mit Antihelden und Psychos. Besonders in Vampir-Fankreisen.

Patsy tippte:

Habe ich nicht von Morden in der Zeitung gelesen, die so ähnlich gelaufen sind wie bei den vier Reitern? Übrigens, ich heiße *Sappho*, wie die Dichterin.

Lancelot antwortete:

Klar, aber bei vielen Rollenspielen werden Tagesereignisse benützt. Ist nichts Besonderes, echt, *Zappo*.

Patsy Hampton grinste. Ein widerborstiger kleiner Arsch, aber sie hatte ihn – jedenfalls für den Moment. Und sie brauchte ihn. Wie viel wusste er über die ›Vier Reiter‹? Konnte er einer der Spieler sein? Sie versuchte einen Blick in Lancelots Profil zu werfen, aber er hatte den Zugang gesichert.

Du bist komisch. Bist DU ein Mitspieler, *Lacherlot*, oder bloß Kunstkritiker?

Das Grundkonzept von den Reitern gefällt mir nicht.

Aber es ist schließlich ein privates Spiel. *Streng* privat. Verschlüsselt.

Kennst du einen der Spieler? Vielleicht könnte ich mal mitspielen.

Keine Antwort. Patsy glaubte, zu ungestüm und zu direkt gewesen zu sein. Verdammt, verdammt! Komm zurück, Lancelot. Erde an Lancelot.

Ich würde wirklich gern bei den vier Reitern mitspielen.

Aber wenn nicht, null Problem. Bist DU noch da, Lancelot?

Patsy Hampton wartete; dann aber verschwand Lancelot aus dem Chatroom. Weg war er – und damit Patsys Verbindung zu jemandem, der ein so genanntes Fantasy-Spiel spielte, in dem grauenvolle Morde in Washington begangen wurden – Morde, die tatsächlich passierten.

Ich kehrte in der ersten Septemberwoche nach Washington zurück. Nie hatte ich mich seltsamer gefühlt. Ich war mit meiner Familie und Christine nach Bermuda geflogen, und nun kam ich ohne sie zurück. Wer immer Christine in seine Gewalt gebracht hatte – er hatte nur ein einziges Mal Kontakt mit mir aufgenommen. Ich vermisste Christine fast jeden Moment eines jeden Tages, und es tat weh, darüber nachzudenken, wo sie sein könnte.

Es war ungewöhnlich kalt und windig an dem Tag, an dem ich in die Stadt zurückkam. Es war beinahe so, als hätte der Sommer sich plötzlich in den Herbst verwandelt und als wäre ich viel länger fort gewesen, als es tatsächlich der Fall war. Auf Bermuda hatte ich mich in einem Nebel der Unwirklichkeit befunden – und jetzt, in Washington, war es beinahe ebenso. So schlimm war es noch nie gewesen. Ich war völlig aus den Fugen geraten, beinahe zerbrochen.

Ich fragte mich, ob Christine und ich Teil einer wohldurchdachten Wahnidee eines Irren waren, was von Profilern als »eskalierende Fantasie« bezeichnet wird. Wenn ja, wer war dieser Wahnsinnige, und wo steckte er jetzt? War er das Wiesel? Kannte ich ihn aus meiner Vergangenheit? Der herzlose, rückgratlose Schweinehund hatte mir nur mitgeteilt: »*Wir haben sie.*« Das war alles. Kein weiteres Wort. Nur ohrenbetäubendes Schweigen.

Vom Flughafen nahm ich ein Taxi. Ich musste daran denken, was Frank Odenkirk zugestoßen war, der eines Abends im August ahnungslos in ein Taxi stieg und ermordet auf der Alabama Avenue beim Dupont Park geendet war. In den vergangenen drei Wochen hatte ich keinen Gedanken an den Odenkirk-Fall verschwendet. Auf Bermuda hatte ich sogar kaum an die vielen Jane Namenlos gedacht, doch jetzt überfiel mich mein schlechtes Gewissen. Durch den Mörder hatten andere Menschen schmerzliche Verluste erlitten.

Ich fragte mich, ob irgendwelche Fortschritte erzielt worden waren und wer im Dezernat jetzt die Fälle bearbeitete, zumindest den Odenkirk-Mord. Andererseits glaubte ich nicht daran, vorerst imstande zu sein, an den ungelösten Mordfällen arbeiten zu können. Ich fühlte, dass mein Platz immer noch auf Bermuda war, und beinahe wäre ich sofort nach der Landung zurückgefliegen.

Dann sah ich unser Haus vor mir an der Fünften Straße, wo sich Seltsames abspielte: Eine große Menschenmenge hatte sich dort versammelt.

Die Leute drängten sich auf der Veranda, weitere bildeten eine Traube vor dem Haus, als mein Taxi hielt. Überall auf der Straße parkten Autos, sogar in zweiter Reihe.

Ich erkannte Tante Tia. Meine Schwägerin Cilla und Nana waren mit den Kindern auf der Veranda. Sampson war mit einer Freundin da, die Millie hieß, eine Anwältin bei der Justizbehörde.

Einige Leute winkten mir, als das Taxi hielt, und mir fiel ein Stein vom Herzen. Wenigstens wusste ich jetzt, dass alles in Ordnung war. Kein weiterer Ärger. Aber was war los?

Ich sah meine Nichte Naomi und ihren Mann, Seth Taylor, die den weiten Weg von Durham, North Carolina, gekommen waren. Jerome Thurman, Rakeem Powell und Shawn Moore standen auf dem Rasen vor dem Haus.

»Mann, Alex! Schön, dich zu sehen«, schlug mir Jeromes tiefe Stimme ans Ohr, als ich auf dem Weg zur Veranda an ihm vorüberging. Schließlich stellte ich die Reisetasche ab, schüttelte Hände und wurde von allen Seiten auf den Rücken geklopft und geküsst.

»Wir alle sind für dich gekommen«, sagte Naomi und umarmte mich zärtlich. »Wir lieben dich sehr. Aber wir gehen, wenn du uns jetzt nicht hier haben willst.«

»Nein, nein, ich bin froh, dass ihr hier seid, Scootchie«, sag-

te ich und küsste meine Nichte auf beide Wangen. Vor einiger Zeit war sie in Durham, North Carolina, entführt worden. Sampson und ich waren wegen ihr dort gewesen. »Es ist schön, dass du mit Seth hier bist. Ich freue mich, euch alle zu sehen. Ihr könnt euch gar nicht vorstellen, wie gut das tut.«

Ich umarmte Freunde und Verwandte, meine Großmutter und meine beiden wunderbaren Kinder. Mir wurde klar, was für ein Glück ich hatte, so viele gute Menschen in meinem Leben zu haben. Zwei Lehrerinnen von der Sojourner Truth School waren ebenfalls da. Sie waren Freundinnen von Christine und brachen in Tränen aus, als sie zu mir kamen. Sie wollten wissen, ob wir schon weitergekommen seien und ob sie etwas tun könnten.

Ich erklärte ihnen, dass wir einen Augenzeugen der Entführung aufgetrieben hätten und deshalb viel hoffnungsvoller seien als zuvor. Die Lehrerinnen reagierten überglucklich auf diese Nachricht, die keineswegs so hoffnungsvoll war, wie ich sie dargestellt hatte, denn aus der Aussage des Augenzeugen hatte sich nichts Weiteres ergeben. Niemand außer ihm hatte den weißen Lieferwagen gesehen, mit dem Christine entführt worden war.

Jannie erwischte mich gegen neun Uhr abends im Garten hinter dem Haus. Ich hatte gerade eine halbe Stunde im Keller verbracht und mit Damon geredet, von Mann zu Mann, und dabei etwas Schattenboxen gemacht.

Damon hatte mir gestanden, er könne sich nur mit Mühe an Christines Gesicht erinnern und daran, wie sie ausgesehen hatte. Ich erklärte ihm, dass so etwas oft vorkäme und dass es in Ordnung sei. Dann hielten wir uns lange umschlungen.

Jannie hatte geduldig gewartet, um mit mir zu reden.

»Hast du jetzt Zeit für mich?«, fragte sie.

»Aber ja, Schätzchen.«

Jannie nahm meine Hand und zog mich ins Haus. Schweigend führte sie mich nach oben – nicht in ihr Zimmer, sondern

in meins.

»Wenn du dich nachts einsam fühlst, kannst du in mein Zimmer kommen. Das meine ich *ernst*«, sagte sie und machte leise die Tür hinter uns zu. Sie ist sehr klug und sieht viele Dinge genau richtig. Sie und Damon sind wundervolle Kinder. Nana sagt, sie hätten »einen gesunden Charakter«, der sich »prächtig entwickle«. So weit, so gut.

»Danke dir, Kleines. Wenn es hier zu schlimm wird, komme ich in dein Zimmer. Du bist sehr lieb.«

»Ich weiß, Daddy. Du hast mir ja geholfen, so zu werden, und ich bin froh darüber.« Sie zögerte kurz. »Ich habe eine sehr ernste Frage, Dad. Es ist schlimm, aber ich muss dich einfach fragen.«

»Nur zu«, sagte ich und fühlte mich unbehaglich unter ihrem ernstesten Blick. Ich war immer noch verwirrt und verängstigt und wusste nicht, ob ich Jannies Frage ertragen würde. »Lass hören, Liebes«, sagte ich.

Sie ließ meine Hand los, nahm sie aber gleich wieder. Mit ihren kleinen Fingern hielt sie meine Pranke ganz fest.

»Ist Christine tot, Daddy?«, fragte sie. »Du kannst es mir sagen, wenn es so ist. Aber, bitte, sag mir die Wahrheit. Ich will es wissen.«

Beinahe hätte ich die Fassung verloren, als ich mit Jannie auf der Bettkante saß. Ich bin sicher, dass sie keine Ahnung hatte, wie sehr ihre Frage mich schmerzte und wie schwierig es war, ihr zu antworten.

Ich hing über dem Rand eines schwarzen Abgrunds, nur noch an einem Haar, aber ich riss mich zusammen und holte tief Luft. Dann bemühte ich mich, die Frage meines kleinen Mädchens so ehrlich wie möglich zu beantworten.

»Ich weiß es nicht. Das ist die Wahrheit. Wir hoffen immer noch, sie zu finden, Liebes. Bis jetzt haben wir einen Zeugen entdeckt.«

»Aber sie könnte doch tot sein, Daddy.«

»Ich werde dir das Beste vom Tod und dem Sterben erzählen, ja?«, sagte ich. »Das Beste, das ich weiß, Jannie. Eigentlich ist es das Einzige.«

»Man geht weg und bleibt dann für immer bei Jesus«, sagte Jannie. So wie sie es sagte, war ich nicht sicher, ob sie wirklich daran glaubte. Es klang wie eine von Nanas »Gospel-Wahrheiten«, oder sie hatte es vielleicht in der Kirche gehört.

»Ja, diese Gewissheit kann sehr tröstlich sein, Baby. Aber ich habe an etwas anderes gedacht. Vielleicht ist es das Gleiche, aber von einem anderen Gesichtspunkt aus.«

Ihr intensiver Blick bannte meine Augen. »Du kannst es mir sagen, Daddy. Bitte. Ich möchte es gern hören. Das interessiert mich sehr.«

»Gut. Es ist nicht schlimm, und es hilft einem, wenn jemand stirbt. Stell dir Folgendes vor: Wir kommen ganz leicht ins Leben – von irgendwoher, aus dem Universum, von Gott. Warum sollte es da schwieriger sein, von hier wegzugehen? Wir kommen an einen schönen Ort, und wir gehen wieder fort, an einen anderen schönen Ort. Macht das Sinn für dich, Jannie?«

Sie nickte und blickte mir weiterhin tief in die Augen. »Ich glaube, ich verstehe es«, flüsterte sie. »Es ist wie Gleichgewicht halten, nicht?«

Sie machte eine kurze Pause, dachte nach. »Aber Christine ist nicht tot, Daddy«, sagte sie schließlich. »Das weiß ich. Sie ist *nicht* tot. Sie ist noch nicht zu diesem schönen Ort gegangen. Deshalb gib die Hoffnung nicht auf.«

Charakter und Eigenschaften von Tod sind den Meinen sehr ähnlich, dachte Shafer, als er auf der I-95 nach Süden raste. Tod war nicht brillant, aber stets gründlich, und am Ende siegte er immer.

Als der schwarze Jaguar an den Ausfahrten mehrerer kleinerer Städte vorüberjagte, überlegte Shafer, ob er sich jetzt erwi-

schen lassen sollte. Ob er es brauchte, jetzt entlarvt zu werden. Ob er nun allen sein wahres Gesicht zeigen musste. Boo Cas-sady glaubte, dass er sich versteckte, sogar vor ihr, aber was noch wichtiger war: vor sich selbst. Vielleicht hatte sie Recht. Vielleicht wollte er, dass Lucy und die Kinder sahen, wer er wirklich war. Und die Polizei. Aber vor allem der verklemmte und scheinheilige Mitarbeiterstab der Botschaft.

Ich bin Tod – ja, der bin ich. Ich bin ein vielfacher Mörder – ja, das bin ich. Ich bin nicht mehr Geoffrey Shafer. Vielleicht war ich es nie. Aber wenn ich Shafer war, ist es verdammt lange her.

Shafer hatte immer schon eine bösertige, rachsüchtige Ader gehabt. Sie schien ihm angeboren zu sein. Er erinnerte sich, dass er schon so gewesen war, als er in der Jugend mit der Familie durch Europa, Asien und wieder zurück nach England gereist war. Sein Vater war beim Militär gewesen und zu Hause ein richtig »harter Brocken«. Er hatte Geoffrey und seine zwei Brüder oft geschlagen, aber längst nicht so oft wie ihre Mutter, die bei einem Sturz starb, als Shafer zwölf gewesen war.

Geoffrey Shafer war als Junge sehr groß für sein Alter und einer von der rauen Sorte, ein richtiger Schläger. Die anderen Jungs hatten Angst vor ihm, sogar seine Brüder, Charles und George; sie hielten Geoffrey für »zu allem fähig«. Und das war er.

In seinen Jugendjahren bereitete nichts und niemand ihn auf den Mann vor, zu dem er nach seinem Eintritt beim MI6 wurde. Erst beim Geheimdienst fand er heraus, dass er imstande war, einen anderen Menschen zu töten – und dass er es genoss. Er hatte seine wahre Berufung, seine wahre Leidenschaft im Leben erkannt. Er war der härteste aller harten Burschen; er war der Tod.

Shafer fuhr auf der Interstate weiter nach Süden. Zu dieser späten Stunde herrschte nur wenig Verkehr; hauptsächlich La-

ster, die nach Florida unterwegs waren, wie er vermutete.

Im Geist verfasste er eine Botschaft an seine Mitspieler:

Heute fährt Tod nach Fredericksburg in Maryland. Eine gut aussehende siebenunddreißigjährige Frau wohnt dort mit ihrer fünfzehnjährigen Tochter, die ihr Spiegelbild sein könnte. Die Frau ist geschieden, eine Kleinstadt-Juristin, eine Staatsanwältin. Die Tochter ist eine brillante Schülerin und Cheerleader beim Football-Team. Beide Frauen werden schlafen. Der Tod zieht nach Maryland, weil es hier in Washington derzeit zu gefährlich ist. (Ja, ich habe mir eure Warnung zu Herzen genommen.) Die Washingtoner Polizei sucht nach dem Jane-Namenlos-Mörder. Eine geachtete Polizistin, Patsy Hampton, ist mit dem Fall befasst, und Detective Cross ist aus Bermuda zurückgekommen. Es wird interessant sein zu sehen, ob sein Charakter sich in irgendeiner Weise verändert hat. Charakter ist alles, meint ihr nicht auch?

Ah, jetzt taucht das Haus der Cahills an der Straße auf. Ich kann die beiden schönen Cahill-Frauen direkt vor mir sehen. Sie bewohnen ein Ranch-Haus mit vier Schlafzimmern. Die Straße ist um ein Uhr morgens wie ausgestorben. Niemand kann diese beiden Morde mit den Jane-Namenlos-Fällen in Verbindung bringen. Ich wünschte, ihr könntet jetzt bei mir sein. Ich wünschte, ihr könntet genauso fühlen wie ich jetzt.

Shafer parkte den Jaguar auf der schattigen Straße und fühlte sich eigenartig allein und verängstigt. Er jagte sich selbst Angst ein. Diese Dinge, die er dachte und tat! Niemand hatte einen so verzerrten Verstand wie er, niemand dachte so verworren. Niemand hatte je derart außergewöhnliche Fantasien und Ideen gehabt und sie in die Tat umgesetzt.

Sicher, auch die anderen Spieler lebten komplexe, krankhafte und grausame Fantasien aus, aber im Vergleich zu den sei-

nen verblassten sie. Hungersnot beanspruchte die Autorenschaft für eine Reihe von psychosexuellen Morden in Thailand und auf den Philippinen. Krieg sah sich gern als ungekröntes Haupt der Gruppe – er behauptete, die Abenteuer der anderen zu »beeinflussen«. Eroberer war an den Rollstuhl gefesselt und dachte sich Geschichten aus, wie er seine Behinderung einsetzen konnte, um seine Opfer nahe genug heranzulocken, um sie töten zu können.

Shafer bezweifelte, dass einer der Mitspieler tatsächlich genug Mumm hatte, das Spiel in der *wirklichen* Welt zu spielen.

Aber vielleicht würden sie ihn ja überraschen. Vielleicht lebten auch die anderen ihre Mord-Fantasien aus. Das wäre ein Hammer.

Keine fünfzig Meter entfernt im Ranch-Haus, glaubten die Cahill-Frauen sich in völliger Sicherheit. Shafer sah den grünen Holzzaun vor einer Terrasse und den großen Swimmingpool hinter dem Haus. Schiebetüren führten zu dem Pool. So viele Möglichkeiten, an die er denken musste.

Er könnte ins Haus eindringen, beide Frauen hinrichten wie bei einer Exekution und sofort zurück nach Washington fahren.

Die örtliche Polizei und das FBI wären dann völlig verwirrt. Vielleicht würde die Geschichte sogar im Fernsehen gebracht. Zwei Frauen im Schlaf durch Schüsse getötet, eine Mutter mit Tochter, die in der Kleinstadt Fredericksburg allgemein bewundert wurden. Keinerlei Motiv für das grässliche Verbrechen, keine Verdächtigen.

Shafers Erregung war so physisch geworden, dass ihm das Gehen schwer fiel. Er musste sogar selbst über seinen watschelnden Gang lächeln.

Zwei, drei Häuser weiter jaulte ein Hund, dem Klang nach ein kleiner Kläffer. Dann fiel ein größerer Hund ein. Die Tiere spürten den Tod. Nicht wahr? Sie wussten, dass er hier war.

Am Rand des Gartens kniete Shafer neben einem Ahorn nieder. Er blieb im Schatten, während der Mond ein weiches wei-

ßes Licht über den Garten verströmte.

Shafer holte die zwanzigseitigen Würfel aus der Tasche und ließ sie auf den Rasen fallen. *Los geht's. Genau nach den Spielregeln. Mal sehen, was diese Nacht zu bieten hat.* Er addierte die Summe der Zahlen auf den Würfeln. In der Dunkelheit waren sie ein wenig undeutlich zu erkennen.

Shafer konnte nicht fassen, was er sah. Am liebsten hätte er wie die aufgeschreckten Hunde in der Gegend losgeheult.

Die Summe betrug *fünf*.

Tod musste fort von hier! Auf der Stelle. Heute Abend durften keine Morde begangen werden.

Nein! Er würde sich nicht fügen! Zum Teufel mit den Würfeln. Er würde nicht verschwinden. Er konnte nicht. Verlor er völlig die Kontrolle? Na wenn schon. Alea iacta est. Er erinnerte sich an sein Schullatein: Julius Caesar, ehe er den Rubikon überquerte. »Der Würfel ist gefallen.«

Das war eine monumentale Nacht. Zum ersten Mal brach er die Regeln. Er veränderte das Spiel für immer.

Er *musste* jemanden töten. Der Druck war übermächtig.

Er rannte zum Haus, ehe er seine Meinung änderte. Er war nervös. Das Adrenalin brodelte in seinen Adern. Als Erstes benutzte er den Glasschneider, schlug dann aber ein kleines Fenster mit der behandschuhten Hand ein.

Drinnen huschte er über den dunklen Flur. Er schwitzte, was äußerst selten bei ihm war. Dann betrat er Deirdres Schlafzimmer. Trotz des splitternden Geräusches der Scheibe war sie nicht aufgewacht. Sie hatte die bloßen Arme über dem Kopf ausgestreckt, eine Pose der Ergebung.

»Wundervoll«, flüsterte er.

Sie trug ein weißes Höschen und einen passenden Büstenhalter. Ihre langen Beine waren leicht gespreizt, erwartungsvoll. Sie musste in ihren Träumen gewusst haben, dass er kam. Shafer glaubte, dass Träume die Wahrheit verkündeten und dass man auf sie hören sollte.

Er hatte immer noch einen Steifen und war glücklich, gegen die Spielregeln verstoßen zu haben.

»Wer, zum Teufel, sind Sie?«, hörte er plötzlich. Die Stimme kam von hinten.

Shafer wirbelte herum.

Es war Lindsay, die Tochter. Sie trug nur korallenfarbene Unterwäsche. Ruhig hob er die Waffe, bis die Mündung zwischen ihre Augen zeigte.

»Pssst. Das willst du gar nicht wissen, Lindsay«, sagte er mit ruhiger Stimme, ohne sich die Mühe zu machen, seinen britischen Akzent zu verschleiern. »Aber ich verrate es dir trotzdem.«

Dann drückte er ab.

Zum zweiten Mal im Leben erfuhr ich am eigenen Leib, wie man sich als *Opfer* eines schrecklichen Verbrechens fühlt und nicht als Kriminalbeamter, der einem solchen Verbrechen nachgeht. Ich war total benommen, stand völlig neben mir. Ich musste irgendetwas tun, in einem Fall ermitteln oder wieder in der Suppenküche von St. Anthony arbeiten – irgendetwas, um meine Gedanken von dem zu lösen, was geschehen war.

Ja, ich musste mich betätigen. Aber mir war klar, dass ich meine Fähigkeit verloren hatte, mich zu konzentrieren, was mir bis jetzt immer kinderleicht gefallen war. Ich erfuhr von einem schockierenden Mord an einer Mutter und ihrer Tochter in Maryland, und aus irgendeinem unerklärlichen Grund beunruhigte mich die Sache. Ich verfolgte sie aber nicht weiter. Hätte ich es doch getan!

Ich war nicht mehr ich selbst, ich war verloren. Ich verbrachte unzählige Stunden damit, an Christine zu denken und mich an jede Kleinigkeit unserer gemeinsamen Zeit zu erinnern. Wo immer ich ging, sah ich ihr Gesicht.

Sampson bemühte sich, mich aus der Lethargie zu reißen. Bildlich gesprochen, trat er mir kräftig in den Hintern. Ge-

meinsam klapperten wir die Straßen im Southeast ab und verbreiteten die Nachricht, dass wir nach einem lila-blauen Taxi suchten, wahrscheinlich ein Zigeunertaxi. In Shaw, wo man Tori Glover und Marion Cardinal aufgefunden hatte, klingelten wir an jeder Tür in weitem Umkreis um das Haus, in dem die Morde verübt worden waren. Oft waren wir noch abends um zehn oder elf unterwegs.

Mir war es egal. Ich konnte sowieso nicht schlafen.

Sampson machte sich Sorgen. Er war mein Freund.

»Du sollst eigentlich am Odenkirk-Fall arbeiten, stimmt's? Und ich darf eigentlich gar nicht arbeiten. Dem Chief würde vor Wut das Wasser im Arsch kochen. Das gefällt mir«, sagte Sampson, als wir eines späten Abends über die S Street schlenderten. Sampson hatte jahrelang in dieser Gegend gewohnt. Er kannte sämtliche Kneipen.

»He, Jamal, weißt du irgendwas, das ich wissen sollte?«, rief er einem Jugendlichen mit Spitzbart zu, der im Schatten einer grauen steinernen Vordertreppe saß.

»Ich weiß überhaupt nichts, Mann. Ich entspann mich bloß. Will die kühle Brise schnuppern. Wie steht's mit Ihnen?«

Sampson drehte sich zu mir um. »Wohin man auch schaut, überall verfluchte Crack-Dealer auf den Straßen. Wirklich ein idealer Ort, um einen Mord zu begehen, ohne erwischt zu werden. – Hast du in letzter Zeit mit der Polizei in Bermuda geredet?«

Ich nickte und starrte auf einen fixen Punkt weiter vorn. »Patrick Busby hat gesagt, die Geschichte über Christines Verschwinden ist nicht mehr auf den Titelseiten. Ich weiß nicht, ob das gut oder schlecht ist – wahrscheinlich schlecht.«

Sampson stimmte mir zu. »Es nimmt den Druck aus der Sache. Fliegst du wieder hin?«

»Nicht gleich ... muss aber dorthin zurück ... muss herausfinden, was geschehen ist ...«

Er blickte mir in die Augen. »Haaallo. Bist du hier bei mir?

Bist du *hier*, Süßer?«

»Ja, bin ich. Meistens.« Ich deutete auf ein rotes Backsteingebäude in der Nähe. »Von dort könnte man den Vordereingang des Hauses der Mädchen sehen. Von jedem Fenster. Zurück an die Arbeit.«

Sampson nickte. »Wann immer du willst.«

An jenem Abend gefiel es mir irgendwie auf den Straßen. Wir sprachen mit jedem in dem Backsteingebäude, den wir zu Hause antrafen, ungefähr die Hälfte der Bewohner. Niemand hatte ein lila-blaues Taxi auf der Straße gesehen, auch nicht Tori oder Marion. Jedenfalls sagten das alle.

»Erkennst du irgendwelche Verbindungen?«, fragte ich, als wir die Treppe aus dem dritten Stock hinunterstiegen. »Was übersehe ich, zum Teufel?«

»Überhaupt nichts, Alex. Da ist nichts zu übersehen. Das Wiesel hat keinen Hinweis hinterlassen. Das tut er nie.«

Am Eingang trafen wir einen älteren Mann, der mit drei Plastiktüten Lebensmittel aus dem Stop & Shop ins Haus kam.

»Wir sind von der Mordkommission«, erklärte ich ihm. »Gegenüber wurden zwei junge Mädchen ermordet.«

Der Mann nickte. »Tori und Marion. Ich hab die beiden gekannt. Sie wollen was über den Kerl wissen, der das Haus beobachtet hat? Hat fast die ganze Nacht da gesessen. In 'nem schicken schwarzen Auto«, sagte er. »Mercedes, glaub ich. Meinen Sie, dass er vielleicht der Mörder ist?«

Ich war 'ne Zeit lang weg, wissen Sie. Hab meine alten Schwestern in North Carolina besucht. Eine Woche lang schöne Erinnerungen und leckere Hausmannskost«, erklärte der ältere Mann, als wir mit ihm wieder zum dritten Stock hinaufstiegen. »Deshalb war ich nicht zu Hause, als ihr Detectives alle befragt habt.«

Das ist Polizeiarbeit alter Schule, ging es mir durch den Kopf, als ich die Treppe hinaufstieg. Die Art von Arbeit, der zu

viele Detectives aus dem Weg gehen wollen. Der Mann hieß Luke DeWitt und war Rentner. Er hatte für Bell Atlantic gearbeitet, das riesige Telefonunternehmen, das den Großteil des Nordostens der Vereinigten Staaten versorgt. DeWitt war die dreiundfünfzigste Person, die ich bis jetzt in Shaw befragt hatte.

»Gegen ein Uhr morgens habe ich ihn da sitzen sehen. Erst hab ich mir nicht viel dabei gedacht. Wahrscheinlich wartete er auf jemand. Schien sich um nichts zu kümmern. Um zwei war er immer noch da. Im Auto. Das ist mir irgendwie komisch vorgekommen.« Er machte eine Pause, als versuchte er sich zu erinnern.

»Weiter«, sagte ich. »Was ist dann passiert?«

»Bin eingeschlafen. Aber um halb vier bin ich aufgestanden, um aufs Klo zu gehen, und der Bursche saß *immer noch* in seinem glänzenden schwarzen Wagen. Da habe ich ihn mir genauer angeschaut. Er hat die andere Straßenseite beobachtet. Wie ein Spion. Was er da so lange angestarrt hat, konnte ich nicht sehen, nur dass er irgendetwas nicht aus den Augen ließ. Ich dachte, vielleicht ist er von der Polizei, aber sein Wagen war zu schick.«

»Da haben Sie wahrscheinlich Recht«, sagte Sampson und lachte auf. »In meiner Garage steht kein Mercedes.«

»Ich hab mir einen Stuhl ans dunkle Fenster in meiner Wohnung gezogen. Ich habe nirgends Licht gemacht, damit der Bursche mich nicht sehen kann. Aber jetzt hatte er irgendwie meine Aufmerksamkeit erweckt. Erinnern Sie sich an den alten Film ›Das Fenster zum Hof‹? Ich hab mich gefragt, warum der Kerl dort unten wartet. Eifersüchtiger Liebhaber? Eifersüchtiger Ehemann? Vielleicht irgendein Spanner? Aber soweit ich sehen konnte, hat er niemand belästigt.«

»Und Sie haben ihn nie deutlicher gesehen?«, fragte ich. »Nur einen Mann, der in dem Auto gegessen hat?«

»Um die Zeit, als ich aufs Klo ging, ist er ausgestiegen. Hat

die Tür aufgemacht, aber die Innenbeleuchtung ist nicht angegangen. Das ist mir komisch vorgekommen, weil es doch so ein toller Schlitten war. Das hat mich richtig neugierig gemacht. Ich hab die Augen zugekniffen, damit ich besser sehen konnte.« Wieder eine lange Pause.

»Und?«

»Er war ein großer blonder Gentleman. Ein Weißer. Nachts sehen wir hier nicht viele Weiße, am Tag eigentlich auch nicht.«

Es kam Bewegung in Detective Patsy Hamptons Ermittlungen in Sachen Jane-Namenlos-Morde. Positive Ergebnisse zeichneten sich ab. Patsy glaubte, die Sache gut im Griff zu haben, und sie glaubte an ihre Fähigkeit, die Mordfälle zu lösen. Sie wusste aus Erfahrung, dass sie klüger war als alle anderen.

Es half ihr, Chief Pittman auf ihrer Seite zu haben und alles nutzen zu können, was die Abteilung aufbieten konnte. Patsy hatte die vergangenen anderthalb Tage mit Chuck Hufstedler im FBI-Gebäude verbracht. Ihr war bewusst, dass sie Chuck ausnutzte, aber das schien ihm nicht allzu viel auszumachen. Er war einsam, und Patsy *mochte* seine Gesellschaft. Um halb vier Uhr nachmittags saß sie immer noch mit Chuck da, als Lancelot wieder den Chatroom der Spieler betrat. *Lacherlot*, erinnerte sie sich.

»Er konnte einfach nicht widerstehen, stimmt's?«, sagte sie zu Hufstedler. »Hab ich dich, du Fantasy-Freak.«

Hufstedler schaute sie an und zog die dicken schwarzen Brauen hoch. »Halb vier nachmittags, Patsy. Was besagt das? Für mich deutet es darauf hin, dass er *vielleicht* vom Arbeitsplatz aus spielt. Aber ich wette, unser Lancelot ist ein Schüler.«

»Oder jemand, der gern mit Schülern spielt.« Diese Vorstellung verstörte Patsy bereits, als sie die Worte aussprach.

Diesmal versuchte sie nicht, mit Lancelot Verbindung auf-

zunehmen. Sie hörte sich mit Chuck die vollkommen lächerliche Diskussion über Rollenspiele an. Chuck bemühte sich dabei, Lancelot aufzuspüren.

»Er ist wirklich gut. Ein toller Hacker. Er hat eine Menge Sicherheitssperren in sein System eingebaut. Hoffentlich erwischen wir ihn trotzdem.«

»Ich habe vollstes Vertrauen in Sie, Chucky.«

Lancelot blieb bis kurz nach halb fünf im Chatroom. Inzwischen hatte Chuck es geschafft und kannte seinen Namen und die Adresse: Michael Ormson, Hutchins Place, Foxhall.

Kurz vor fünf Uhr hielten zwei dunkelblaue Vans vor dem Haus der Ormsons am Georgetown Reservoir. Fünf Beamte mit blauen FBI-Windjacken und Detective Patsy Hampton umringten das große Haus im Tudorstil mit den tausend Quadratmetern Garten davor und mit der wundervollen Aussicht dahinter.

FBI-Spezialagentin Brigid Dwyer ging mit Patsy Hampton zur Vordertür. Sie war nicht verschlossen. Mit gezogenen Waffen traten sie leise ein und entdeckten Lancelot im Arbeitszimmer.

Er sah aus wie dreizehn. Ein frühreifes Bürschchen. In Unterhose und mit schwarzen Socken saß er vor dem Computer.

»He, was ist los, zum Teufel? Was tun Sie in meinem Haus? Ich habe kein Verbrechen begangen. Wer sind Sie überhaupt?«, fragte Michael Ormson empört und mit hoher, bebender Stimme.

Er war dünn, und sein Gesicht war von Akne bedeckt. Auf dem Rücken und den Schultern hatte er Ausschlag, der wie ein Ekzem aussah. Chuck Hufstedler hatte ins Schwarze getroffen.

Lancelot war ein Teenager, der nach der Schule mit seinem leistungsfähigen Computer spielte. Aber er war nicht das Wiesel. Dieser Junge *konnte* nicht das Wiesel sein.

»Bist du Michael Ormson?«, fragte Patsy Hampton den Jungen. Sie hatte die Waffe gesenkt, aber nicht zurück ins Halfter

gesteckt.

Der Junge senkte den Kopf und schien jeden Augenblick in Tränen auszubrechen. »O Gott, o Gott«, stöhnte er. »Ja, ich bin Michael Ormson. Wer sind Sie? Sagen Sie meinen Eltern, was los ist?«

Michaels Vater und Mutter wurden sofort angerufen. Sie arbeiteten in der Universitätsklinik Georgetown und im U.S.-Marineobservatorium. Zurzeit lebten sie getrennt, doch beide kamen trotz des einsetzenden Berufsverkehrs in weniger als zehn Minuten nach Foxhall. Die anderen zwei Ormson-Kinder, Laura und Anne Marie, waren bereits von der Schule nach Hause gekommen.

Patsy Hampton überredete die Eltern, sie mit dem Sohn daheim sprechen zu lassen. Sie erklärte den Ormsons, dass sie dabei sein und die Vernehmung jederzeit unterbinden oder abbrechen könnten, wenn sie es wollten. Andernfalls müssten sie, Patsy und ihre Kollegen, Michael zur Vernehmung ins FBI-Hauptquartier mitnehmen.

Die Ormsons, Mark und Cindy, erklärten sich einverstanden, Michael zu Hause befragen zu lassen. Sie hatten offensichtlich Angst, besonders vor dem FBI, schienen Patsy Hampton aber zu vertrauen – wie die meisten Menschen, das wusste Patsy. Sie war hübsch und ernsthaft und besaß ein entwaffnendes Lächeln, das sie bei Bedarf einsetzte.

»Ich bin an dem Spiel interessiert, das die ›Vier Reiter‹ heißt«, sagte Patsy zu dem Jungen. »Das ist der einzige Grund, warum ich hier bin, Michael. Ich brauche deine Hilfe.«

Wieder senkte der Junge den Blick und schüttelte den Kopf. Patsy beobachtete den nervösen Michael und beschloss, ein Risiko einzugehen. Sie hatte eine bestimmte Ahnung, die sie ausspielen wollte.

»Du denkst, du hast etwas Schlechtes getan, Michael, nicht wahr? Aber das interessiert uns nicht. Überhaupt nicht. Uns ist

es egal, was du mit deinem Computer angestellt hast. Es geht nicht um dich oder um deine Familie. Auch nicht ums Hacken. In Washington hat es schreckliche Morde gegeben, und es besteht die Möglichkeit, dass sie mit diesem Spiel in Verbindung stehen, die ›Vier Reiter‹. Bitte, hilf uns, Michael. Du bist der Einzige, der das kann. Der Einzige.«

Mark Ormson, der an der Universitätsklinik Georgetown als Radiologe beschäftigt war, beugte sich auf dem schwarzen Ledersofa im Arbeitszimmer vor. Er sah jetzt noch verängstigter aus als bei seinem Eintreffen. »So langsam glaube ich, ich sollte einen Anwalt anrufen«, sagte er.

Patsy Hampton schüttelte den Kopf und lächelte die Eltern an. »Es geht *nicht* um Ihren Sohn, Mr. und Mrs. Ormson. Ich versichere Ihnen, dass er von uns keinen Ärger zu erwarten hat.«

Sie wandte sich wieder an den Jungen. »*Michael*, was weißt du über die ›Vier Reiter‹? Wir wissen, dass du nicht zu den Spielern gehörst. Wir wissen auch, dass es ein sehr privates Spiel ist.«

Der Junge blickte auf. Patsy sah, dass er sie mochte und ihr zumindest ein bisschen vertraute. »Fast gar nichts, Ma'am. Ich weiß wirklich nicht viel.«

Patsy Hampton nickte. »Die Sache ist sehr wichtig für uns, Michael. Jemand bringt im Southeast von Washington Menschen um – im wahren Leben, Michael. Das ist kein Fantasy-Spiel. Ich glaube, du kannst uns helfen. Du kannst andere davor bewahren, getötet zu werden.«

Wieder senkte Michael den Kopf. Seit seine Eltern gekommen waren, hatte er sie kaum angeschaut. »Ich kann gut mit Computern umgehen. Das haben Sie bestimmt schon herausgefunden.«

Patsy Hampton nickte, um dem Jungen Mut zu machen. »Wir wissen, dass du dich mit Computern auskennst, Michael. Wir hatten große Mühe, dich aufzuspüren. Du bist wirklich

sehr gut. Mein Freund Chuck Hufstедler vom FBI war ehrlich beeindruckt. Wenn alles vorbei ist, kannst du dir anschauen, wo er arbeitet. Er wird dir gefallen, und du wirst von seinen Computern begeistert sein.«

Michael lächelte und zeigte dabei die vorspringenden Zähne mit den Zahnsparren. »Zu Anfang des Sommers, so Ende Juni, ist dieser Typ in dem Chatroom aufgetaucht, in dem Sie mich gefunden haben.«

Patsy Hampton gab sich Mühe, Blickkontakt mit dem Jungen zu halten. Sie brauchte Michael unbedingt. Sie hatte das Gefühl, dass dieser Junge ihre große Chance war – die größte bisher.

Leise fuhr Michael fort: »Er hat einfach das Gespräch an sich gerissen. Er war so eine Art Kontroll-Freak. Er hat Highlander, D & D und Millennium schlecht gemacht, die ganzen heißen Spiele, die jetzt raus sind. Er hat keinen anderen reden lassen, als wäre er high von irgendwas.

Immer wieder hat er so dunkle Andeutungen über dieses andere Spiel gemacht, das er spielte, die Vier Reiter. Es schien, als wollte er uns nichts davon erzählen, trotzdem ließ er hier und da 'ne Bemerkung fallen, aber nicht viel. Er hörte einfach nicht zu reden auf.

Er hat gesagt, die Spielfiguren in Dungeons und Dragons, Dune und Condottiere, wären berechenbar und stinklangweilig. Sind sie manchmal auch, da hat er Recht. Dann meinte er, ein paar Figuren in seinem Spiel wären *chaotisch böse* anstatt *gesetzestreu gut*, und sie wären keine falschen Helden wie in den meisten Rollenspielen, sondern eher wie Menschen im wirklichen Leben. Seine Figuren wären durch und durch egoistisch und scherten sich einen Dreck um andere Leute. Sie würden sich auch nicht an die Regeln der Gesellschaft halten. Die Vier Reiter wären der absolute Gipfel sämtlicher Fantasy-Spiele. Mehr hat er nicht darüber gesagt, aber es reichte. Ich meine, man hat gemerkt, dass es ein Spiel für totale Psychos ist. Die

müssen ‘nen echten Knall haben.«

»Wie ist sein Rufname?«, fragte FBI-Agentin Dwyer.

»Der Rufname oder der richtige Name?«, fragte Michael und lächelte verschmitzt und überlegen.

Die beiden Frauen blickten sich an. *Rufname oder richtiger Name?* Sie schauten Michael an.

»Ich habe ihn zurückverfolgt – genauso wie Sie mich aufgespürt haben. Ich hab seine verschlüsselten Sperren geknackt. Ich kenne seinen Namen und weiß, wo er wohnt. Sogar wo er arbeitet. Shafer, Geoffrey Shafer. Er arbeitet in der Britischen Botschaft an der Massachusetts Avenue. Laut Web-Seite der Botschaft ist er dort Informationsanalytiker. Der Typ ist vierundvierzig Jahre alt.«

Michael Ormson blickte verschämt umher. Dann nahm er Blickkontakt mit seinen Eltern auf, die sichtlich erleichtert wirkten. Schließlich schaute er wieder Patsy Hampton an. »Hat Ihnen das geholfen? Habe ich geholfen?«

»Ja, das hast du, Lacherlot.«

Geoffrey Shafer hatte sich geschworen, sich an diesem Abend nicht mit Pillen anzutörnen. Außerdem wollte er seine Fantasien unter Kontrolle lassen, sozusagen in der Verpackung. Er wusste genau, was für psychologisches Gewäsch die Profiler der Mordfälle von sich gaben: dass sein Fantasieleben eskalierte und dass er sich dem Stadium der Tobsucht näherte. Und die Profiler hatten absolut Recht – deshalb hielt er sich erst mal eine Zeit lang zurück.

Er war ein fähiger Koch. Eigentlich war er auf vielen Gebieten fähig. Manchmal bereitete er für seine Familie wahre Gala-dinner und große Abendessen für Freunde. Wenn er kochte, wollte er die Familie bei sich in der Küche haben. Er liebte Publikum, selbst wenn es seine Frau und die Kinder waren.

»Heute Abend essen wir klassisch-thailändisch«, erklärte er Lucy und den Kindern, die ihm bei der Arbeit zuschauten. Er

fühlte sich ziemlich aufgedreht und musste sich daran erinnern, zu Hause ja nicht die Kontrolle zu verlieren. Vielleicht sollte er eine Valium nehmen, ehe er mit dem Kochen begann. Bis jetzt hatte er nur ein paar Xanax geschluckt.

»Thai-Gerichte unterscheiden sich von anderen Speisen aus Südostasien durch die genauen Vorgaben, was die Mengen der Zutaten angeht, besonders die Gewürze«, erklärte er, während er Gemüse zuschnitt. »Thailand besitzt eine ganz spezifische Cuisine, eine Mischung aus chinesischer, indonesischer, indischer, portugiesischer und malaysischer Küche. Ich wette, das habt ihr nicht gewusst, Tricia und Erica.«

Die kleinen Mädchen lachten verlegen – genau wie ihre Mutter.

Er steckte Jasminblüten in Lucys Haar. Dann je eine Blüte für die Zwillinge. Er versuchte es auch bei Robert, doch sein Sohn wich ihm lachend aus.

»Es ist heute Abend doch nicht zu scharf, Liebling?«, fragte Lucy. »Die Kinder.«

»Selbstverständlich, die Kinder, Liebes. Da wir gerade von scharf sprechen – die richtige Schärfe wird durch das Capsaicin verursacht, das in den Rippen der Chilischoten angesammelt ist. Capsaicin ist ein Reizstoff und brennt auf allem, womit es in Berührung kommt, auch auf der Haut. Deshalb ist es klug, Handschuhe zu tragen. Ich trage natürlich keine Handschuhe, weil ich nicht klug bin. Ich bin eben ein bisschen verrückt.« Er lachte, und alle lachten mit, doch Lucy machte ein besorgtes Gesicht.

Shafer servierte selbst das Essen und verkündete den Namen jeder Speise auf Thai und Englisch. »*Plaa meuk yaang* oder gebratener Tintenfisch. Köstlich.« – »*Mi'eng kum*, ›Schätze‹ in Blätterrollen. Ein Genuss.« – »*Plaa yaang kaengphet*, gegrillter Schnappbarsch mit roter Currysoße. Eine Gaumenfreude. Allerdings ein *klitzekleines* bisschen scharf. Mmmmh.«

Er schaute zu, wie alle zögernd von jedem Gang einen Bis-

sen probierten. Als sie den Schnappbarsch aßen, liefen ihnen Tränen über die Wangen. Erica fing an zu würgen.

»Daddy, das ist zu scharf«, beschwerte sich Robert.

Shafer lächelte und nickte fröhlich in die Runde. Er liebte das: die Tränen, seine perfekte kleine Familie, wie sie Schmerzen litt. Er genoss jeden kostbaren Moment ihres Leidens. Es war ihm schließlich doch gelungen, das Abendessen zu einem qualvollen Spiel zu machen.

Viertel vor neun küsste er Lucy und machte sich auf zu seiner »Verdauungsfahrt«, wie er sein abendliches Verschwinden zu nennen pflegte. Er fuhr mit dem Jaguar ein paar Querstraßen nach Phelps Place, einer stillen, schummrig beleuchteten Gasse.

Er nahm reichliche Dosen Thorazine *und* Librium und gab sich eine Spritze Thramadol. Dann schluckte er noch Xanax.

Dieserart gestärkt, fuhr er zu seiner Ärztin.

Shafer konnte die arroganten Arschlöcher von Portiers in Boo Cassadys Gebäude nicht ausstehen – und sie mochten ihn nicht, da war er sicher.

Aber wer brauchte schon ihr Wohlwollen? Das waren doch blöde faule Taugenichtse, die höchstens dazu fähig waren, Leuten die Tür aufzuhalten und reichen Mietern zuzulächeln.

»Ich möchte zu Dr. Cassady«, erklärte Shafer dem schwarzen Blödmann, den er bereits kannte und auf dessen Revers sein Name glänzte: *Mal*. Wahrscheinlich, damit der dämliche Sack den eigenen Namen nicht vergaß.

»Sehr wohl«, sagte Mal.

»Heißt das nicht, ›sehr wohl, Sir?‹«

»Sehr wohl, Sir. Ich rufe bei Dr. Cassady an. Bitte, warten Sie hier, Sir.«

Shafer hörte Boos Stimme aus dem Hörer des krächzenden Telefons, als der Portier mit ihr sprach. Zweifellos hatte sie klare Anweisungen erteilt, dass man ihn augenblicklich hinauf-

ließ. Sie wusste schließlich, dass er kam – sie hatten während der Herfahrt telefoniert.

»Sie können jetzt hinaufgehen, Sir«, erklärte der Portier.

»Ich werde ihr den Verstand aus der Birne vögeln, Mal«, sagte Shafer und tänzelte grinsend zum Fahrstuhl. »Sie behalten die Tür im Auge. Und lassen Sie keinen rein.«

Boo erwartete Shafer bereits auf dem Korridor, als der Fahrstuhl im neunten Stock hielt. Sie trug Sachen von Escada, die mindestens fünftausend Dollar gekostet hatten. Boo hatte eine tolle Figur, aber herausgeputzt wie jetzt sah sie wie ein Torero oder die Dirigentin einer Militärkapelle aus. Kein Wunder, dass ihre ersten beiden Ehemänner – ihr zweiter Mann war Therapeut und praktischer Arzt gewesen – sich von ihr scheiden ließen. Boo war trotzdem eine gute und verlässliche Geliebte, die viel mehr gab, als sie bekam. Für Shafer war am wichtigsten, dass sie ihm Thorazine, Librium, Lorazepam und Xanax besorgte. Die meisten Medikamente waren Ärztemuster von Pharmavertretern. Boos Mann hatte sie nach ihrer Trennung zurückgelassen. Die Menge der »Proben« verwunderte Shafer, doch Boo versicherte ihm, dass dies so üblich sei. Außerdem habe sie »Freunde«, die Ärzte seien, und sie gab ihm zu verstehen, dass diese Freunde ihr aushalfen, als Gegenleistung für gelegentliche Schäferstündchen. Boo konnte sämtliche Medikamente beschaffen, die Shafer brauchte.

Am liebsten hätte Shafer Boo gleich auf dem Korridor vernascht, zumal sie solche Spontaneität und Leidenschaft liebte, die sie in ihrem Leben ganz offensichtlich vermisste.

»Du siehst gar nicht glücklich aus, mich zu sehen, Geoffrey«, beklagte sie sich und nahm sein Gesicht in ihre manikürten Hände. Herrgott, ihre langen, rot lackierten Nägel machten ihm Angst. »Was ist passiert, Liebling? Irgendwas ist geschehen. Erzähl Boo, was es ist.«

Shafer nahm sie in die Arme und zog sie an sich. Sie hatte große weiche Brüste und schöne Beine. Er streichelte ihr blond

gesträhtes Haar, drückte das Kinn hinein. Er genoss die Macht, die er über sie besaß – seine verdammte Seelenmasseuse.

»Ich will jetzt nicht darüber sprechen. Ich bin mit dir zusammen und fühle mich schon viel besser.«

»Was ist passiert, Liebling? Was ist das Problem? Du musst diese Dinge mit mir teilen.«

Spontan dachte er sich eine Geschichte aus und setzte eine entsprechende Miene auf. Ein Kinderspiel für ihn. »Lucy behauptet, sie wisse über uns Bescheid. Mein Gott, sie war schon paranoid, *ehe* ich dich besuchte. Ständig droht sie, mein Leben zu zerstören. Sie würde mich verlassen, sagt sie, und mich auf jeden Scheißpenny verklagen, den ich besitze. Ihr Vater will mich rausschmeißen lassen und dafür sorgen, dass ich in Regierungskreisen *und* bei der Industrie auf die schwarze Liste komme. Diese Macht hat er. Am schlimmsten ist, dass Lucy die Kinder seelisch vergiftet und gegen mich aufbringt. Robert benutzt schon die gleichen herabsetzenden Ausdrücke wie sie: ›Versager‹, ›Faulpelz‹, ›such dir eine richtige Arbeit, Daddy‹. Manchmal frage ich mich, ob er nicht Recht hat.«

Boo küsste ihn auf die Stirn. »Nein, nein, Liebling. In der Botschaft hält man große Stücke auf dich. Ich weiß, dass du ein liebevoller Vater bist. Aber du hast eine nörglerische, böartige und grenzenlos verwöhnte Frau, die dich ständig schlecht macht. Lass dir deine Selbstachtung nicht nehmen.«

Er wusste, was sie als Nächstes hören wollte, deshalb sagte er: »Na ja, diese widerliche Frau werde ich nicht mehr lange haben, das schwöre ich bei Gott. Ich liebe dich, Boo, und ich werde Lucy bald verlassen.«

Er schaute in ihr dick geschminktes Gesicht und sah, wie ihr Tränen die Wangen hinunterliefen und ihr Make-up verschmierten. »Ich liebe dich, Geoff«, flüsterte sie, und Shafer lächelte, als freute er sich, diese Worte zu hören.

Herrgott, war er ein Meister auf diesen Gebieten.

Lügen.

Fantasien.

Rollenspiele.

Er knöpfte ihre zartlila Seidenbluse auf, streichelte sie, trug sie ins Zimmer und legte sie aufs Sofa.

»Das ist meine Vorstellung von einer Therapie«, flüsterte er Boo erregt ins Ohr. »Das ist die einzige Therapie, die ich brauche.«

Ich war schon vor fünf Uhr früh auf den Beinen. Ich musste Inspektor Patrick Busby auf Bermuda anrufen. Am liebsten hätte ich jeden Tag mehrere Male mit ihm gesprochen, hielt mich aber zurück.

Es würde die Dinge nur verschlimmern und meine Beziehung zur Polizei auf Bermuda verschlechtern, denn es würde in Busby die Vermutung erwecken, dass ich ihm und seinen Leuten nicht zutraute, die Ermittlung ordentlich zu führen.

»Patrick? Hier Alex Cross aus Washington. Habe ich Sie in einem günstigen Moment erwischt? Könnte ich Sie kurz sprechen?«, fragte ich. Ich bemühte mich stets, so optimistisch wie möglich zu klingen.

Was ich natürlich nicht war. Ich hatte bereits mit Nana gefrühstückt und war dann im Haus auf und ab gelaufen, hatte ungeduldig bis halb neun gewartet, um Busby auf dem Polizeirevier in Hamilton anzurufen. Er war ein tüchtiger Polizist und ich wusste, dass er jeden Morgen um acht im Dienst war.

Ich konnte den dünnen drahtigen Mann direkt vor mir sehen, als wir telefonierten. Ich sah das winzige Büro, in dem er arbeitete. Und – alles überlagernd – sah ich Christine auf dem Moped an jenem wunderschönen sonnigen Nachmittag, wie sie mir zum Abschied zuwinkte.

»Ich habe ein paar Informationen für Sie, die meine Freunde bei Interpol mir zukommen ließen«, teilte ich Busby mit. Ich berichtete über die Entführung einer Frau im Frühsommer auf

Jamaika und einer weiteren Frau, die auf Barbados gekidnappt worden war; in beiden Fällen ähnelte das Verschwinden dem von Christine, war aber nicht identisch. Im Grunde glaubte ich nicht, dass irgendein Zusammenhang bestand, aber ich wollte Busby irgendetwas geben.

Patrick Busby war ein nachdenklicher und geduldiger Mensch. Er schwieg, bis ich fertig war, ehe er seine üblichen gezielten Fragen stellte. Ich hatte bereits erkannt, dass er als Ermittler gewisse Schwächen hatte; er war zu höflich und rücksichtsvoll. Aber wenigstens hatte er nicht aufgegeben.

»Ich nehme an, diese Entführungen wurden nie geklärt, Alex. Was ist mit den Frauen? Hat man sie gefunden?«

»Nein, beide Frauen sah man nie wieder. Keine Spur von ihnen. Sie werden immer noch vermisst.«

Busby seufzte in den Hörer. »Ich hoffe, Ihre Neuigkeiten können uns helfen, Alex. Auf alle Fälle rufe ich die anderen Inseln an und gehe der Sache nach. Gibt es sonst noch etwas von Interpol oder dem FBI?«

Ich wollte ihn an der Strippe halten; für mich war er inzwischen so etwas wie eine Rettungsleine. »Einige Fälle in Asien, Bangkok, auf den Philippinen, in Malaysia. Frauen wurden entführt und ermordet. Alle namenlos. Ehrlich gesagt, gibt es derzeit nichts Vielversprechendes.«

Ich malte mir aus, wie Busby die Lippen schürzte und nachdenklich nickte. »Verstehe, Alex. Bitte, geben Sie alles an uns weiter, was Sie aus Ihren Quellen erfahren. Es ist schwierig für uns, Hilfe von außerhalb der Inseln zu erhalten. Meine Hilferufe werden oft nicht erwidert. Ich wünschte mir ehrlich, ich hätte gute Nachrichten für Sie, aber ich muss Sie leider enttäuschen.

Abgesehen von Perri Graham hat keiner den Mann mit dem Lieferwagen beobachtet. Und in Hamilton und St. George scheint niemand Christine Johnson gesehen zu haben. Eine wirklich rätselhafte Geschichte. Ich glaube nicht, dass Christi-

ne je bis nach Hamilton gekommen ist. Aber wir tun, was wir können. Meine Gebete schließen Sie und Ihre wundervolle Familie ein. Und natürlich John Sampson.«

Ich dankte Patrick Busby und legte auf. Dann ging ich nach oben, um mich für den Dienst anzuziehen.

Ich hatte immer noch nichts Handfestes, was den Mord an Frank Odenkirk betraf, und der Häuptling schickte mir jeden Tag eine E-Mail. Ich wusste genau, wie Familie Odenkirk sich fühlte. Der Presserummel über den Mord hatte sich gelegt, wie so oft. Unglücklicherweise hatte auch die *Post* ihre Berichterstattung über die ungeklärten Mordfälle im Southeast eingestellt.

Während ich heiß duschte, dachte ich an Luke DeWitt und den geheimnisvollen »Beobachter« auf der S Street. Was hat der Mann im Mercedes dort so lange gemacht? Stand er in irgendeiner Verbindung zu den Morden an Tori Glover und Marion Cardinal? Nichts ergab Sinn für mich. Die vielen Fragen im Zusammenhang mit den Jane-Namenlos-Morden und dem Wiesel konnten einen in den Wahnsinn treiben. Das Wiesel war nicht wie andere Serienmörder. Er war kein kriminelles Genie wie Gary Soneji, aber er war clever. Er leistet wirklich gute Arbeit.

Wieder dachte ich darüber nach, weshalb jemand vor Tori Glovers Apartment herumgelungert hatte. War der Bursche Privatdetektiv gewesen? Ein Spanner? Oder war er tatsächlich der Mörder? Dann kam mir eine weitere Möglichkeit in den Sinn. Vielleicht war der Mann im Auto ein Komplize des Mörders. Zwei Burschen, die zusammenarbeiteten. Ich hatte das zuvor schon in North Carolina erlebt.

Ich drehte das heiße Wasser weiter auf. Ich glaubte, es würde mir helfen, mich besser konzentrieren zu können. Ich wollte die Spinnweben in meinem Verstand mit heißem Dampf vernichten. Wollte mich von den Toten zurückholen.

Nana klopfte unten in der Küche gegen die Leitungsrohre.

»Komm runter und mach dich an die Arbeit, Alex. Du verbrauchst mein ganzes heißes Wasser!« Sie rief aus Leibeskräften, um das Rauschen der Dusche zu übertönen.

»Als ich das letzte Mal die Rechnung für Wasser und Gas gesehen habe, stand *mein* Name drauf«, brüllte ich zurück.

»Trotzdem ist es mein heißes Wasser. So war es immer, und so bleibt es auch«, erwiderte Nana.

Jeden Abend, jede Nacht war ich auf den Straßen im Southeast unterwegs. Ich arbeitete mehr als je zuvor, doch ohne brauchbare Ergebnisse. Noch immer suchte ich nach dem geheimnisvollen lila-blauen Taxi und dem neuen schwarzen Mercedes, den Luke DeWitt auf der S Street gesehen hatte.

Manchmal fühlte ich mich wie ein Schlafwandler, doch ich machte weiter. Ich wandelte so schnell wie möglich. Jeden Tag bekam ich Tipps und Hinweise, denen nachgegangen werden musste, aber keiner führte irgendwohin.

Um kurz nach sieben Uhr abends kam ich todmüde nach Hause, ließ mich von den Kindern aber dennoch zum Boxunterricht in den Keller zerren. Damon hatte für sein Alter sehr schnelle Hände, und auch seine Beinarbeit war gut. Er war stets voll bei der Sache. Ich hoffte nur, dass er seine knospenden Boxkünste nicht in der Schule missbrauchte.

Jannie *studierte* das Boxen, obwohl sie den Wert der Selbstverteidigung zu schätzen schien. Sie erfasste sehr schnell die Technik und Bewegungsabläufe, obgleich ihr Herz nicht völlig diesem Sport gewidmet war. Sie zog es jedoch vor, ihren Bruder und mich mit spitzen Bemerkungen und kleinen Bosheiten zu quälen.

»Alex, Telefon!«, rief Nana oben von der Kellertreppe. Ich schaute auf die Armbanduhr. Es war zwanzig vor acht.

»Trainiert die Beinarbeit«, sagte ich zu den Kindern. Dann stieg ich die steile Treppe hinauf. »Wer ist es?«

»Wollte er nicht sagen«, erklärte Nana, als ich in die Küche

kam. Sie frittierte Mais-Krabben-Bällchen. Außerdem duftete es köstlich nach Bratäpfeln und Pfefferkuchen, mit Honig glasiert. Es war ein spätes Abendessen – Nana hatte auf mein Kommen gewartet.

Ich nahm den Hörer in der Küche ab. »Alex Cross.«

»Ich weiß, wer Sie sind, Detective Cross.« Auf Anhieb erkannte ich die Stimme, obwohl ich sie vorher nur ein einziges Mal gehört hatte – im Belmont Hotel auf Bermuda. Eiseskälte überfiel mich, meine Hände zitterten.

»Vor dem Budget Drugs an der Vierten Straße ist ein öffentliches Telefon. Für den Augenblick ist sie in Sicherheit. Wir haben sie. Aber beeilen Sie sich. Kommen Sie schnell. Vielleicht ist sie am Telefon in der Zelle. Ich meine es ernst. Beeilen Sie sich!«

Ich stürmte aus der Hintertür in der Küche, ohne Nana oder den Kindern ein Wort zu sagen. Ich hatte nicht die Zeit zu erklären, wohin oder weshalb ich losrannte. Außerdem blickte ich nicht ganz durch, was eigentlich geschehen war. Hatte ich soeben mit dem Wiesel gesprochen?

Beeilen Sie sich ... Vielleicht ist sie am Telefon in der Zelle ... Ich meine es ernst.

Ich rannte über die Fünfte Straße, dann die Seitenstraße hinunter zur Vierten, danach vier Blocks nach Süden zum Anacostia River. Die Menschen auf der Straße musterten mich erstaunt, als ich wie ein Tornado durchs Southend stürmte.

Als ich mich dem Budget Drugs näherte, sah ich die Blechabdeckung des Telefons schon aus der Entfernung. Eine junge Frau lehnte an der mit Graffiti bedeckten Mauer des Drugstores und telefonierte.

Ich holte meine Polizeimarke hervor, als ich an der letzten Querstraße vorbeirannte.

Dieses Telefon wird besonders viel benutzt. Manche Menschen in dieser Gegend haben zu Hause keinen Apparat.

»Polizei, Mordkommission. *Hängen Sie ein!*«, rief ich der jungen Frau zu, die etwa neunzehn Jahre sein mochte. Sie starrte mich an, als wäre es ihr völlig egal, ob ein Polizist den Apparat benötigte.

»Ich *telefoniere* gerade, Mister. Und wenn Sie der Kaiser von China sind – Sie warten gefälligst, bis Sie an der Reihe sind, wie alle anderen auch.« Sie wandte sich von mir ab. »Wahrscheinlich wollen Sie nur Ihr Schätzchen anrufen.«

Ich riss ihr den Hörer aus der Hand und drückte auf die Gabel.

»He! Was glauben Sie, wer Sie sind!«, schrie die junge Frau mich mit wutverzerrtem Gesicht an. »Ich habe noch gesprochen, Arschgesicht!«

»Zisch ab, Mädel. Es geht um Leben und Tod. Weg vom Telefon! Sofort! *Verzieh dich!*« Ich sah, dass sie nicht die Absicht hatte, mir zu gehorchen. »Es geht um eine Entführung!« Ich brüllte wie ein Wahnsinniger.

Endlich zog sie ab. Sie hatte wohl Angst, ich könnte tatsächlich wahnsinnig sein, und vielleicht war ich es.

Zitternd stand ich mit dem Hörer in der Hand da und wartete auf den Anruf. Ich konnte nicht mehr atmen und war schweißgebadet.

Ich startete die Vierte Straße hinauf und hinunter.

Nichts Auffälliges, nichts Verdächtiges. Ich sah nirgends ein lila-blaues Taxi parken. Niemand beobachtete mich. Jemand wusste aber eindeutig, wer ich war. Er hatte mich im Belmont Hotel angerufen. Und er hatte mich zu Hause angerufen.

Immer noch hörte ich die Stimme des Anrufers in meinem Kopf dröhnen. Diese tiefe, verfluchte Stimme hörte ich schon seit Wochen.

Im Augenblick ist sie in Sicherheit.

Wir haben sie.

Diese Worte hatte man mir vor sechs Wochen auf Bermuda übermittelt. Bis heute hatte ich kein weiteres Wort vom Anru-

fer gehört.

Mein Herz hämmerte. Ich hatte das Gefühl, das Pochen würde in meinen Ohren verstärkt. Adrenalin schoss wie ein reißen-der Strom durch meinen Körper. Ich konnte es nicht mehr ertragen. Der Anrufer hatte erklärt, ich solle mich *beeilen*.

Ein junger Mann kam zum Telefon. Er starrte auf meine Hand am Hörer. »Mach hin, Mann. Ich muss telefonieren. Hörste?«

»Das ist eine Polizeiangelegenheit.« Ich musterte ihn scharf. »Machen Sie einen Spaziergang. *Los!*«

»Sieht mir nicht wie 'ne Polizeiangelegenheit aus«, murmelte er.

Der Mann ging weiter und warf mir über die Schulter einen finsternen Blick zu, kam aber nicht zurück, um mit mir zu streiten.

Der Mistkerl genießt es, die völlige Kontrolle zu haben, überlegte ich, als ich hilflos vor dem belebten Drugstore stand. Vielleicht hatte er mich seit Bermuda so lange warten lassen, um seine Macht zu demonstrieren. Und jetzt tat er es wieder. Aber was wollte er? Warum hatte er Christine in seine Gewalt gebracht? *Wir* haben sie, hatte er geschrieben und die gleichen Worte benutzt, als er mich zu Hause anrief. War *er* tatsächlich ein *wir*? Welche Gruppe repräsentierte er? Was wollten sie von mir?

Ich stand zehn Minuten vor dem öffentlichen Telefon, fünfzehn Minuten, zwanzig. Ich hatte das Gefühl, den Verstand zu verlieren, aber ich würde die ganze Nacht hier stehen bleiben, falls nötig. Ich fragte mich, ob es das richtige Telefon war, wusste zugleich aber, es *war* das Richtige. Der Anrufer war kristallklar in seinen Äußerungen gewesen, ruhig, beherrscht.

Zum ersten Mal seit Wochen erlaubte ich mir, aufrichtig zu hoffen, dass Christine noch am Leben sei. Ich stellte mir ihr Gesicht vor, ihre dunkelbraunen Augen, die so viel Liebe und Wärme zeigten. Vielleicht, nur vielleicht, würde man mir ge-

statten, mit ihr zu sprechen.

Ich ließ es zu, dass sich Wut auf den unbekannten Anrufer in mir aufstaute. Dann aber unterdrückte ich sie wieder und wartete weiter mit kühlem Kopf.

Leute gingen in den Drugstore hinein oder kamen heraus. Etliche wollten das Telefon benutzen. Sie warfen einen Blick auf mich und suchten sich einen anderen Apparat.

Um fünf vor neun Uhr klingelte es. Blitzschnell hob ich den Hörer ab.

»Alex Cross«, sagte ich.

»Ich weiß, wer Sie sind. Hören Sie jetzt gut zu: *Ziehen Sie sich zurück. Lassen Sie die Hände davon, ehe Sie alles verlieren, was Ihnen lieb ist.* Das kann ganz leicht passieren. Mit einem Fingerschnipsen. Sie sind doch klug genug, das zu verstehen, nicht wahr?«

Dann legte der Anrufer auf. Die Leitung war tot.

Ich knallte den Hörer gegen das Blechgehäuse und fluchte laut. Der Geschäftsführer des Drugstore kam heraus und musterte mich misstrauisch.

»Ich rufe die Polizei«, sagte er. »Das ist ein öffentliches Telefon.« Ich machte mir nicht die Mühe, ihm zu erklären, dass ich die Polizei war.

Hatte das Wiesel mich angerufen? Hatte ich es mit *einem* Mörder zu tun oder mit mehreren?

Wenn ich doch nur eine Ahnung hätte, wer der Anrufer war und wen er mit *wir* meinte. Seine heutige Botschaft hatte mir ebenso große Angst eingejagt wie die erste, vielleicht sogar mehr, aber sie gab mir auch Hoffnung, dass Christine noch lebte.

Mit der Hoffnung kam ein schmerzhafter Stich. Wenn sie doch nur Christine ans Telefon gelassen hätten. Ich musste unbedingt ihre Stimme hören.

Was wollten sie von mir? *Ziehen Sie sich zurück.* Wovon

sollte ich mich zurückziehen?

Vom Mordfall Odenkirk? Von den Jane Namenlos? Vielleicht sogar von Christines Verschwinden? Waren Interpol oder das FBI jemandem so dicht auf den Fersen, dass er – oder diejenigen – Angst bekommen hatte? Für uns von der Washingtoner Polizei galt das jedenfalls nicht.

Am frühen Mittwochmorgen fuhren Sampson und ich nach Eckington. Dort wusste eine Frau, wo ein lila-blaues Taxi in einer Garage stand. Wie waren bis jetzt schon mehr als einem Dutzend solcher Hinweise vergebens nachgegangen, aber das spielte keine Rolle. Jede Spur musste verfolgt werden, jede einzelne.

»Das Taxi gehört einem Arthur Marshall«, erklärte ich Sampson, als wir von meinem Wagen zu einem roten Backsteinwohnhaus gingen, das schon bessere Tage gesehen hatte. »Nur ist Arthur Marshall ein Deckname. Die Vermieterin behauptet, er arbeite in einem Target-Laden. Aber wie Target erklärte, war er nie bei ihnen beschäftigt. Außerdem sagte die Vermieterin, sie habe den Burschen schon eine Zeit lang nicht mehr gesehen.«

»Vielleicht haben wir ihn verschreckt«, meinte Sampson.

»Ich hoffe nicht, aber du könntest Recht haben.«

Während wir über die Straße schlenderten, blickte ich mich in dem Viertel um. Der fast wolkenlose Himmel war wie eine strahlend blaue Leinwand. An der Straße standen dicht an dicht ein- und zweistöckige Häuser. Grell orangefarbene Flaggen ragten von den Briefkästen auf. Jedes Fenster war ein mögliches Guckloch für das Wiesel. »*Ziehen Sie sich zurück*«, hatte er gewarnt. Ich konnte es nicht. Nicht nach dem, was er getan hatte. Aber mir war klar, dass ich ein Risiko einging.

Wahrscheinlich hatte er Lunte gerochen, als wir die Straßen abgeklappert hatten. Wenn er für die Jane-Namenlos-Morde verantwortlich war, hatte er lange Zeit unentdeckt gearbeitet. Beim Töten war er ausgesprochen fähig und verstand es her-

vorragend, sich nicht erwischen zu lassen.

Die Vermieterin erzählte uns alles, was sie über Arthur Marshall wusste, doch es war nicht viel mehr, als dass sie ihm eine Einzimmerwohnung plus Garage vermietet hatte. Sie gab uns die Schlüssel und meinte, wir könnten uns alles selbst anschauen.

Das zweite Haus glich dem der Vermieterin, sah man davon ab, dass es ostereierblau gestrichen war. Sampson und ich gingen zuerst in die Garage.

Da war das lila-blaue Taxi.

Arthur Marshall hatte seiner Vermieterin erzählt, dass ihm das Taxi gehöre und dass sich er damit ein paar Stunden die Woche ein bisschen dazuverdiene. Die Möglichkeit bestand, doch erschien sie mir höchst unwahrscheinlich. Das Wiesel war in der Nähe. Ich konnte es fühlen. Hatte er gewusst, wir würden das Taxi finden? Wahrscheinlich. Was jetzt? Was kam als Nächstes? Welchen Plan hatte er? Welche *Fantasien*?

»Ich muss mir überlegen, wie ich ein paar Leute von der Spurensicherung herlocken kann«, sagte ich zu Sampson. »Es muss im Taxi irgendwas geben – oder vielleicht oben in der Wohnung. Haare, Fasern, Abdrücke.«

»Hoffentlich keine verdammt Körperteile«, meinte Sampson und verzog das Gesicht. Das war typischer Bullenhumor und kam so automatisch, dass ich keinen zweiten Gedanken darauf verschwendete. »Körperteile tauchen bei diesen Fällen immer auf, Alex. Ich will sie aber nicht sehen. Ich mag Füße, die noch an den Beinen sind, und Köpfe, die noch auf den Hälsen sitzen, selbst wenn die verschiedenen Teile tot sind.«

Sampson hatte Latex-Handschuhe angezogen und suchte beim Fahrersitz alles ab. »Papier von Kaugummis und Bonbons. Kyle Craig schuldet dir doch noch einen Gefallen. Warum holst du nicht die Jungs vom FBI?«

»Ich habe gestern Abend mit Kyle geredet«, sagte ich. »Das

FBI ist seit geraumer Zeit an dem Fall beteiligt. Er hilft uns, sobald wir ihn rufen.«

Sampson warf mir ebenfalls Handschuhe zu, und ich untersuchte die Rückbank des Taxis. Ich sah Flecken auf dem Bezug. Möglicherweise eingetrocknetes Blut. Man konnte die Flecken leicht überprüfen.

Schließlich ging ich mit John hinauf in die Wohnung über der Garage. Sie war verstaubt und schmutzig. Nur wenige Möbel. Gespenstisch, widerlich. Es sah nicht so aus, als würde hier jemand wohnen. Wenn aber doch, musste der Typ wirklich abartig sein. Das hatte auch die Vermieterin behauptet.

Die Küche war fast leer. Lediglich ein teurer Entsafter stand da. Kein billiges Gerät – *teuer!* Ich nahm ein Taschentuch und öffnete den Kühlschrank. Nur Flaschen mit Wasser und ein bisschen fauliges Obst. Ich hasste die Vorstellung, was wir außerdem in der Wohnung finden würden.

»Ein Gesundheitsfanatiker«, sagte Sampson.

»Fanatiker bestimmt«, meinte ich. »Hier riecht es nach animalischer Angst. Der Bursche wird angespannt, erregt, wenn er herkommt.«

»Ja, das Gefühl kenne ich«, sagte Sampson.

Wir betraten das Schlafzimmer, in dem nur ein schmales Bett und zwei Polstersessel standen, weiter nichts. Auch hier spürte ich Gefahr.

Ich machte die Tür des Wandschranks auf. Der Anblick ließ mich erstarren. Darin hingen Kakhosen, ein blaues Hemd, ein blauer Blazer – und noch etwas.

»John, komm her«, rief ich. »John!«

»O Scheiße! Muss ich? Nicht noch mehr Leichen.«

»Komm mal her. Er ist es. Es ist die Wohnung vom Wiesel. Ich bin ganz sicher. Das hier ist schlimmer als 'ne Leiche.«

Ich machte die Tür noch weiter auf, damit Sampson sehen konnte, was ich entdeckt hatte.

»Scheiße«, stöhnte er. »*Verdammt*, Alex.«

Jemand hatte Fotos im Wandschrank aufgehängt. Ein halbes Dutzend Schwarzweißfotos klebten an der Hinterwand. Das war nicht das Heiligtum eines Mörders. Er wollte, dass die Bilder gefunden wurden.

Da waren Fotos von Nana, Damon, Jannie, mir und Christine. Sie schien in die Kamera zu lächeln, dieses unglaublich schöne Lächeln, diese großen, verheißungsvollen Augen.

Die Fotos waren auf Bermuda aufgenommen. Wer immer diese Wohnung gemietet hatte – hatte die Fotos geschossen.

Endlich hatte ich etwas, das Christines Entführung mit den Morden in Washington in Verbindung brachte. Ich wusste, wer sie entführt hatte.

Ziehen Sie sich zurück.

Ehe Sie alles verlieren.

Wieder spürte ich Angst. Diesmal meine eigene.

Patsy Hampton war noch nicht bereit, sich Chief Pittman anzuvertrauen. Sie wollte nicht, dass der Häuptling sich einmischte oder sie bedrängte. Außerdem traute sie dem Mistkerl nicht.

Sie war sich aber immer noch nicht im Klaren darüber, was sie wegen Alex Cross tun sollte. Cross war ein Problem für sie. Je näher sie ihn in Augenschein nahm, desto besser sah er aus. Er schien ein sehr guter Polizist zu sein, der in seinem Beruf aufging. Patsy hatte ein schlechtes Gewissen, weil sie Chuck Hofstedlers Informationen vor ihm zurückhielt. Chucky war zuerst Cross' Quelle gewesen, aber sie hatte ausgenutzt, dass Chuck in sie verknallt war, um sich einen Vorteil zu verschaffen. Nun hasste sie sich selbst dafür.

Spät am Nachmittag fuhr sie mit ihrem Jeep zur Britischen Botschaft. Sie ließ Geoffrey Shafer in begrenztem Rahmen beschatten – von sich selbst. Sie könnte mehr Leute bekommen, aber das hätte bedeutet, zu Pittman gehen zu müssen, und Patsy wollte nicht, dass jemand erfuhr, was sie in der Hand

hatte. Sie wollte nicht gedrängt werden.

Sie hatte die ersten Hausaufgaben über Shafer gemacht. Er arbeitete für den britischen Geheimdienst – und zwar außerhalb Englands. Höchstwahrscheinlich war er ein Spion, der von der britischen Botschaft an der Massachusetts Avenue aus arbeitete. Er hatte einen guten Ruf, sehr gut sogar. Angeblich hatte seine jetzige Tätigkeit mit dem Menschenrechtsprogramm der britischen Regierung zu tun. Im Klartext hieß das, dass es lediglich Augenwischerei war. Shafer wohnte in Kalorama, einem sehr noblen Viertel, das er sich von seinem Gehalt allein nie leisten konnte. Wer, zum Teufel, war dieser Mann?

Patsy saß in ihrem Wagen, den sie vor der Botschaft auf der California Street geparkt hatte. Sie rauchte eine Zigarette und dachte über alles nach. Sie sollte wirklich mit Cross sprechen und herausfinden, wie weit er mit seinen Ermittlungen war. Wusste er etwas, das weiterhalf? Vielleicht war auch er hinter Shafer her. Es war beinahe kriminell von ihr, nicht mit Cross Verbindung aufzunehmen und die Informationen, die sie von Chucky Cheese erfahren hatte, mit ihm zu teilen. Außerdem hätte sie gern gewusst, was Cross an Informationen besaß, besonders, ob Shafer auf seinem Radar aufgetaucht war.

Auf der Straße in der Nähe der britischen Botschaft war es sehr laut. An der türkischen Kanzlei auf der gegenüberliegenden Seite der California Street wurde gebaut. Patsy Hampton hatte bereits Kopfschmerzen – ihr Leben war ein einziger großer Kopfschmerz – und wünschte, die Arbeiter würden zu hämmern und zu sägen aufhören. Aus irgendeinem Grund wimmelte an diesem Tag eine Menschenmenge um die National-Moschee.

Kurz nach fünf Uhr stieg Shafer auf dem Parkplatz vor der Rotunda mit ihren gläsernen Wänden in seinen Jaguar.

Patsy hatte ihn vorher zweimal gesehen. Er war in guter körperlicher Verfassung und sah attraktiv aus, wenngleich er nicht ihr Typ war. Auf alle Fälle blieb Shafer nach Dienstschluss

keine Minute länger im Büro. Patsy vermutete, dass er irgendwo eine Verabredung hatte oder seinen Job hasste. Vielleicht beides.

Sie blieb in sicherem Abstand hinter dem Jaguar, als sie ihm auf der belebten Massachusetts Avenue folgte. Shafer schien nicht nach Hause zu fahren; er fuhr aber auch nicht ins Southend.

Wohin wollen wir denn heute Abend?, fragte sie sich, als sie ihn verfolgte. Und was hat es mit den Vier Reitern zu tun? Was für ein Spiel spielst du wirklich? Was für Fantasien hast du?

Bist du ein schlechter Mensch, Geoffrey, ein Mörder? Du siehst gar nicht so aus, Blonder. So ein schicker Sportwagen für menschlichen Abschaum, für einen Mörder.

Nach Dienstschluss reihte Geoffrey Shafer sich in den Stoßverkehr auf der verstopften Arterie ein, der Massachusetts Avenue. Gleich nach Verlassen der Botschaft hatte er den schwarzen Jeep hinter sich entdeckt.

Der Verfolger war immer noch hinter ihm, als er auf der Massachusetts weiterfuhr.

Wer ist in dem Jeep? Einer der Mitspieler? Polizei? Detective Alex Cross? Die Bullen haben die Garage in Eckington entdeckt. Jetzt haben sie mich gefunden. Es muss die Scheißpolizei sein.

Shafer griff zum Autotelefon und rief zu Hause an. Lucy nahm nach mehrmaligem Klingeln ab.

»Liebling, ich komme doch jetzt schon nach Hause. Im Büro ist ein bisschen Flaute. Wir könnten etwas zu essen bestellen – es sei denn, ihr habt andere Pläne.«

Sie schwatzte sofort los, was ihn jedes Mal wahnsinnig machte. Sie und die Zwillinge hatten eigentlich ins Kino gehen wollen, um sich »Antz« anzuschauen, aber sie würden natürlich bei ihm zu Hause bleiben. Sie konnte etwas von Pizza Hut bestellen. Das wäre zur Abwechslung mal lustig.

»Ja, sehr lustig«, sagte Shafer und wand sich innerlich bei dieser Vorstellung. Pizza Hut servierte nicht essbare Pappe, die von grauenvoller Tomatensoße triefte. Er legte auf und nahm eine Xanax. Er hatte das Gefühl, als öffneten sich langsam Spalten in seinem Schädel.

Shafer schlug das Lenkrad scharf nach links, machte eine halsbrecherische Wende auf der Massachusetts Avenue und fuhr nach Hause. Dabei kam er an dem Jeep vorbei, der in die Gegenrichtung fuhr. Er war versucht zu winken. Eine Frau am Steuer. *Wer war das denn?*

Gegen sieben Uhr kam die Pizza, und Shafer öffnete eine teure Flasche Cabernet. Im Badezimmer im Untergeschoss spülte er noch eine Xanax mit dem Wein hinunter. Danach fühlte er sich ein bisschen verwirrt und desorientiert, aber das war wohl in Ordnung, nahm er an.

Herrgott, er konnte es nicht ertragen, mit seiner Familie zusammen zu sein; er hatte das Gefühl, als würde er aus seiner Haut kriechen. Seit seiner Kindheit in England hatte er die wiederkehrende Fantasievorstellung, dass er in Wahrheit ein Reptil sei und sich häuten konnte. Er hatte diesen Traum gehabt, lange bevor er Kafka gelesen hatte. Und jetzt hatte er diesen verstörenden Traum *immer noch*.

Er rollte die drei Würfel in der Hand, nippte am Wein und spielte das Spiel am Tisch. Wenn die Zahl siebzehn kam, würde er alle noch heute Nacht umbringen. Das schwor er sich. Erst die Zwillinge, dann Robert und dann Lucy.

Lucy plapperte unablässig, erzählte von ihrem Tag. Shafer lächelte fröhlich, als sie ihm von ihren Einkäufen bei Bloomingdale's, bei Bath & Body Works und Bruno Cipriani in der exklusiven Shoppingmall erzählte. Er dachte über die wahnwitzige Ironie nach, dass er immer deprimierter wurde, obwohl er Riesenmengen Antidepressiva schluckte. Herrgott, die Wirkung ließ schon wieder nach. Wie tief konnte er noch sinken?

»Komm, siebzehn«, sagte er laut.

»Was, Liebling?«, fragte Lucy. »Hast du was gesagt?«

»Er plant schon das Spiel von heute Abend«, meinte Robert und kicherte. »Stimmt's, Daddy? Das ist dein Fantasy-Spiel. Hab ich Recht?«

»Du hast Recht, Sohn«, antwortete Shafer und dachte: *Mein Gott, verliere ich den Verstand?*

Er ließ die Würfel behutsam vor sich auf den Tisch fallen. Er würde sie ermorden – wenn ihre Zahl käme. Die Würfel rollten endlos lange und prallten schließlich gegen die Pizza-Schachtel.

»Daddy und seine Spiele«, sagte Lucy und lachte. Erica und Tricia lachten. Robert lachte.

Sechs, fünf, eins, zählte er. *Verdammt, verdammt.*

»Spielen wir beide heute Abend?«, fragte Robert.

Shafer zwang sich zu einem Lächeln. »Heute nicht, Rob Boy. Ich würde ja gern, aber es geht nicht. Ich muss noch mal weg.«

Das wurde hochinteressant. Patsy Hampton beobachtete Shafer, wie er gegen halb neun das große, luxuriöse Haus in Kalorama verließ. Er begab sich wieder auf eine seiner nächtlichen Vergnügungsfahrten. Der Kerl war ein regelrechter Vampir.

Patsy wusste, dass Cross und seine Freunde den Mörder »das Wiesel« nannten; diese Bezeichnung passte hervorragend auf Shafer. Er hatte irgendetwas an sich – eine Flinkheit und Unberechenbarkeit –, das einem Unbehagen bereitete.

Sie folgte dem schwarzen Jaguar, doch zu ihrer Enttäuschung fuhr Shafer nicht in Richtung Southeast, sondern zu einem schicken Supermarkt, Sutton on the Run, gleich beim Dupont Circle. Patsy kannte das teure Geschäft und nannte es im Stillen den »Warum-weniger-zahlen-Laden«.

Er parkte den Jaguar unvorschriftsmäßig und betrat das Geschäft. *Diplomatische Immunität*. Das machte Patsy wütend.

Was für ein Wiesel dieser Kerl doch war, richtiger Euro-Müll.

Während Shafer im Supermarkt war, traf Patsy Hampton eine wichtige Entscheidung. Sie würde mit Alex Cross reden. Sie hatte lange über das Für und Wider nachgedacht. Jetzt hatte sie das Gefühl, sie könnte im Southeast Menschenleben gefährden, wenn sie nicht wenigstens einen Teil von dem weitergab, was sie wusste. Sie würde es nicht ertragen können, wenn jemand starb. Außerdem hätte *Cross* ihre Informationen erhalten, hätte sie Chuck Hufstедler nicht abgefangen.

Shafer kam wieder aus dem Supermarkt zum Vorschein und schaute sich auf dem Dupont Circle um. In einem Arm hielt er eine kleine Tüte mit den überkauften Lebensmitteln. Aber für wen sollten sie sein? Shafer schaute sich immer noch um, blickte aber nicht in Richtung ihres Jeeps, der um die Ecke lugte.

Patsy folgte dem schwarzen Jaguar in sicherer Entfernung. Es herrschte kaum Verkehr. Shafer bog auf die Connecticut Avenue ein. Patsy glaubte nicht, dass er sie entdeckt hatte. Aber er war ein MI6-Mann, deshalb musste sie vorsichtig sein.

Schließlich fuhr der Jaguar in die Tiefgarage eines alten Gebäudes in Woodley Park, das noch aus der Vorkriegszeit stammte. *The Farragut* war auf das Messingschild davor eingraviert.

Patsy Hampton wartete ein paar Minuten; dann folgte sie dem Jaguar in die Garage. Sie musste sich dort umsehen und alles im Auge behalten, soweit möglich.

Nachdem Patsy geparkt hatte, ging sie zu dem Wächter in seinem kleinen Wärterhäuschen und wies sich aus.

»Der Jaguar, der gerade vor mir reingefahren ist, haben Sie den schon früher hier gesehen?«, fragte sie.

Der Mann nickte. Er war ungefähr so alt wie Patsy, und sie erkannte, dass er möglichst viel Eindruck bei ihr schinden wollte. »Klar. Ich hab aber noch nie mit dem Mann gesprochen. Er kommt her, um eine Lady in Nummer zehn zu besu-

chen. Dr. Elizabeth Cassady. Sie ist Psychologin. Ich nehme an, er ist ihr Patient. Er hat so einen komischen Blick«, erklärte der Parkwächter. »Aber den haben die meisten Leute.«

»Und wie steht's bei mir?«, fragte Patsy Hampton.

»Nein. Na ja, vielleicht ein bisschen«, meinte der Parkwächter grinsend.

Shafer blieb fast zwei Stunden bei Dr. Cassady. Dann kam er herunter und fuhr geradewegs zurück zu seinem Haus in Kalamazoo.

Patsy Hampton folgte ihm und observierte das Haus eine weitere halbe Stunde lang. Dann war sie ziemlich sicher, dass Shafer in dieser Nacht nichts mehr unternehmen würde. Sie fuhr zu einem kleinen Restaurant in der Nähe, ging jedoch nicht gleich hinein, sondern griff zu ihrem Handy, ehe sie es sich noch einmal überlegte. Sie kannte die Straße, an der Alex Cross wohnte, und bekam seine Telefonnummer von der Auskunft. War es zu spät, ihn anzurufen? Ach was, sagte sich Patsy. Jetzt ziehst du die Sache durch.

Sie war verblüfft, als schon nach dem ersten Klingeln abgehoben wurde. Sie hörte eine angenehme männliche Stimme. Freundlich. Kraftvoll.

»Alex Cross.«

Beinahe hätte Patsy aufgelegt. Interessant, dass er sie einen Moment lang einschüchterte. »Hier ist Detective Patsy Hampton. Ich habe ein bisschen in den Jane-Namenlos-Fällen ermittelt und einen Mann beschattet. Einen Verdächtigen. Ich glaube, wir sollten uns mal unterhalten.«

»Wo sind Sie, Patsy?«, fragte Cross ohne Zögern. »Ich komme sofort. Sagen Sie mir nur, wohin.«

»Ich bin hier vor einem kleinen Restaurant. Das City Limits an der Connecticut Avenue.«

»Bin schon unterwegs«, sagte Cross.

Ich war nicht allzu überrascht, dass Pittman jemanden auf die Jane Namenlos angesetzt hatte. Besonders nach Zach Taylors Artikel in der »Washington Post«. Ich war an sämtlichen Hinweisen interessiert, die Detective Patsy Hampton gefunden haben konnte.

Ich hatte Patsy ein paar Mal gesehen, und sie wusste offenbar, wer ich war. Angeblich machte sie eine Blitzkarriere. Sie war eine kluge und einsatzfreudige Beamtin bei der Mordkommission, allerdings eine einsame Wölfin, wie ich gehört hatte. Meines Wissens hatte sie keine Freunde im Dezernat.

Sie war hübscher als in meiner Erinnerung. Sie war sehr schlank, sportlich, schätzungsweise Anfang dreißig, kurzes blondes Haar und durchdringende blaue Augen, die mich durch den Dunst in dem kleinen Restaurant anblickten.

Sie hatte für unser Treffen leuchtend roten Lippenstift aufgetragen; vielleicht trug sie ihn aber auch immer. Ich fragte mich, was sie dachte und welche Motive sie bewegten. Ich glaubte nicht, dass ich ihr trauen konnte.

»Erst Sie oder erst ich?«, fragte Detective Hampton, nachdem wir Kaffee bestellt hatten. Wir saßen im City Limits an einem Tisch in der Nähe des Fensters, von dem man auf die Connecticut Avenue schauen konnte.

»Ich fürchte, ich habe keine Ahnung, worum es geht«, sagte ich.

Sie trank einen Schluck Kaffee und beäugte mich über den Tassenrand. Sie war ein Mensch mit starkem Willen und Selbstvertrauen. So viel verrieten mir ihre Augen.

»Wussten Sie wirklich nicht, dass ein anderer an den Jane-Namenlos-Fällen arbeitet?«

Ich schüttelte den Kopf. »Pittman hat erklärt, die Fälle wären ad acta gelegt. Das habe ich ihm abgenommen. Er hat ein paar fähige Kollegen vom Dienst suspendiert, weil sie in ihrer Freizeit in den Jane-Namenlos-Morden ermittelt haben.«

»Im Dezernat laufen 'ne Menge üble Spielchen. Aber das ist

ja wohl nichts Neues«, sagte sie und stellte die Tasse ab. Dann seufzte sie tief. »Ich dachte, ich käme allein mit den Ermittlungen klar. Jetzt bin ich mir nicht mehr so sicher.«

»Pittman hat *Ihnen* die Jane-Namenlos-Fälle zugeteilt? Persönlich?«

Sie nickte, dann wurden ihre blauen Augen schmal. »Er hat mir die Morde an Glover und Cardinal übertragen und alle weiteren, die ich mir ansehen wollte. Er hat mir grünes Licht gegeben.«

»Sie sagten, Sie haben etwas herausgefunden.«

»Vielleicht. Ich habe einen möglichen Verdächtigen. Geoffrey Shafer. Er ist in ein Rollenspiel verstrickt, bei dem Opfer ermordet werden, hauptsächlich im Southeast. Der Mann könnte die Zeitungsartikel gelesen und entsprechende Fantasievorstellungen entwickelt haben. Er arbeitet bei der Britischen Botschaft.«

Diese Information war neu für mich, und ich war verblüfft. »Wie weit sind Sie mit dieser Sache gegangen?«

»Nicht zu Pittman, falls Sie das meinen. Ich habe einige diskrete Nachforschungen über den Verdächtigen angestellt. Das Problem ist, dass er ein ehrbarer Bürger zu sein scheint. Sehr gut in seinem Job – angeblich. Zumindest ist das die offizielle Stellungnahme der Britischen Botschaft. Nette Familie in Kalorama. Ich habe Shafer ein bisschen beschattet und auf mein Glück gehofft.«

Ich hatte gehört, dass Patsy Hampton ein ziemlich scharfes Mundwerk haben konnte und sich nicht gern mit Schwachköpfen abgab. »Sind Sie jetzt hier allein?«, fragte ich.

Patsy zuckte mit den Schultern. »So gehe ich für gewöhnlich vor. Partner behindern mich nur. Chief Pittman weiß, wie ich am liebsten arbeite. Er hat mir grünes Licht gegeben. Vollkommen grünes Licht, vierundzwanzig Stunden am Tag.«

Ich wusste, sie wartete darauf, dass ich ihr Informationen gab – falls ich welche hatte. Ich beschloss, mich darauf einzu-

lassen. »Wir haben ein Taxi gefunden, das der Mörder offenbar im Southeast benutzt hat. Er hat es immer in einer Garage in Eckington geparkt.«

»Hat jemand den Verdächtigen in der Gegend gesehen?«, stellte sie die erste richtige Frage.

»Die Vermieterin. Ich würde ihr gern Fotos von Ihrem Typen zeigen. Oder möchten Sie das selbst erledigen?«

Ihr Gesicht war ungerührt. »Ich mach's selbst. Gleich morgen früh. Gab es irgendwas Interessantes in der Wohnung?«

Ich wollte ihr gegenüber aufrichtig sein. Schließlich hatte sie das Treffen vorgeschlagen. »Eine Wand im Schrank war mit Fotos von mir und meiner Familie gepflastert. Er hat die Bilder auf Bermuda aufgenommen, als wir dort Urlaub machten. Er hat uns die ganze Zeit beobachtet.«

Patsy Hamptons Gesicht wurde weicher. »Ich habe gehört, dass Ihre Verlobte auf Bermuda verschwunden ist. So etwas spricht sich herum.«

»Auch von Christine waren Fotos dabei«, sagte ich.

Ihre blauen Augen wurden traurig, und ich erhaschte einen raschen Blick hinter ihre harte Fassade. »Das tut mir leid.«

»Noch habe ich nicht aufgegeben«, erklärte ich. »Hören Sie, Patsy, mir geht es nicht um den Ruhm, diese Fälle gelöst zu haben. Lassen Sie mich nur helfen. Gestern Abend hat er mich zu Hause angerufen. *Jemand* hat angerufen und hat mir gesagt, ich solle mich zurückziehen. Ich nehme an, dass er die Ermittlungen meint, aber ich bin nicht befugt, daran zu arbeiten. Wenn Pittman hört, dass wir ...«

Detective Hampton unterbrach mich. »Lassen Sie mich über alles nachdenken, was Sie gesagt haben. Sie wissen, dass Pittman mich kreuzigt, wenn er was erfährt. Sie dürfen von gar nichts wissen. Ich traue Pittman nicht über den Weg.« Jetzt schaute sie mich direkt an – mit bohrendem Blick. »Und erwähnen Sie auch bei Ihren Busenfreunden oder bei Sampson nichts davon. Man kann nie wissen. Lassen Sie mich alles

überschlafen. Ich bemühe mich, das Richtige zu tun. Im Grunde bin ich gar nicht so ein hartes Miststück. Nur ein bisschen eigenartig, verstehen Sie.«

»Sind wir das nicht alle?«, sagte ich und lächelte. Hampton war tatsächlich eine harte Polizistin, aber ich hatte ein gutes Gefühl bei ihr. Ich nahm etwas aus der Tasche. Meinen Piepser.

»Behalten Sie das Ding. Sollten Sie in Schwierigkeiten geraten oder eine weitere Spur finden, können Sie mich jederzeit verständigen. Wenn Sie etwas herausfinden, lassen Sie es mich bitte wissen – genauso, wie ich Sie informieren werde, wenn ich etwas Neues erfahre. Falls Shafer unser Mann ist, möchte ich mit ihm sprechen, ehe wir ihn aufs Revier bringen. Das ist eine persönliche Angelegenheit. Sie können sich gar nicht vorstellen, wie persönlich.«

Patsy Hampton behielt Blickkontakt und betrachtete mich. Sie erinnerte mich an eine Polizistin, die ich vor langer Zeit gekannt hatte. Jezzies Flanagan war auch kein einfacher Fall gewesen. »Ich denke darüber nach und melde mich bei Ihnen.«

»In Ordnung. Danke, dass Sie mich an der Sache beteiligen.«

Sie stand auf. »Noch sind Sie nicht beteiligt. Wie ich schon sagte, ich melde mich.« Dann berührte sie meine Hand. »Das mit Ihrer Freundin tut mir aufrichtig leid.«

Wir wussten beide, dass ich von nun an beteiligt war. Wir hatten in dem Restaurant eine Art Pakt geschlossen. Ich hoffte nur, dass Patsy Hampton und Pittman oder Gott weiß wer sonst mich nicht verschaukeln wollten.

Während der nächsten beiden Tage redeten Patsy Hampton und ich viermal miteinander. Ich war immer noch nicht überzeugt, dass ich ihr trauen konnte, hatte aber keine Wahl. Ich musste weitermachen. Sie hatte bereits die Frau aufgesucht, die in Eckington die Wohnung und die Garage vermietet hatte. Die Vermieterin hatte Shafer auf den Fotos nicht erkannt. Mögli-

cherweise hatte er eine Verkleidung getragen, wenn er die Frau getroffen hatte.

Falls Patsy Hampton mich hinterging, war sie eine der besten Lügnerinnen, die ich je kennen gelernt hatte, und ich hatte wahre Meister auf diesem Gebiet erlebt. Während eines Telefonats gestand sie mir, dass Chuck Hufstедler ihre Quelle gewesen war und dass sie ihn dazu gebracht habe, mir die Informationen vorzuenthalten. Ich tat es mit einem Achselzucken ab. Ich hatte weder die Zeit noch die Energie, auf einen der beiden wütend zu sein.

Inzwischen verbrachte ich viel Zeit zu Hause. Ich glaubte nicht, dass der Mörder meiner Familie etwas antun würde, nachdem er bereits Christine in seiner Gewalt hatte, aber sicher konnte ich nicht sein. Wenn ich nicht daheim war, sorgte ich dafür, dass Sampson oder sonst jemand das Haus im Auge behielt.

Am dritten Abend nach dem Treffen mit Patsy Hampton gelang uns eine Art Durchbruch. Patsy hatte mir tatsächlich angeboten, mit ihr zusammen Shafers Haus in Kalorama Heights zu beschatten.

Er war kurz vor achtzehn Uhr vom Dienst nach Hause gekommen und bis kurz nach einundzwanzig Uhr geblieben. Shaffer hatte eine nette, typisch britische Familie: drei Kinder, eine Frau und ein Kindermädchen. Den Shafers fehlte es an nichts. Und nichts in Geoffrey Shafers Leben oder seiner Umgebung wies darauf hin, dass er ein Mörder sein könnte.

»Er scheint jeden Abend um diese Zeit wegzufahren«, sagte Patsy Hampton, als wir ihn zu dem glänzenden schwarzen Jaguar gehen sahen, der auf einer Kieseinfahrt neben dem Haus geparkt war.

»Ein Gewohnheitstier«, sagte ich. Ein *Wiesel*.

»Ein Tier auf alle Fälle«, sagte sie. Wir lächelten beide. Das Eis zwischen uns brach ein wenig. Sie gestand mir, dass sie mich eingehend überprüft habe, dann aber zu der Ansicht ge-

langt sei, dass Chief Pittman bei allem der Schurke war, nicht ich.

Der Jaguar fuhr aus der Einfahrt, und wir folgten Shafer zu einem Nachtlokal in Georgetown. Er schien nicht zu bemerken, dass wir ihn im Auge behielten. Das Problem war, dass wir ihn bei irgendetwas erwischen mussten. Bis jetzt hatten wir keinen stichhaltigen Beweis, dass er der Mörder war, den wir suchten.

Shafer saß allein an der Bar. Wir beobachteten ihn von der Straße aus. Hatte er sich absichtlich so nahe ans Fenster gesetzt? Wusste er *doch*, dass wir ihn observierten? Spielte er mit uns?

Ich hatte das üble Gefühl, dass der Bursche genau das tat. Vielleicht war alles eine Art ausgefallenes, verrücktes Spiel für ihn. Viertel vor zwölf verließ er die Bar und war kurz nach Mitternacht wieder zu Hause.

»Mistkerl.« Patsy verzog das Gesicht und schüttelte den Kopf. Ihr blondes Haar war weich und wippte. Sie erinnerte mich stark an Jezzie Flanagan, eine Beamtin beim Geheimdienst, mit der ich bei einer Entführung zweier Kinder in Georgetown zusammengearbeitet hatte.

»Bleibt er jetzt den Rest der Nacht zu Hause?«, fragte ich. »Was sollte das alles? Er verlässt das Haus, nur um sich in einer Bar in Georgetown ein Baseballspiel der Orioles anzusehen?«

»So war es schon die letzten Abende. Ich glaube, er weiß, dass wir hier draußen sind.«

»Er war Geheimdienstoffizier und kennt sich mit Beschattungen aus. Außerdem wissen wir, dass er Fantasy-Spiele liebt. Wie dem auch sei – heute Nacht bleibt er daheim, deshalb fahre ich nach Hause, Patsy, okay? Ich lasse meine Familie ohnehin nicht gern allzu lange allein.«

»Okay, Alex. Danke für die Hilfe. Wir kriegen ihn. Und vielleicht finden wir Ihre Freundin auch bald.«

»Das hoffe ich.«

Auf der Heimfahrt dachte ich über Detective Patsy Hampton nach. Sie machte den Eindruck eines einsamen Menschen auf mich, und ich fragte mich, weshalb. Sie war eine interessante Frau, wenn man erst hinter ihre harte Fassade schaute. Vielleicht wirkte Patsy deshalb so einsam, weil bisher niemand diese Fassade hatte einreißen können.

In unserer Küche brannte noch Licht, als ich den Wagen auf die Einfahrt rollen ließ. Ich schlenderte zur Hintertür und sah Damon und Nana in Bademänteln am Herd. Alles schien in Ordnung zu sein.

»Störe ich bei einer Pyjama-Party?«, fragte ich, als ich mich durch die Tür schob.

»Damon hatte Magenschmerzen. Ich habe ihn in der Küche gehört und bin hergekommen, um ihn zu nerven.«

»Mir geht's gut. Ich konnte bloß nicht schlafen. Ich hab gesehen, dass du noch weg warst«, sagte er. »Es ist Mitternacht durch.«

Er sah besorgt und ein bisschen traurig aus. Damon hatte Christine wirklich gemocht und mir mehrere Male gesagt, dass er sich sehr darauf freue, wieder eine Mom zu haben. Er hatte Christine bereits als Mutter betrachtet und vermisste sie nun umso mehr, wie auch Jannie. Zweimal schon hatte das Schicksal den Kindern Frauen weggenommen, die ungeheuer wichtig für sie und ihr Leben waren.

»Ich habe noch Überstunden gemacht«, sagte ich. »Es ist ein sehr komplizierter Fall, Damon, aber ich glaube, ich mache Fortschritte.« Ich ging zum Küchenschrank und holte zwei Teebeutel heraus.

»Lass nur. Ich setze euch Tee auf«, erbot sich Nana.

»Das mach ich schon«, sagte ich, doch Nana griff nach den Beuteln, und ich ließ sie gewähren. Es zahlt sich nicht aus, mit Nana zu streiten, vor allem nicht in ihrer Küche.

»Möchtest du Tee mit Milch, Großer?«, fragte ich Damon.

»In Ordnung.« Er sprach es *Inoohnung* aus, wie die Kids auf

den Sportplätzen und sogar in der Sojourner Truth School.

»Du sprichst so gedehnt und langsam, wie Allen Iverson spielt«, tadelte ihn Nana, die Straßenslang noch nie ausstehen konnte. Sie hatte als Englischlehrerin angefangen und die Liebe zu Büchern und zur Sprache nie verloren. Sie liebte Toni Morrison, Alice Walker, Maya Angelou und auch Oprah Winfrey, weil sie deren Bücher einem größeren Publikum nahe brachte.

»Iverson ist der schnellste Manndecker der Liga, *Grandma Moses*. Das zeigt mal wieder, was du über Basketball weißt«, sagte Damon. »Wahrscheinlich glaubst du, dass Magic Johnson immer noch in der NBA spielt. Und Wilt Chamberlain.«

»Ich mag Marbury von den Timberwolves und Stoudamire von Portland. Hat früher bei Toronto gespielt«, erklärte Nana mit triumphierendem Lächeln. »*Inoohnung?*«

Damon lachte. Wahrscheinlich wusste Nana mehr über Manndeckung als wir beide. Sie konnte einen immer schlagen, wenn sie wollte.

Wir saßen am Küchentisch und tranken Tee mit Milch und zu viel Zucker. Die meiste Zeit schwiegen wir, aber das war irgendwie schön. Ich bin ein Familienmensch. Ich liebe Familie, habe sie schon immer geliebt. Alles, was ich bin, fließt daraus hervor, Familie zu haben. Damon gähnte und stand auf. Er ging zur Spüle und wusch seine Tasse aus.

»Wahrscheinlich kann ich jetzt schlafen«, verkündete er. »Jedenfalls werde ich's versuchen.«

Er kam zurück zum Tisch und gab Nana und mir einen Kuss, ehe er nach oben ins Bett ging. »Sie fehlt dir, nicht wahr?«, flüsterte er an meiner Wange.

»Natürlich fehlt mir Christine«, sagte ich. »Immer. Jede Minute, die ich wach bin.« Ich erwähnte nichts davon, dass ich so spät noch unterwegs gewesen war, um den Schweinehund zu beschatten, der Christine vielleicht entführt hatte. Ich sagte auch nichts über die Kollegin, die mit mir die Beschattung vor-

genommen hatte, Patsy Hampton.

Nachdem Damon gegangen war, legte Nana ihre Hand in die meine, und wir blieben eine Zeit lang so sitzen, ehe auch ich nach oben ins Bett ging.

»Ich vermisse sie auch«, sagte Nana schließlich. »Ich bete für euch beide, Alex.«

Am nächsten Abend machte ich gegen sechs Uhr Schluss und ging zu Damons Chorprobe in der Sojourner Truth. Ich hatte eine ziemlich dicke Akte über Geoffrey Shafer zusammengetragen, hatte aber nichts, das ihn konkret mit einem der Morde in Verbindung brachte. Patsy Hampton auch nicht. Vielleicht war Shafer bloß ein Fantasy-Spiel-Fanatiker. Oder das Wiesel war viel vorsichtiger geworden, seit wir das Taxi gefunden hatten.

Es zerriss mir das Herz, in die Sojourner Truth School zu gehen, aber ich musste es tun. Mir war klar, wie schwer es für Damon und Jannie war, jeden Tag dort hinzugehen. Die Schule beschwor zu viele Erinnerungen an Christine herauf. Ich hatte das Gefühl zu ersticken; mein Atem schien aus der Lunge gepresst zu werden, und kalter Schweiß lag auf meinem Hals und der Stirn.

Die Probe hatte gerade angefangen, als Jannie still meine Hand ergriff. Ich hörte, wie sie leise schluchzte. Seit Bermuda zeigten wir alle viel mehr Gefühl und berührten einander öfter als zuvor. Ich glaube nicht, dass wir uns als Familie je näher gewesen waren.

Wir hielten uns fast während der gesamten Chorprobe an den Händen. Es wurden wunderschöne Stücke gesungen, darunter das walisische Volkslied »All Through the Night«, Bachs »Erfreut euch, ihr Herzen« und ein besonderes Arrangement des Spirituals »O Fix Me«.

Ich stellte mir immer wieder vor, dass Christine plötzlich auftauchte, und ich drehte mich tatsächlich zweimal um und

schaute zu dem Mauerbogen, der zu ihrem Büro führte. Sie war nicht da, natürlich nicht. Tiefste Traurigkeit und unendliche Leere erfüllten mich. Schließlich verscheuchte ich sämtliche Gedanken und gab mich ganz der Musik hin, dem herrlichen Gesang der Knabenstimmen.

Als wir nach der Chorprobe wieder zu Hause waren, meldete sich Patsy Hampton von ihrem Beobachtungsposten aus bei mir. Es war kurz nach acht Uhr. Nana und die Kinder stellten kaltes Huhn auf den Tisch, dazu in Scheiben geschnittene Äpfel und Birnen, Cheddar-Käse und eine Schüssel mit Endivien- und Kopfsalat.

Shafer war immer noch zu Hause. Heute fand dort eine Kindergeburtstagsparty statt, meldete Patsy. »Jede Menge fröhliche Kinder aus der Nachbarschaft. Und sie lassen einen Clown kommen. Silly Billy. Vielleicht sind wir hier doch auf der falschen Fährte, Alex.«

»Das glaube ich nicht. Irgendwie habe ich das Gefühl, dass der Bursche unser Mann ist.«

Ich fügte hinzu, dass ich gegen neun Uhr – die Zeit, zu der Shafer für gewöhnlich das Haus verließ – zu ihr kommen und ihr Gesellschaft leisten würde.

Kurz nach halb neun klingelte das Telefon in der Küche, gerade als wir das kalte, gut gewürzte, köstliche Huhn verputzten. Nana runzelte die Stirn, als ich den Hörer abhob.

Ich erkannte die Stimme sofort.

»Ich habe Ihnen doch gesagt, Sie sollen sich zurückziehen. Jetzt müssen Sie die Konsequenzen für Ihren Ungehorsam tragen. Es ist Ihre Schuld. Am alten Affenhaus im National-Zoo ist ein öffentliches Telefon. Der Zoo schließt um acht Uhr, aber Sie können durchs Tor für die Gärtner rein. Vielleicht wartet Christine Johnson ja im Zoo auf Sie. Sie sollten möglichst schnell dorthin kommen, um das herauszufinden. Beeilen Sie sich, Cross. Los! *Wir haben sie.*«

Der Anrufer legte auf, und ich stürmte nach oben und holte

meine Glock. Dann rief ich Patsy Hampton an und sagte ihr, dass ich wieder einen Anruf erhalten hätte, wahrscheinlich vom Wiesel, und dass ich auf dem Weg zum National-Zoo sei.

»Shafer ist immer noch auf der Geburtstagsparty«, teilte sie mir mit. »Selbstverständlich konnte er vom Haus aus anrufen. Ich sehe Silly Billys Lieferwagen von der Stelle aus, wo ich parke.«

»Bleiben Sie in Verbindung mit mir, Patsy. Telefon und Piepser. Den Piepser nur im *Notfall*. Seien Sie vorsichtig mit dem Kerl.«

»Okay. Ich bin hier sicher, Alex. Silly Billy stellt keine Bedrohung dar. In seinem Haus wird nichts passieren. Fahren Sie in den Zoo, Alex. Aber seien *Sie* vorsichtig.«

Um zehn vor neun war ich am National-Zoo. Mir kam der Gedanke, dass der Zoo sich eigentlich ziemlich nahe an der Wohnung Dr. Cassadys im Farragut befand. War es nur Zufall, dass der Treffpunkt so nahe bei Shafers Seelenmasseuse lag? Ich glaubte schon lange nicht mehr an Zufälle.

Ehe ich ausstieg, rief ich Patsy Hampton an, doch sie nahm diesmal nicht ab. Ich verzichtete darauf, den Piepser zu benutzen. Es war ja kein Notfall, jedenfalls bis jetzt nicht.

Ich kannte den Zoo von vielen Besuchen mit Damon und Jannie, aber noch besser, weil Nana mich als Kind oft hergebracht hatte, manchmal auch Sampson, der schon mit elf Jahren fast einsachtzig groß gewesen war. Der Haupteingang des Zoos war an der Ecke der Connecticut und der Hawthorne Avenue, aber das alte Affenhaus befand sich fast eine Meile von dort entfernt.

Niemand schien da zu sein, aber das Tor für die Gärtner war nicht verschlossen, wie der Anrufer gesagt hatte. Auch er kannte den Zoo. Weitere Spiele, dachte ich. Zweifellos liebte er Spiele.

Ich rannte los. Am Horizont versperrten Bäume und steile

Hügel den Blick auf die Lichter der umgebenden Stadt. Im Zoo gab es nur hier und da Licht von einer niedrigen Lampe. So mutterseelenallein war es unheimlich, beängstigend. Aber ich war natürlich *nicht* allein.

Zum Affenhaus war es weiter als in meiner Erinnerung. Schließlich erblickte ich es in der Dunkelheit. Es sah wie ein alter viktorianischer Bahnhof aus. Auf einem Kreis aus Kopfstein stand ihm gegenüber ein modernes Gebäude: das Reptilienhaus, wie ich wusste.

Auf dem Schild über den Doppeltüren des alten Affenhauses stand: WARNUNG! QUARANTÄNE – EINTRITT VERBOTEN! Es wurde immer unheimlicher. Ich rüttelte an den Doppeltüren, aber sie waren fest verschlossen.

Auf der Wand neben den Türen sah ich ein verblasstes blauweißes Schild, das internationale Zeichen, dass sich drinnen ein Telefon befand. *Will er, dass ich das Telefon benutze?*

Wieder rüttelte ich an den alten Holztüren. Drinnen hörte ich die Affen kreischen und herumtoben. Erst die kleineren Primaten – Klammeraffen, Schimpansen, Gibbons –, dann die tiefere Stimme eines Gorillas.

Ich entdeckte einen schwachen rötlichen Lichtschein auf der gegenüberliegenden Seite des Kreises. Dort war ein weiteres öffentliches Telefon.

Schnell rannte ich hinüber. Ich schaute auf die Armbanduhr: zwei Minuten nach neun.

Letztes Mal hat er mich warten lassen.

Ich dachte über seine Spielchen nach. War das alles für ihn nur ein Rollenspiel? Wie siegte er? Wie unterlag er?

Ich hatte Angst, dass es nicht das richtige Telefon sein könnte, doch ich sah kein anderes; es gab hier nur noch den Apparat im verschlossenen Affenhaus.

Will er, dass ich dieses Telefon benutze? Ich war in Panik. Gefährliche Emotionen stauten sich in mir auf.

Plötzlich hörte ich ein lang gezogenes *aaaaah*. Es klang wie

die Zuschauermenge beim Anstoß eines Footballspiels. Ich erschrak, bis mir klar wurde, dass es die Affen im Affenhaus waren.

Stimmte da etwas nicht? Ein *Eindringling*. Irgendetwas oder irgendjemand beim Telefon?

Ich wartete weitere fünf Minuten, zehn Minuten. Es machte mich wahnsinnig. Ich konnte es kaum noch ertragen. Ich überlegte, ob ich Patsy anpiepsen sollte.

Plötzlich meldete sich mein Piepser. Ich zuckte zusammen.

Es war Patsy. Also musste es ein verdammter *Notfall* sein.

Ich starrte auf das stumme Telefon und wartete ungefähr eine halbe Minute. Dann griff ich nach dem Hörer.

Ich rief die Piepser-Nummer an und hinterließ die Rufnummer des öffentlichen Telefons. Dann wartete ich wieder.

Patsy rief nicht zurück.

Der geheimnisvolle Anrufer auch nicht.

Ich war schweißgebadet.

Jetzt musste ich eine Entscheidung fällen. Ich steckte in der Klemme. In meinem Kopf drehte sich alles.

Plötzlich klingelte das Telefon. Ich riss den Hörer so schnell von der Gabel, dass ich ihn um ein Haar fallen ließ. Mein Herz klopfte wie eine Basstrommel.

»Wir haben sie.«

»Wo?«, rief ich.

»Sie ist im Farragut. Wo sonst?«

Das Wiesel legte auf. Er sagte nicht, dass sie in Sicherheit sei.

Ich konnte mir nicht vorstellen, weshalb Christine im Farragut in Washington sein könnte, aber er hatte gesagt, dass sie dort sei. Warum sollte er so etwas behaupten, wenn es nicht stimmte? Was tat er mir an? Was *ihr*?

Ich rannte in die Richtung, in der ich die Cathedral Avenue vermutete. Aber im Zoo war es dunkel, beinahe pechschwarz.

Ich hatte den Tunnelblick, vielleicht, weil ich dem Schock nahe war. Ich konnte nicht mehr klar denken, und so stolperte ich mit vernebeltem Hirn über eine Steinplatte und fiel aufs Knie. Dabei schürfte ich mir die Hände auf und zerriss ein Hosenbein. Im Nu war ich wieder auf den Beinen und rannte durch dichte Büsche weiter, die mir Gesicht und Arme zerkratzten.

Überall im Zoo heulten, kreischten und brüllten nun Tiere wie verrückt. Sie spürten, dass irgendetwas nicht stimmte. Ich konnte die Laute der Grizzlys und der Elefantenrobben unterscheiden. Daran merkte ich, dass ich mich dem Polarkreis näherte, wie dieser Bereich des Tierparks hieß, aber ich wusste nicht mehr, wo er sich in Relation zu den anderen Teilen des Zoos und zu den Straßen befand.

Vor mir ragte ein Felsturm auf, wie der Felsen von Gibraltar. Ich kletterte hinauf, um mich zu orientieren.

Ich sah unter mir ungezählte Käfige, Souvenirläden und Imbiss-Stuben mit heruntergelassenen Rollos, außerdem zwei große kahle Felder. Jetzt wusste ich, wo ich mich befand. Schnell kletterte ich den Fels hinunter und rannte weiter. Christine war im Farragut. Würde ich sie endlich finden? Konnte das tatsächlich geschehen?

Ich lief an der Africa Alley vorbei, dann an der Cheetah Conservation Station. Ich gelangte zu einer weiten freien Fläche, auf der dunkle Schatten lagen, so groß wie Heuhaufen. Dann merkte ich, dass es Bisons waren. Ich befand mich irgendwo in der Nähe des Great Plains Way.

Wieder meldete sich der Piepser in meiner Tasche.

Patsy! Ein Notfall! Wo ist sie? Warum hat sie nicht die Nummer des öffentlichen Telefons zurückgerufen, die ich ihr durchgegeben habe?

Ich war schweißgebadet und bekam kaum noch Luft. Dann, Gott sei Dank, sah ich die Cathedral Avenue und dahinter die Woodley Road.

Ich war weit von meinem geparkten Auto entfernt, aber ganz

in der Nähe des Farragut-Gebäudes.

In der Dunkelheit rannte ich noch knapp hundert Meter und kletterte dann über die Mauer des Zoos, die ihn von den Straßen trennte. Meine Hände waren mit Blut verschmiert, und ich wusste nicht, woher es stammte. Vom aufgeschürften Knie? Von meiner Kletterei? In der Nähe hörte ich Sirenen heulen. Kamen sie vom Farragut?

Ich rannte dorthin. Es war wenige Minuten nach zehn Uhr. Seit der Mistkerl bei mir zu Hause angerufen hatte, war mehr als eine Stunde verstrichen.

Wieder meldete sich der Piepser in meiner Hemdtasche.

Im Farragut hatte sich etwas Schlimmes ereignet. Das Heulen der näher kommenden Sirenen wurde lauter, als ich die Woodley hinunterrannte. Mir war schwindlig; alles drehte sich um mich herum. Ich konnte mich nicht konzentrieren und drohte in Panik zu verfallen, was mir in den letzten Jahren ganz selten passiert war.

Weder Polizei noch Notarzt waren am Wohnhaus eingetroffen. Ich würde als Erster am Tatort sein.

Zwei Portiers und mehrere Mieter in Morgenmänteln drängten sich vor dem Eingang zur Tiefgarage. Es konnte nicht Christine sein! Nein, das war einfach nicht möglich. Ich rannte über das Rasenviereck auf die Leute zu. War das Wiesel hier im Farragut?

Sie sahen mich kommen und blickten so verängstigt drein, wie ich mich fühlte. Ich muss einen tollen Anblick geboten haben. Ich erinnerte mich, dass ich im Zoo gestürzt war. Wahrscheinlich sah ich wie ein Irrer aus, vielleicht sogar wie ein Mörder. An meinen Händen, meiner Kleidung waren Blut und Schmutz.

Ich griff nach meiner Brieftasche und schüttelte sie auf, um meine Polizeimarke zu zeigen.

»Polizei. Was ist passiert?«, rief ich. »Ich bin Polizist! De-

tective Alex Cross!«

»Jemand ist ermordet worden, Detective«, sagte schließlich der eine Portier. »Bitte, kommen Sie hier entlang.«

Ich folgte dem Mann die steile Einfahrt zur Garage hinunter.

»Es ist eine Frau«, erklärte er. »Ich bin ziemlich sicher, dass sie tot ist. Ich habe bereits die neun-eins-eins angerufen.«

»O Gott«, stieß ich hervor. Mein Magen verkrampfte sich. Patsy Hamptons Jeep stand in einer Ecke. Die Tür des Wagens stand offen, Licht fiel heraus.

Als ich um die Autotür lief, hatte ich grauenvolle Angst, rasende Schmerzen und war einem Schock nahe. Patsy Hampton lag hingestreckt über dem Vordersitz. Ich sah, dass sie tot war.

»Wir haben sie.« Das hatte der Anruf bedeutet. Mein Gott, nein. Sie hatten Patsy Hampton ermordet. Sie hatten mir gesagt, ich solle mich zurückziehen. Um Gottes willen, nein!

Patsys nackte Beine waren unter dem Lenkrad eingeklemmt. Ihr Oberkörper war beinahe im rechten Winkel verkrümmt, und ihr Kopf war nach hinten und ein Stück zur Seite gerissen worden. In ihrem blonden Haar waren Blutklumpen. Ihre leeren blauen Augen starrten zu mir empor.

Sie trug ein weißes Jerseyhemd. Um ihre Kehle waren tiefe Fleischwunden, aus denen immer noch hellrotes Blut quoll. Unterhalb der Taille war sie nackt. Ich sah nirgends Kleidungsstücke. Vielleicht war sie vergewaltigt worden.

Ich vermutete, dass sie mit einer Art Draht erdrosselt worden war. Der Tod war wohl erst vor wenigen Minuten eingetreten. Ein Seil oder eine Garotte war auch bei einigen Jane-Namenlos-Morden als Waffe verwendet worden. Das Wiesel benutzte gern seine Hände und genoss es, seinen Opfern nahe zu sein, möglicherweise, um ihre Schmerzen zu sehen und zu fühlen – vielleicht sogar während er sie sexuell missbrauchte.

Dann sah ich um die Halswunde so etwas wie Farbplättchen. Farbplättchen?

Noch etwas anderes kam mir seltsam vor: Das Radio des

Jeeps war ein Stück aus der Halterung gerissen, war aber zurückgelassen worden. Ich begriff nicht, warum der Mörder sich mit dem Radio befasst hatte, aber das schien jetzt nicht wichtig zu sein.

Ich lehnte mich aus dem Jeep. »Wurde sonst noch jemand angegriffen? Haben Sie das überprüft?«

Der Portier schüttelte den Kopf. »Nein. Aber ich glaube nicht, dass noch jemandem etwas passiert ist. Ich werde mich mal umschauchen.«

Vor der Garage heulten Sirenen. Ich sah rote und blaue Lichter blinken. Einige Hausbewohner waren ebenfalls in die Garage gekommen. Himmel noch mal, warum mussten diese Leute herkommen und dieses scheußliche Verbrechen begaffen?

Ein grauenhafter, beängstigender Gedanke schoss mir durch den Kopf. Ich stieg aus dem Jeep und zog Patsys Schlüssel aus dem Zündschloss. Dann lief ich nach hinten und öffnete die Klappe des Kofferraums. Wieder pochte mein Herz wie verrückt. Ich wollte nicht hineinschauen, doch als ich es tat, war da nichts.

Jesus, Jesus, Jesus. »Wir haben sie.« Ist Christine auch hier? Wo?

Ich schaute mich in der Garage um. Beim Eingang entdeckte ich Geoffrey Shafers schwarze Limousine, den Jaguar. Er war hier im Farragut. Patsy musste ihm gefolgt sein.

Ich stürmte durch die Garage zum Jaguar. Auf dem Rücksitz sah ich Hemden auf Drahtbügeln. Die Bügel waren weiß, und sofort dachte ich an die Farbplättchen in Patsy Hamptons Wunden. Hatte der Mörder sie mit einem Kleiderbügel erwürgt? War Shafer das Wiesel? War er immer noch im Gebäude? Was war mit Christine? War sie auch hier?

Ich wechselte ein paar Worte mit den Polizisten, die soeben eingetroffen waren, die Ersten nach mir am Tatort. Dann nahm ich sie mit.

Der hilfreiche Portier sagte mir, in welchem Stockwerk Sha-

fers Therapeutin wohnte. Nummer 10 d, Penthouse. Wie alle Gebäude Washingtons durfte auch das Farragut nicht höher sein als die Kuppel des Kapitols.

Ich fuhr mit den uniformierten Polizisten im Fahrstuhl nach oben. Beide waren Mitte zwanzig und völlig verängstigt. Ich selbst stand kurz vor einem Tobsuchtsanfall. Ich musste vorsichtig sein, auf mich selbst aufpassen, mich wie ein Profi benehmen und meine Gefühle im Zaum halten. Sollte es zu einer Verhaftung kommen, würde man Fragen stellen, die beantwortet werden mussten, zum Beispiel, was ich eigentlich hier zu suchen hatte. Pittman würde sich in Sekundenschnelle auf meinen Fall stürzen.

Auf dem Weg nach oben sprach ich mit den Polizisten, hauptsächlich, um mich zu beruhigen.

»Alles in Ordnung, Detective?«, fragte mich der eine.

»Es geht. Der Mörder könnte noch im Gebäude sein. Das Opfer war Polizistin, eine von uns. Sie hat hier einen Beschattungsauftrag durchgeführt. Der Verdächtige unterhält mit einer Frau oben im Gebäude eine sexuelle Beziehung.«

Die Gesichter der jungen Polizisten wurden hart. Es war schlimm genug, die ermordete Frau im Auto zu sehen, aber zu erfahren, dass sie eine Kollegin war, die jemanden beschattet hatte, machte es noch schlimmer. Jetzt jagten sie einen Polizistenmörder.

Wir verließen den Fahrstuhl und gingen mit schnellen Schritten zur Wohnung 10 d. Ich drückte gerade auf den Klingelknopf, als ich auf dem Teppich im Flur Flecken sah, direkt vor der Tür. Blutstropfen? Ich sah, wie auch die Polizisten darauf starrten.

Aus der Wohnung kam keine Antwort, deshalb hämmerte ich mit den Fäusten an die Tür. »Polizei. Machen Sie auf! Polizei!«

Ich hörte drinnen eine Frau aufschreien, zückte meine Glock und entsicherte sie. Ich war wütend genug, Shafer zu töten. Ich

war nicht sicher, ob ich mich beherrschen konnte.

Die Polizisten in Uniform nahmen ebenfalls ihre Dienstwaffen aus den Halftern. Ich machte einen Schritt zurück, um die Tür einzutreten, auch ohne Durchsuchungsbefehl. Immer noch sah ich Patsy Hamptons Gesicht vor mir, ihre toten, leeren Augen, die scheußlichen Wunden an ihrer eingedrückten Kehle ...

Plötzlich öffnete sich langsam die Wohnungstür.

Eine blonde Frau stand vor uns: Dr. Cassady, wie ich vermutete. Sie trug ein teuer aussehendes hellblaues Kostüm mit Goldknöpfen, war aber barfuß. Sie sah verängstigt und wütend zugleich aus.

»Was wollen Sie?«, fuhr sie mich an. »Was soll das, zum Teufel? Wollen Sie wissen, was Sie getan haben? Sie haben eine Therapiesitzung unterbrochen.«

Geoffrey Shafer trat auf den Flur und blieb hinter seiner zornigen Therapeutin stehen. Er war groß und beeindruckend und sehr blond. *Er ist das Wiesel, nicht wahr?*

»Wo liegt das Problem? Wer sind Sie, Sir, und was wollen Sie?«, fragte er mit britischem Akzent.

»Es wurde ein Mord verübt«, erklärte ich. »Ich bin Detective Cross.« Dann zeigte ich ihm meine Marke. Ich blickte an Shafer und Cassady vorbei in die Wohnung und hoffte etwas zu sehen, das mir einen Grund liefern würde, die Wohnung zu betreten. An den Fenstern standen und hingen viele Blumen: Philodendron, Azaleen, Efeu. Pastellfarbene indische Teppiche, dicke Polstermöbel.

»Das ist bedauerlich, aber hier befindet sich mit Sicherheit kein Mörder«, erklärte die Therapeutin. »Gehen Sie! Sofort!«

»Sie sollten lieber tun, was die Dame verlangt«, sagte Shafer.

Der Kerl sah nicht wie ein Mörder aus. Er trug einen marieblauen Anzug, weißes Hemd, Moiré-Krawatte, Einstecktuch. Tadelloser Geschmack. Er war völlig gelassen und wirkte kein

bisschen verängstigt.

Dann schaute ich auf seine Schuhe. Ich konnte es kaum fassen. Endlich lächelten die Götter mir zu.

Ich richtete die Pistole auf Shafer. Auf das Wiesel. Ich trat zu ihm, ging auf ein Knie. Ich zitterte am ganzen Leib. Ich untersuchte sein rechtes Hosenbein.

»Was tun Sie da, verdammt noch mal?«, fragte er und trat einen Schritt zurück. »Das ist doch völlig absurd. Ich gehöre zur Britischen Botschaft. Haben Sie gehört? Ich bin von der Britischen Botschaft! Sie haben hier keinerlei Rechte.«

»Jungs!«, rief ich den beiden Polizisten zu, die immer noch vor der Tür standen. Ich bemühte mich, ruhig zu bleiben, war es aber nicht. »Kommt her und werft mal einen Blick darauf. Seht ihr das?«

Beide Polizisten traten zu Shafer, dann ins Wohnzimmer.

»*Verlassen Sie sofort die Wohnung!*«, Die Therapeutin schrie es beinahe.

»Ziehen Sie die Hose aus«, sagte ich zu Shafer. »Sie sind festgenommen.«

Shafer hob das Bein und starrte darauf. Er sah einen dunklen Flecken, Patsy Hamptons Blut, auf dem Hosenaufschlag. Angst erschien in seinen Augen. Seine Überheblichkeit war wie weggeblasen.

»*Sie* haben das Blut dahin geschmiert! *Sie* waren das!«, schrie er mich an. Dann zog er einen Ausweis hervor. »Ich bin offizieller Angehöriger der Britischen Botschaft. Ich muss mir diesen Irrsinn nicht gefallen lassen. Ich genieße diplomatische Immunität. Ich soll die Hose ausziehen? Sie sind ja wahnsinnig! Rufen Sie sofort die Botschaft an. *Ich genieße diplomatische Immunität!*«

»Machen Sie, dass Sie rauskommen. Auf der Stelle!«, rief Dr. Cassady und schubste einen der Polizisten.

Das war genau, was Shafer brauchte. Er riss sich los und rannte zurück durchs Wohnzimmer in den angrenzenden

Raum, knallte die Tür zu und schloss ab.

Das Wiesel versuchte zu entkommen! Das durfte nicht geschehen! Das durfte ich nicht zulassen! In Sekundenschnelle war ich hinter ihm an der Tür. »Kommen Sie raus, Shafer! Sie sind wegen des Mordes an Detective Patsy Hampton festgenommen.«

Dr. Cassady kam kreischend auf mich zugerannt.

Ich hörte, wie im Bad die Toilettenspülung rauschte. Nein, nein, nein! Ich machte einen Schritt zurück und trat die Tür ein.

Shafer zog die Hose aus und stand auf einem Bein da. Ich stürzte mich auf ihn, riss ihn zu Boden, presste sein Gesicht auf die Fliesen, drückte ihn nieder. Er fluchte laut, schlug mit den Armen um sich und bäumte sich auf. Ich presste sein Gesicht noch fester auf den Fußboden.

Die Therapeutin versuchte mich von Shafer wegzuzerren. Sie zerkratzte mir das Gesicht und trommelte mit den Fausten auf meinen Rücken. Es bedurfte beider Polizisten, sie zu zähmen.

»Das können Sie mit mir nicht machen!«, rief Shafer und wand sich unter mir. Er war ein kraftvoller Hengst. »Das ist ungesetzlich. Ich besitze *diplomatische Immunität!*«

Ich wandte mich an die Polizisten.

»Legt ihm Handschellen an.«

Es war ein langer und trauriger Abend im Farragut. Ich verließ das Gebäude erst nach drei Uhr morgens. Bis jetzt hatte ich noch nie einen Partner verloren, obwohl es mit Sampson in North Carolina mal verdammt knapp gewesen war. Mir wurde klar, dass ich Patsy Hampton inzwischen als Partnerin und Freundin betrachtete. Zumindest waren wir beide hinter dem Wiesel her gewesen.

Am nächsten Morgen schlief ich länger als üblich. Ich hatte mir den kleinen Luxus gestattet, nicht den Wecker zu stellen. Trotzdem wachte ich um sieben Uhr auf. Ich hatte von Patsy

Hampton geträumt und auch von Christine – und beide Male waren die Szenen ungemein lebendig gewesen, wenngleich unterschiedlich. Es waren diese wirren Träume gewesen, wo man sich nach dem Aufwachen so müde fühlt wie vor dem Einschlafen. Ich sprach für beide ein Gebet, ehe ich mich aus dem Bett wälzte. Wir hatten das Wiesel. Jetzt musste ich nur noch die Wahrheit aus dem Hurensohn herausholen.

Ich schlüpfte in einen ziemlich abgetragenen weißen Satinmantel. Muhammad Ali hatte ihn vor dem Kampf gegen Joe Frazier im Trainingscamp in Manila getragen. Sampson hatte ihn mir zum vierzigsten Geburtstag geschenkt. Er wusste es zu schätzen, dass ich den Mantel täglich zum Frühstück trage, während die meisten Menschen ihn wie eine Reliquie aufbewahrt hätten.

Ich mag den alten Mantel, obwohl ich im Allgemeinen wenig von Souvenirs halte. Zum Teil liegt es wohl daran, dass ich Ali angeblich ein bisschen ähnlich sehe – jedenfalls behaupten das die Leute. Vielleicht sehe ich ein bisschen besser aus als er, aber er ist eindeutig der bessere Mann.

Als ich in die Küche kam, saßen Nana und die Kinder am Tisch und schauten auf den kleinen Fernseher, den sie dort stehen hat, obwohl sie ihn nicht oft einschaltet. Sie liest lieber oder plaudert oder kocht.

»Ali.« Jannie schaute auf und grinste mich an; dann schweifete ihr Blick wieder zum Fernseher. »Du solltest dir das anschauen, Daddy.«

»Dein englischer Mörder ist heute Morgen in sämtlichen Nachrichten«, meinte Nana. »Und in den Zeitungen auch, ›Diplomatische Immunität könnte Strafverfolgung des mutmaßlichen Täters aus der Britischen Botschaft verhindern‹. ›Spion in Mord an Polizistin verstrickt?‹ Sie haben schon Leute in der Union Station und auf der Pennsylvania Avenue interviewt. Alle sind wütend wegen dieser ›Schweinerei mit der diplomatischen Immunität‹, wie sie es nennen. Es ist schrecklich.«

»Ich bin auch wütend. Das ist nicht gerecht«, sagte Damon. »Nicht, wenn der Mann es getan hat. Hat er's getan, Dad? Hat er die Frau umgebracht?«

Ich nickte. »Ja.« Ich goss Milch in meinen Kaffee. Ich war noch nicht bereit, mich mit Geoffrey Shafer oder den Kindern oder besonders diesem grauenhaften, sinnlosen Mord von gestern zu befassen. »Was gibt es sonst noch für Nachrichten?«

»Die Wizards haben ihren Gegner fertig gemacht«, sagte Damon mit ernster Miene. »Rod Strickland hatte einen Doppelauf und ...«

»Pssst.« Nana blickte uns verärgert an. »CNN bringt einen Bericht aus London. Die Medien vergleichen diesen Fall bereits mit dem des Kindermädchens in Massachusetts, diese unglückselige Geschichte. Sie sagen, Geoffrey Shafer sei ein hochdekorierte Kriegsheld und dass er mit gutem Grund behaupte, von der Polizei reingelegt worden zu sein. Damit meint er wohl dich, Alex.«

»Ja, bestimmt. Lass uns ein paar Minuten CNN anschauen«, sagte ich. Kein Widerspruch, daher wechselte ich den Kanal. In meinem Magen bildete sich ein harter Knoten. Es gefiel mir ganz und gar nicht, was ich im Fernsehen sah und hörte.

Auf dem Bildschirm erschien gerade ein Reporter aus London. Er stellte sich vor und gab dann eine aufgeblasene, dreißig Sekunden lange Zusammenfassung der Ereignisse des Vorabends.

Der Reporter blickte mit ernstem Gesicht in die Kamera. »Soeben haben wir von einer dramatischen, ja bizarren Wendung erfahren, wonach die Washingtoner Polizei gegen den Detective ermittelt, der Geoffrey Shafer festgenommen hat. Möglicherweise ist dieser Detective Verdächtiger in dem Mordfall. Zumindest wurde dies in der amerikanischen Presse gemeldet.«

Ich schüttelte den Kopf und runzelte die Stirn. »Ich bin unschuldig«, erklärte ich Nana und den Kindern. Das wussten sie

natürlich.

»Bis die Schuld bewiesen ist«, sagte Jannie und zwinkerte mir zu.

Vor dem Haus herrschte Tumult, und Jannie lief zum Wohnzimmerfenster und schaute hinaus. Mit großen Augen rannte sie zurück in die Küche und sagte halb flüsternd: »Da draußen sind Fernsehkameras und Zeitungsleute. CNN, NBC und was weiß ich. Wie damals bei Gary Soneji, erinnert ihr euch?«

»Na klar erinnern wir uns«, sagte Damon. »In diesem Haus ist außer dir keiner geistig zurückgeblieben.«

»Grundgütiger Gott, Alex«, sagte Nana. »Wissen die Leute denn nicht, dass anständige Menschen jetzt frühstücken?« Sie schüttelte den Kopf und verdrehte die Augen. »Die Geier sind wieder da. Vielleicht sollte ich Fleischabfälle vor die Tür werfen.«

»Du gehst raus und redest mit ihnen«, sagte ich zu Jannie und schaute wieder auf den Fernseher. Ich weiß nicht, warum mir so zynisch zumute war, aber so war es. Meine Bemerkung stellte sie fast eine halbe Sekunde lang ruhig, dann kapierte sie, dass es ein Scherz gewesen war. Sie zeigte mit dem Finger auf sich. »Kapiert!«

Mir war klar, dass die Meute nicht verschwinden würde, deshalb nahm ich meine Kaffeetasse, ging zur Vordertür und trat in den wunderschönen Herbsttag hinaus. Es war wohl um die zwanzig Grad warm.

Die Blätter rauschten fröhlich in den Ulmen und Ahornbäumen; Flecken aus Sonnenschein fielen auf die Köpfe der Fernsehteams und Vertreter der Printmedien, die sich am Rand unseres Rasens versammelt hatten.

Die Geier.

»Das ist doch verrückt. Machen Sie sich nicht lächerlich«, sagte ich und trank gelassen einen Schluck Kaffee, während ich

die Pressemeute betrachtete. »Selbstverständlich habe ich Detective Patsy Hampton nicht ermordet oder jemandem den Mord an ihr in die Schuhe geschoben.«

Dann machte ich auf dem Absatz kehrt und ging zurück ins Haus, ohne eine einzige Frage zu beantworten.

Nana und die Kinder standen gleich hinter der großen Holztür. Sie hatten gelauscht. »Das war ziemlich gut«, meinte Nana mit strahlenden Augen.

Ich ging nach oben und zog mich an. »Geht jetzt in die Schule«, rief ich zu Jannie und Damon nach unten. »Und bringt nur Einsen mit nach Hause! Spielt schön mit euren Freunden. Kümmert euch nicht um den Irrsinn um euch herum.«

»Jawohl, Daddy.«

Aufgrund seines Ersuchens um diplomatische Immunität war es uns nicht erlaubt, Geoffrey Shafer wegen des Mordes an Patsy Hampton oder irgendetwas anderem zu verhören. Ich war unglaublich wütend. Wir hatten das Wiesel, kamen aber nicht an den Mistkerl heran.

Auf dem Revier warteten an diesem Morgen bereits verschiedene Leute auf mich, und mir war klar, dass es ein langer und qualvoller Vormittag werden würde. Der Beauftragte für Interne Angelegenheiten befragte mich, dann der Anwalt des Stadtrats und Mike Kersee von der Bezirksstaatsanwaltschaft.

Kümmert euch nicht um den Irrsinn um euch herum. Das rief ich mir immer wieder ins Gedächtnis zurück, aber mein guter Rat half nicht viel.

Gegen drei Uhr tauchte plötzlich der Bezirksstaatsanwalt auf. Ron Coleman ist ein schlanker, sportlich aussehender Mann. Wir hatten bereits oft zusammengearbeitet, schon als er bei der Staatsanwaltschaft Karriere machte. Er war immer gewissenhaft, gut informiert, sehr sachlich und unvoreingenommen gewesen. Nie hatte es so ausgesehen, als wäre er besonders an Politik interessiert, deshalb war es für beinahe alle ein

Schock gewesen, als Bürgermeister Monroe ihn zum Staatsanwalt ernannte. Doch Monroe liebt es, die Menschen zu schockieren.

»Mr. Shafer hat bereits einen Anwalt, einer der strahlendsten Sterne in unserer Galaxis«, sagte Coleman. »Er hat keinen Geringeren als Jules Halpern verpflichtet. Halpern ist wahrscheinlich der Mann, der die Geschichte lanciert hat, dass Sie ein Verdächtiger sind – was meines Wissens aber nicht zutrifft.«

Ich schaute Coleman an. Ich konnte nicht fassen, was ich gerade gehört hatte. »Ihres Wissens? Was heißt das, Ron?«

Der Staatsanwalt zuckte mit den Schultern. »Wir haben wahrscheinlich Cathy Fitzgibbon auf unserer Seite. Ich halte sie für unsere beste Verteidigerin. Zu ihrer Verstärkung haben wir Lynda Cole und möglicherweise Stephen Apt – ebenfalls Spitzenleute. Damit habe ich für heute alles gesagt.«

Ich wusste, dass diese drei Anwälte einen hervorragenden Ruf genossen, besonders Fitzgibbon. Alle waren noch ziemlich jung, aber unermüdlich, klug und engagiert – so wie Coleman.

»Hört sich so an, als würden Sie sich auf einen Krieg vorbereiten, Ron.«

Er nickte. »Wie ich schon sagte, Jules Halpern ist Shafers Verteidiger. Er verliert nur selten. Und einen so großen Fall wie diesen hat er, soweit ich weiß, noch nie verloren. Der macht alle fertig, Alex.«

Ich blickte direkt in Colemans dunkle Augen. »Wir haben Patsy Hamptons Blut an der Kleidung des Mörders. Wir haben Blut im Abflussrohr des Badezimmers, und ich wette, wir finden heute auch noch Shafers Fingerabdrücke irgendwo in Patsy Hamptons Wagen. Vielleicht entdecken wir sogar den Kleiderbügel aus Draht, mit dem er sie erdrosselt hat, Ron.«

»Ja, Alex. Ich weiß, was Sie sagen wollen. Ich kenne Ihre Frage. Ich habe dieselbe.«

»Shafer *hat* diplomatische Immunität. Wozu also Jules Halpern?«

»Das ist eine verdammt gute Frage, die wir uns beide gestellt haben. Ich vermute, Halpern ist verpflichtet worden, damit wir sämtliche Anklagepunkte fallen lassen.«

»Wir haben stichhaltige Beweise. Shafer hat *Patsy Hampsons Blut* selbst im Bad abgewaschen. Im Abflussrohr sind Rückstände.«

Coleman nickte und ließ sich im Sessel zurücksinken. »Ich habe keine Ahnung, warum Jules Halpern hinzugezogen wurde. Aber ich bin sicher, wir werden es bald erfahren.«

»Ich befürchte, wir werden es bald erfahren«, sagte ich.

Ich beschloss, das Revier abends durch den Hinterausgang zu verlassen, falls die Presse mir vorn auf der Alabama Avenue auflauerte. Als ich hinaustrat, tauchte ein kleiner Mann mit beginnender Glatze in einem hellgrünen Anzug hinter der angrenzenden Mauer auf.

»Auf diese Weise kann man leicht erschossen werden«, sagte ich zu ihm und meinte es keineswegs als Scherz.

»Berufsrisiko«, lispelte er. »Erschießen Sie nicht den Überbringer, Detective.«

Er lächelte gequält und reichte mir einen weißen Briefumschlag. »Alex Cross, hiermit händige ich Ihnen eine gerichtliche Vorladung aus. Einen schönen Tag noch, Detective«, sagte er mit seiner hellen Fistelstimme. Danach verschwand er so verstohlen, wie er gekommen war.

Ich riss den Umschlag auf, überflog das Schreiben und stöhnte auf. Jetzt wusste ich, warum sie sich Jules Halpern als Anwalt genommen hatten und wogegen wir kämpfen mussten.

Gegen mich wurde Zivilklage wegen »unrechtmäßiger Verhaftung« und »Rufmord an Colonel Geoffrey Shafer« erhoben. Die Schadensforderung betrug fünfzig Millionen Dollar.

Am nächsten Morgen wurde ich in die Büros der Justizbehörde des Distrikts Columbia zitiert. Das bedeutete nichts Gutes, da war ich sicher. Der Chef des Rechtsamtes der Stadt,

James Dowd, und Mike Kersee von der Staatsanwaltschaft saßen bereits in den tiefen roten Ledersesseln, wie auch Chief Pittman, der von seinem Parkettsitz aus eine beachtliche Show abzog.

»Wollen Sie mir etwa erzählen, dass Shafer die Strafverfolgung durch ein Gericht vermeiden kann, nur weil er diplomatische Immunität besitzt? Aber er kann unser Zivilrecht in Anspruch nehmen und Schutz gegen unrechtmäßige Verhaftung und Rufmord bekommen?«

Kersee nickte und schnalzte mit der Zunge. »Jawohl, genau so ist es. Unsere Botschafter und deren Mitarbeiter genießen die gleiche Immunität in England und überall sonst auf der Welt. Kein noch so großer politischer Druck wird die Briten dazu bringen, die diplomatische Immunität aufzuheben. Shafer ist ein Held aus dem Falklandkrieg und innerhalb des Geheimdienstes hoch geachtet. Allerdings scheint er in letzter Zeit in irgendwelchen Schwierigkeiten zu stecken.«

»Was für Schwierigkeiten?«, fragte ich.

»Das sagt man uns nicht.«

Pittman setzte den Anwälten weiter zu. »Was ist denn mit dem Komiker von der Baltischen Botschaft? Der das Blutbad im Straßencafé angerichtet hat? *Der* musste vor Gericht.«

Mike Kersee zuckte mit den Schultern. »Der war nur ein kleiner Bürohengst bei der unbedeutenden diplomatischen Vertretung eines unterentwickelten Landes, das wir einschüchtern konnten. Mit England können wir das nicht.«

»Und warum nicht, zum Teufel?« Pittman schlug mit der Hand auf die Armlehne. »England ist doch kein bisschen mehr wert.«

Auf Dowds Schreibtisch klingelte das Telefon, und er gebot mit erhobener Hand Schweigen. »Das ist wahrscheinlich Jules Halpern. Er wollte um zehn anrufen, und er ist ein zuverlässiger Mistkerl. Wenn er's ist, drücke ich auf Lautsprecher. Das Gespräch dürfte so angenehm werden wie eine Darmspiege-

lung.«

Dowd nahm den Hörer ab und tauschte mit dem Strafverteidiger dreißig Sekunden lang Höflichkeiten aus. Dann unterbrach ihn Halpern. »Ich glaube, wir haben wichtigere Dinge zu besprechen. Ich habe heute einen ziemlich vollen Terminplan. Ich nehme an, Ihnen geht es nicht anders, Mr. Dowd.«

»Ja, kommen wir zur Sache«, sagte Dowd und hob die dicken, buschigen schwarzen Brauen. »Wie Sie wissen, ist die Polizei durchaus berechtigt, jemanden zu verhaften, wenn ein begründeter Tatverdacht besteht. Hier geht es nicht um ein zivilrechtliches Vergehen, Herr Anwalt, sondern um ein strafrechtliches, und das ...«

Halpern unterbrach Dowd mitten im Satz. »*Nicht*, wenn die fragliche Person von Anfang an ihre diplomatische Immunität erklärt hat, wie im Fall meines Mandanten. Colonel Shafer stand auf dem Flur in der Wohnung seiner *Therapeutin*, schwenkte seinen Diplomatenausweis wie ein Stoppschild und erklärte, dass er diplomatische Immunität besitzt.«

Dowd seufzte laut ins Telefon. »An seiner Hose befand sich Blut, Herr Anwalt. Er ist ein Mörder, und zwar der Mörder einer *Polizistin*. Ich glaube nicht, dass ich zu diesem Thema mehr sagen muss. Und was die angebliche Diffamierung Ihres Mandanten und seines Charakters betrifft – die Polizei hat das Recht, mit der Presse zu sprechen, wenn ein Verbrechen begangen wurde.«

»Und ich nehme an, dass die Erklärung des Chief of Detectives vor Reportern – und mehreren hundert Millionen Zuschauern in der ganzen Welt – per se kein Rufmord ist?«

»Ganz recht. Es ist verbrieftes Recht bei Personen des öffentlichen Lebens, zu denen auch Ihr Mandant zählt.«

»Mein Mandant ist *keine* Person des öffentlichen Lebens, Mr. Dowd. Er ist Privatmann und Geheimdienstagent. Sein Lebensunterhalt, ja sein Leben hängt davon ab, als verdeckter Ermittler arbeiten zu können.«

Dowd schäumte jetzt schon vor Wut, vielleicht, weil Halperns Antworten so ruhig und dennoch wie Schnellfeuersalven kamen. »Na schön, Mr. Halpern. Warum rufen Sie uns an?«

Halpern machte eine Pause, gerade lange genug, um Dowd neugierig zu machen. »Mein Mandant hat mich beauftragt, Ihnen ein äußerst ungewöhnliches Angebot zu unterbreiten«, sagte er. »Ich habe erhebliche Bedenken geäußert, aber er behauptet, das Recht zu einem solchen Schritt zu haben.«

Dowd schaute verblüfft drein. Ich sah, dass er mit keinem Angebot gerechnet hatte. Ich auch nicht. Worum ging es?

»Legen Sie los, Mr. Halpern«, sagte Dowd. Er ließ seine hellwachen Augen zu uns herüberschweifen. »Ich höre.«

»Das glaube ich gern. Sie und Ihre hoch geschätzten Kollegen.«

Ich beugte mich vor, um jedes Wort mitzubekommen.

Jules Halpern fuhr fort und kam auf den wahren Grund seines Anrufs zu sprechen. »Mein Mandant möchte, dass jede Möglichkeit einer Zivilklage gegen ihn ausgeschlossen wird.«

Ich verdrehte die Augen. Halpern wollte sicherstellen, dass niemand seinen Mandanten vor einem Zivilgericht verklagen konnte, sobald die Strafsache abgeschlossen war. Er erinnerte daran, dass O. J. Simpson von einem Gericht freigesprochen wurde, aber vom anderen zu einer so hohen Geldstrafe verurteilt wurde, dass er Pleite ging.

»Unmöglich!«, sagte Dowd. »Nicht mal in der Hölle gäbe es eine Möglichkeit dazu. Nie und nimmer!«

»Hören Sie, es gibt eine Möglichkeit, sonst hätte ich das Thema nicht angeschnitten. Wenn der Wunsch meines Mandanten erfüllt wird und man uns einen raschen Strafprozess zusichert, wird er auf seine diplomatische Immunität *verzichten*. Ja, Sie haben mich richtig verstanden. Geoffrey Shafer möchte vor einem Gericht seine Unschuld beweisen. Er besteht darauf.«

Dowd schüttelte ungläubig den Kopf, ebenso Mike Kersee.

Ich las in seinen Augen fassungsloses Staunen.

Keiner von uns konnte glauben, was wir soeben von dem
Strafverteidiger gehört hatten.

Geoffrey Shafer wollte vor Gericht gehen.

VIERTES BUCH

VERHANDLUNG UND IRRTÜMER

Eroberer hatte sie seit sechs Wochen bei der Arbeit auf der High Street in Kensington beobachtet. Sie war für ihn zu einer Obsession geworden, seine Fantasy-Frau, sein »Spielstein«. Er wusste alles über sie, was es zu wissen gab. Er fühlte – er wusste –, dass er sich allmählich wie Shafer benahm. Aber das taten sie ja alle.

Die junge Frau hieß Noreen Anne und war vor langer Zeit – vor drei Jahren, genauer gesagt – aus Cork in Irland nach London gekommen, mit dem schönen Traum, Model zu werden.

Damals war sie siebzehn gewesen, fast einsfünfundsiebzig groß, schlank, blond und mit einem so hübschen Gesicht, dass ihr sämtliche Männer, Jung und Alt, versichert hatten, es sei wie geschaffen für die Titelseiten der Modezeitschriften, vielleicht sogar für den Film.

Was also tat sie um halb zwei Uhr morgens auf der High Street? Diese Frage stellte sie sich wieder einmal selbst, als sie sich zu einem koketten Lächeln zwang und den Lustmolchen zuwinkte, die langsam ihre Runden auf der High Street, DeVere Gardens und Exhibition Road drehten.

Sie wurde allgemein für ein hübsches Kind gehalten, war aber nicht hübsch genug für britische oder amerikanische Modezeitschriften und besaß nicht die Klasse, dass ein millionenschwerer Bursche sie heiraten oder als Geliebte aushalten wollte.

Nun, zumindest hatte sie einen Plan, den sie für gut hielt. Noreen Anne hatte fast zweitausend Pfund gespart, seit sie auf der Straße arbeitete. Sie schätzte, noch ungefähr dreitausend weitere Pfund zu brauchen, ehe sie zurück nach Irland gehen konnte. Dort wollte sie einen kleinen Kosmetiksalon eröffnen, weil sie viel über die Geheimnisse der Schönheit wusste und viel über die Träume der Männer und der Frauen.

Inzwischen stehe ich hier vor dem Kensington Hotel, ging es ihr durch den Kopf, und friere mir meinen hübschen Hintern ab.

»Verzeihen Sie, Miss«, hörte sie eine Stimme und drehte sich erschrocken um. Sie hatte niemanden kommen gehört.

»Entschuldigen Sie, wenn ich Sie anspreche. Aber Sie sind mir sofort aufgefallen. Sie sind eine ungewöhnliche Schönheit, aber das wissen Sie sicher selbst.«

Noreen Anne war erleichtert, als sie sah, wer es war. Dieser Mann konnte ihr nicht wehtun, selbst wenn er es versuchte. Sie konnte *ihm* wehtun.

Er war alt, Ende sechzig oder siebzig, und widerlich fett – und außerdem saß er im Rollstuhl.

Und so ging sie mit ihm. Mit dem Eroberer.

Das alles gehörte zum Spiel.

Die Amerikaner hatten versprochen, den Prozess möglichst schnell durchzuziehen, und das hatten die Schwachköpfe tatsächlich getan.

Fünf Monate waren seit dem Mord an Detective Patsy Hampton vergangen. Alex Cross war mehrere Male auf Bermuda gewesen, hatte aber immer noch keine Ahnung, was mit Christine geschehen war. Shafer war nicht im Gefängnis, aber man hielt ihn an der kurzen Leine. Seit dem Hampton-Mord hatte er kein einziges Mal mehr das Spiel gespielt. Das Spiel der Spiele war gestoppt worden, und das brachte ihn um den Verstand.

Jetzt saß Shafer voller Hoffnung in seinem schwarzen Jaguar auf dem Parkplatz direkt vor dem Gerichtsgebäude. Er war versessen darauf, wegen vorsätzlichen Mordes vor Gericht zu stehen. Die Spielregeln waren festgelegt worden, und das schätzte er.

Die Vertuschungsverhandlung vor einigen Wochen war ihm noch immer lebhaft in Erinnerung. Er hatte jede Minute genos-

sen. Die Voruntersuchung hatte noch vor der Wahl der Geschworenen stattgefunden, um zu entscheiden, welche Beweise im Prozess zugelassen würden, und zwar in den geräumigen Amtszimmern von Richter Michael Fescue. Der Richter bestimmte die Regeln, war sozusagen der Spielleiter. Wie unheimlich spannend, wie köstlich.

Shafers Rechtsanwalt, Jules Halpern, behauptete, Shafer habe in Dr. Cassadys Wohnung an einer Therapiesitzung teilgenommen und deshalb jedes Recht auf Privatsphäre. »Diese Privatsphäre wurde verletzt. Erstens verweigerte Dr. Cassady Detective Cross und den anderen Polizisten den Zutritt zu ihrer Wohnung. Zweitens zeigte Colonel Shafer dem Detective seinen Diplomatenpass, aus dem hervorging, dass er zur Britischen Botschaft gehörte und diplomatische Immunität genoss. Cross drang dennoch in die Wohnung der Therapeutin ein. Infolgedessen ist jeder dort sichergestellte Beweis – falls überhaupt Beweise gefunden wurden – das Ergebnis einer ungesetzlichen Durchsuchung.«

Richter Fescue zog sich für den Rest des Tages zur Beratung zurück und verkündete seine Entscheidung am nächsten Morgen. »Nachdem ich beide Parteien hörte, habe ich den Eindruck, dass die Vorgehensweise keineswegs ungewöhnlich für einen Mordfall war. Mr. Shafer besitzt in der Tat diplomatische Immunität. Dennoch bin ich der Meinung, dass Detective Cross durchaus berechtigt gehandelt hat, als er Dr. Cassadys Wohnung betrat. Er hatte den Verdacht, dass ein schweres Verbrechen verübt worden war. Dr. Cassady öffnete die Tür, wodurch Detective Cross einen Blick auf Mr. Shafers Kleidung möglich wurde. Colonel Shafer hat die ganze Zeit darauf beharrt, seine diplomatische Immunität reiche aus, um Detective Cross zu verbieten, die Wohnung zu betreten.

Deshalb lasse ich hiermit zu, dass die Staatsanwaltschaft die Kleidung, die Colonel Shafer am Abend des Mordes trug, als Beweisstücke verwenden darf, ebenso das Blut auf dem Tep-

pich vor der Wohnungstür.

Die Staatsanwaltschaft kann ferner jeden Beweis vorbringen, der in der Tiefgarage in den Fahrzeugen von Detective Hampton und Colonel Shafer gefunden wurde«, fuhr Richter Fescoe fort. Das waren die Hauptpunkte seiner Entscheidung. »Ich lasse keine Beweise zu, die gefunden wurden, *nachdem* Detective Cross die Wohnung gegen den Wunsch von Colonel Shafer und Dr. Cassady betreten hat. Jegliche Beweise, die während der ersten oder den nachfolgenden Durchsuchungen sichergestellt wurden, werden in diesem Prozess nicht zugelassen.«

Der Richter belehrte die Staatsanwaltschaft, dass sie während des Prozesses keinerlei Verweise auf einen der nicht zur Verhandlung stehenden Morde machen dürfe, die Geoffrey Shafer möglicherweise in Washington begangen habe. Er erklärte den Geschworenen, dass Shafer nur wegen des Mordverdachts an Detective Patsy Hampton vor Gericht stehe. Sowohl die Staatsanwaltschaft als auch die Verteidigung behaupteten, in der Vorverhandlung gesiegt zu haben.

Auf den Stufen vor dem Gerichtsgebäude hatte sich am ersten Prozesstag eine Menschenmenge versammelt. Shafers »Gefolgsleute« trugen UK/OK-Abzeichen und schwenkten unzerknitterte Union Jacks. Diese herrlichen Schwachköpfe entlockten Shafer ein Lächeln, als er beide Hände in Siegerpose über dem Kopf faltete. Er genoss es ungemein, ein Held zu sein.

Was für ein grandioser Augenblick – auch wenn er wegen der wahrhaft durchschlagenden Wirkung einiger Psychopharmaka ein bisschen von der Rolle war.

Beide Parteien erklärten, den »Ball schon im Netz« zu haben. Rechtsanwälte konnten fantastischen Stuss von sich geben.

Die Presse bezeichnete die ungeheuerliche Farce als einen »Jahrhundertprozess«. Dieses Hochspielen in den Medien jagte ihm Freudenschauer über den Rücken. Er genoss dies alles als

den Tribut und die Verehrung, die ihm zustanden.

Mit Absicht kleidete er sich so elegant wie möglich. Er wollte Eindruck machen – auf die ganze Welt. Er trug einen grauen Anzug aus weich fallendem Stoff, ein gestreiftes Hemd von Budd und schwarze Oxfords von Lobb's, St. James's. Schon in den ersten Sekunden wurde er hundertmal fotografiert.

Wie im Traum betrat er das Gerichtsgebäude. Am köstlichsten war, dass er vielleicht alles verlor.

Saal vier befand sich im zweiten Stock. Er war der größte Sitzungssaal im Gebäude. Gleich neben den schweren Doppeltüren war eine Galerie, auf der ungefähr hundertvierzig Schau-lustige Platz fanden. Dann kamen die Tische für die Anwälte, dann der Richtertisch, der etwa ein Viertel des Saales einnahm.

Der Prozess begann um zehn Uhr morgens. Stimmengewirr füllte den Raum. Die Staatsanwaltschaft war durch die stellvertretende Bezirksstaatsanwältin Catherine Marie Fitzgibbon vertreten. Shafer hätte sie am liebsten auf der Stelle umgebracht und fragte sich, ob er dazu vielleicht noch Gelegenheit bekäme. Er wollte Miss Fitzgibbons Skalp an seinem Gürtel. Sie war erst sechsunddreißig, irisch-katholisch und ledig, wie so viele von der Insel, von der sie stammte. Sie bevorzugte dunkelblaue oder graue Ann-Taylor-Kostüme und trug ein all-gegenwärtiges kleines Goldkreuz an einer goldenen Kette. In Juristenkreisen war sie als »Königin des Dramas« bekannt: Mit ihrer melodramatischen Art, grausige Details zu schildern, versuchte sie das Mitgefühl der Geschworenen zu gewinnen. In der Tat eine würdige Gegnerin. Und ein würdiges Opfer.

Shafer saß am Tisch der Verteidigung und gab sich Mühe, sich zu konzentrieren. Er hörte zu, beobachtete und fühlte sich wie seit langem nicht mehr. Er wusste, dass ihn alle im Auge behielten. Wie hätten sie das auch vermeiden können?

Shafer saß da und beobachtete seinerseits alles, doch sein Gehirn stand in Flammen. Sein hoch geachteter Verteidiger, Rechtsanwalt Jules Halpern, meldete sich endlich zu Wort.

Shafer hörte seinen eigenen Namen, was reges Interesse erweckte. *Er* war hier der Star.

Jules Halpern war nur einsfünfundsechzig groß, aber im Gerichtssaal war er eine beeindruckend kraftvolle Erscheinung. Sein Haar war schwarz gefärbt und glatt nach hinten gekämmt. Sein Anzug stammte von einem englischen Schneider, wie der von Shafer. *Kleide dich englisch und denke jiddisch*, dachte Shafer boshaft. Neben Halpern saß seine Tochter Jane, die Assistentin. Sie war groß und schlank, hatte aber die Hakennase und das schwarze glänzende Haar des Vaters geerbt.

Für einen so schwächlichen kleinen Mann besaß Jules Halpern eine kraftvolle Stimme. »Mein Mandant, Geoffrey Shafer, ist ein liebevoller Ehemann. Überdies ist er stolzer Vater und hat eine halbe Stunde *vor* dem Mord an Detective Patricia Hampton an der Geburtstagsparty für zwei seiner Kinder teilgenommen.

Colonel Shafer wird in Kreisen des britischen Geheimdienstes hoch geschätzt, wie Sie noch hören werden. Er ist ein ehemaliger Soldat mit makelloser Dienstakte.

Colonel Shafer wurde diese Mordanklage eindeutig deshalb in die Schuhe geschoben, weil die Washingtoner Polizei dieses schreckliche Verbrechen *unbedingt* lösen musste. Das werde ich Ihnen beweisen – und Sie werden keinen Zweifel mehr hegen. Mr. Shafer wurde dieser Mord in die Schuhe geschoben, weil ein gewisser Detective der Mordkommission schwere persönliche Probleme hatte und die Kontrolle über die Situation verlor.

Letztendlich – und das ist das Wichtigste, das Sie im Gedächtnis behalten müssen – *wollte* Colonel Shafer hier sein. Er ist nicht gekommen, weil er kommen *musste*. Er genießt diplomatische Immunität. Geoffrey Shafer ist hier, um seinen guten Namen reinzuwaschen.«

Um ein Haar wäre Shafer im Gerichtssaal aufgesprungen und hätte applaudiert.

Mit Absicht und wohl aus weiser Voraussicht blieb ich dem Zirkus im Gericht am ersten, zweiten und dritten Tag fern. Ich wollte mich weder der Welpresse noch der Öffentlichkeit mehr als unbedingt nötig stellen. Ich hatte das Gefühl, als stünde auch ich vor Gericht.

Ein kaltblütiger Mörder wurde angeklagt, aber ich hatte fieberhafter mit den Ermittlungen zu tun als zuvor. Immer noch musste ich die Jane-Namenlos-Morde klären und das Verschwinden Christines, falls ich irgendwelche neuen Spuren entdeckte. Ich wollte dafür sorgen, dass Shafer nicht als freier Mann davankam, und vor allem wollte ich endlich, *endlich* die Wahrheit über Christines Verschwinden erfahren. Ich musste sie wissen. Es trieb mich beinahe in den Wahnsinn, dass ich Shafer aufgrund dieser diplomatischen Mätzchen niemals verhören konnte. Für ein paar Stunden allein mit ihm hätte ich sonst etwas gegeben.

Ich verwandelte einen Teil unseres Dachbodens in einen Kriegeraum. Oben war ohnehin viel überflüssiger Platz. Ich zog einen alten Mahagoniesstisch aus dem Schatten. Ich reparierte einen alten Fensterventilator, wodurch die Temperaturen auf dem Dachboden erträglich wurden, besonders am frühen Morgen und spät am Abend, wenn ich dort oben arbeitete – in meiner Einsiedelei.

Ich stellte einen Laptop auf den Tisch und befestigte Karteikarten an den Wänden, um jene Teile des Falles, die ich für die wichtigsten hielt, stets vor Augen zu haben. In etlichen unförmigen Kartons bewahrte ich den Rest auf: jedes Fitzelchen an Beweismaterial für Christines Entführung und alles, was ich über die Jane Namenlos herausfinden konnte.

Diese Mordfälle bildeten ein Puzzle, das über mehrere Jahre hinweg entstanden war und mich schier wahnsinnig machte. Hier gab es keine einfachen Lösungen. Ich spielte ein kompliziertes Spiel gegen einen fähigen Gegner – aber ich kannte weder seine Spielregeln, noch wie man das Spiel *überhaupt*

spielte. Das war Shafers großer Vorteil.

Ich hatte in Patsy Hamptons dienstlichen Aufzeichnungen ein paar hilfreiche Hinweise entdeckt, die mich dazu führten, den Teenager Michael Ormson zu befragen, der mit Shafer online über die Vier Reiter geredet hatte. Ich arbeitete eng mit Chuck Hufstедler vom FBI zusammen. Chuck hatte ein schlechtes Gewissen, weil er Patsy Hampton den ersten Hinweis gegeben hatte, obwohl *ich* als Erster zu ihm gekommen war. Ich nutzte sein schlechtes Gewissen aus.

FBI und Interpol suchten fieberhaft nach dem Spiel im Internet. Ich selbst besuchte zahllose Chatrooms, traf jedoch außer dem jungen Ormson auf niemanden, der etwas über das geheimnisvolle Spiel wusste. Nur weil Shafer das Wagnis eingegangen war, in einem Chatroom zu plaudern, hatte man ihn entdeckt. Ich fragte mich, welche Risiken er sonst noch eingegangen war.

Nach Shafers Festnahme im Farragut untersuchten wir seinen Jaguar näher. Ich hatte sogar eine Stunde in seinem Heim verbracht, ehe seine Anwälte erfuhren, dass ich dort war. Ich hatte mit seiner Frau Lucy gesprochen und mit seinem Sohn Robert, der bestätigte, dass sein Vater ein Spiel spielte, das »Die Vier Reiter« hieß. Er spielte es seit sieben oder acht Jahren.

Weder die Frau noch der Sohn kannten die Mitspieler oder wussten etwas über sie. Sie glaubten nicht, dass Geoffrey Shafer irgendein Verbrechen begangen hatte.

Der Sohn nannte seinen Vater den »geradlinigsten Menschen, den es gibt«. Lucy Shafer nannte ihn einen guten Mann und schien es zu glauben.

Ich fand Illustrierte für Rollenspiele und Dutzende von Spielwürfeln in Shafers Arbeitszimmer, aber keine handfesten Unterlagen über die Vier Reiter. Shafer war vorsichtig; er verwischte seine Spuren hervorragend. Schließlich arbeitete er beim Geheimdienst, und ich konnte mir nicht vorstellen, wie er würfelte, um Opfer willkürlich auszuwählen. Aber vielleicht

lag darin die Erklärung für das unregelmäßige Muster der Jane-Namenlos-Morde.

Sein Verteidiger Jules Halpern beschwerte sich lautstark und heftig über das Eindringen in Geoffrey Shafers Haus; hätte ich dort hilfreiche Beweise entdeckt, wären sie mit Sicherheit vor Gericht nicht zugelassen worden. Unglücklicherweise hatte ich nicht genügend Zeit, und Shafer war ohnehin zu klug, um belastende Beweise in seinem Haus aufzubewahren. Er hatte einen Riesenfehler begangen und würde wohl keinen zweiten begehen. Oder doch?

Wenn ich spätabends auf dem Dachboden arbeitete, hielt ich zuweilen inne und dachte an Christine. Diese Erinnerungen waren schmerzlich und traurig, aber auch tröstlich. Ich begann mich auf diese Zeiten zu freuen, da ich ungestört an sie denken konnte. In manchen Nächten ging ich nach unten zum Klavier im Wintergarten und spielte Songs, die uns viel bedeutet hatten: »Unforgettable«, »Moonglow«, »‘S Wonderful«. Und ich erinnerte mich immer noch genau, wie sie ausgesehen hatte, besonders, als ich bei ihr zu Hause war: verwaschene Jeans, barfuß, mit T-Shirt oder ihrem Lieblingspullover, gelb mit U-Boot-Ausschnitt, einen Schildpattkamm im langen Haar, das immer frisch nach Shampoo duftete.

Ich wollte nicht in Selbstmitleid versinken, aber ich fühlte mich unsagbar schlecht. Ich schwebte im Ungewissen darüber, was Christine zugestoßen war. Es war wie in einer Vorhölle.

Es lähmte mich, verkrüppelte mich. Ich fühlte mich so verflucht traurig und leer. Ich musste mit meinem Leben weitermachen, doch fiel es mir unsäglich schwer. Ich brauchte Antworten, zumindest einige. *Ist Christine Teil des Spiels?* Diese Frage ließ mich nicht los. Ich war von dem Spiel besessen.

Bin ich ein Teil davon?

Wahrscheinlich. Und in gewisser Weise hoffte ich, dass auch Christine es war. Es war meine einzige Hoffnung, dass sie noch lebte.

Und so war ich Mitspieler in einem wahrhaft bizarren Spiel, dem ich aus völlig falschen Gründen verfiel. Ich begann meine eigenen Regeln aufzustellen. Ich brachte neue Spieler hinzu. Ich beteiligte mich, um zu gewinnen.

Chuck Hufstедler von der FBI-Außenstelle Washington war mir weiterhin eine große Hilfe. Je öfter ich mit ihm sprach, umso deutlicher wurde mir, dass er in Patsy Hampton verliebt gewesen war. Und so verband uns beide das Schicksal, einen geliebten Menschen viel zu früh verloren zu haben.

Nachdem ich am Freitagabend mit Damon, Jannie, Nana und der Katze Rosie im Fernsehen »Die Maske des Zorro« angeschaut hatte, stieg ich auf den Dachboden. Ehe ich ins Bett ging, musste ich noch ein paar Dinge überprüfen.

Ich schaltete den Computer ein und hörte die vertraute Nachricht: *Sie haben Post*. Seit jener Nacht auf Bermuda jagten diese Worte mir schreckliche Angst ein; die Eiseskälte ließ mich von Kopf bis Fuß erstarren.

Sandy Greenberg von Interpol beantwortete eine meiner E-Mails. Sie hatte beim Mr.-Smith-Fall mit mir zusammengearbeitet, und wir waren Freunde geworden. Ich hatte sie gebeten, mehrere Dinge für mich zu überprüfen.

Ruf mich heute noch an, Alex, egal, wann. Ganz egal. Deine Hartnäckigkeit hat sich vielleicht bezahlt gemacht. Es ist lebenswichtig, dass DU dich meldest!

Sandy

Ich rief Sandy in Europa an, und sie meldete sich nach dem zweiten Klingeln. »Alex? Ich glaube, wir haben einen Spieler aufgetrieben. Deine verflixte Idee hat funktioniert. Shafer hat mit mindestens einem seiner alten Kumpel vom MI6 gespielt. Du hast ins Schwarze getroffen.«

»Bist du sicher, dass es einer der Spieler ist?«, fragte ich.

»Ziemlich sicher«, erwiderte Sandy. »Ich sitze hier und

schaue mir Dürers ›Die vier apokalyptischen Reiter‹ auf meinem Mac an. Wie du weißt, sind die Reiter der Eroberer, die Hungersnot, der Krieg und der Tod. Was für ein gespenstischer Haufen. Ich habe getan, worum du mich gebeten hattest, und mit einigen Kontaktleuten vom MI6 geredet. Die haben herausgefunden, dass Shafer und einer dieser Männer regelmäßig per Computer in Verbindung standen. Ich habe deine Notizen, und die sind sehr gut. Nicht zu fassen, was du da drüben in den Kolonien alles ausgetüftelt hast. Du bist ein verdammt bissiger Hund.«

»Danke«, sagte ich und ließ Sandy noch einige Minuten weiterplappern. Vor geraumer Zeit schon war mir klar geworden, dass sie sehr einsam war und sich bisweilen streitsüchtig aufführte, weil sie sich nach Gesellschaft sehnte.

»Im Spiel verwendet der Bursche den Namen ›Eroberer‹. Eroberer lebt in England. In Dorking, Surrey«, erklärte mir Sandy. »Er heißt Oliver Highsmith und ist aus dem aktiven Dienst beim MI6 ausgeschieden. Er hat in Asien mehrere Agenten geführt, Alex – zu derselben Zeit, als auch Shafer dort war. Shafer hat unter ihm gearbeitet. Hier ist es acht Uhr morgens. Warum rufst du den Mistkerl nicht einfach an?«, schlug Sandy vor. »Oder schick ihm eine E-Mail. Ich habe eine Adresse von ihm, Alex.«

Ich stellte mir Fragen über die anderen Teilnehmer bei den Vier Reitern. Waren es wirklich vier, oder war es nur der Name des Spiels? Wer waren die vier Spieler? Wie waren die Spielregeln? Lebten alle Spieler ihre Fantasien im wirklichen Leben aus oder nur einer?

Meine Computernachricht war schlicht und nicht allzu drohend, wie ich hoffte. Ich war sicher, dass der Kerl nicht widerstehen konnte, mir zu antworten.

Lieber Mr. Highsmith,
ich bin Beamter der Mordkommission in Washington, D.C.

Ich brauche Informationen über Colonel Geoffrey Shafer in Bezug auf die Vier Reiter. Meines Wissens hat Shafer in Asien für Sie gearbeitet. Ich brauche Ihre Hilfe. Es ist überaus eilig. Bitte, setzen Sie sich mit Detective Alex Cross in Verbindung.

Ich war überrascht, als ich prompt Antwort bekam. Oliver Highsmith – der Eroberer – musste online gewesen sein, als meine E-Mail kam.

Detective Cross, Sie sind mir durchaus bekannt, da der Mordprozess hier in England eine ziemlich große Geschichte ist, wie überhaupt in Europa. Ich kenne G. S. seit etwa einem dutzend Jahren oder länger. Er hat für mich gearbeitet, aber nur kurz. Er ist eher ein Bekannter als ein Freund. Deshalb verfüge ich über keine Erkenntnisse oder Meinungen, was seine Schuld oder Unschuld betrifft. Selbstverständlich hoffe ich, dass er unschuldig ist.

Was nun ihre Frage zu den Vier Reitern angeht: Das Spiel – und es *ist* ein Fantasy-Spiel, Detective – ist außergewöhnlich, da sämtliche Spieler die Rolle des Spielleiters übernehmen. Das heißt: Jeder von uns kontrolliert sein eigenes Schicksal, seine eigene Geschichte. Die Geschichte von G. S. ist noch tollkühner und ungewöhnlicher als die der anderen. Die Figur, die er verkörpert – der Reiter auf dem fahlen Pferd, der Tod –, könnte man als abgrundtief böse bezeichnen, und diese Figur ähnelt in gewisser Weise der Person, die in Washington vor Gericht steht. Jedenfalls kommt es mir so vor.

Dennoch muss ich auf einige wichtige Punkte hinweisen. In unserem Spiel tauchten Mord-Fantasien stets mehrere Tage *nach* den Berichten über Morde in den Zeitungen auf. Glauben sie mir, dass wir das gründlichst überprüft haben, nachdem G. S. angeklagt wurde. Es wurde sogar dem Geheim-

dienst in London, Inspektor Jones, zur Kenntnis gebracht. Daher bin ich überrascht, dass man Sie bis jetzt nicht dahingehend informiert hat. Unser Geheimdienst hat mich wegen G. S. aufgesucht und war vollkommen zufrieden, nehme ich an, da er sich bis jetzt nicht wieder gemeldet hat. Des Weiteren: Die anderen Spieler – alle vom Geheimdienst überprüft – sind sämtlich durch positive Charaktere repräsentiert. Und wie ich bereits sagte – so faszinierend »Vier Reiter« ist, so es ist dennoch bloß ein Spiel. Wussten Sie übrigens, dass es aufgrund gelehrter Berechnungen einen fünften Reiter gibt? *Vielleicht sind Sie das, Dr. Cross?* Zu Ihrer Kenntnisnahme: Der Kontaktmann beim Geheimdienst ist Mr. Andrew Jones. Ich vertraue darauf, dass er die Wahrheit meiner Erklärungen voll und ganz bestätigen wird. Sollten sie an weiteren Gesprächen interessiert sein, tun Sie das auf eigenes Risiko. Ich bin 67 Jahre alt, Rentner (wie ich gern zugebe) und als Schaumschläger ziemlich berühmt. Viel Glück bei Ihrer Suche nach Wahrheit und Gerechtigkeit. Ich würde auch gern eine so spannende Jagd unternehmen.

Eroberer

Ich las die Nachricht, las sie noch einmal. *Viel Glück bei Ihrer Suche.* War diese Zeile so bedeutungsvoll, wie sie klang? Und war ich jetzt ein Mitspieler – der fünfte Reiter?

In der Woche darauf ging ich jeden Tag zum Gericht. Wie viele andere Menschen, zog der Prozess auch mich in seinen Bann. Jules Halpern war der beeindruckendste Redner, den ich je in einem Gerichtssaal erlebt hatte, aber Catherine Fitzgibbon war auch nicht zu verachten. Das Urteil würde davon abhängen, wem die Geschworenen mehr glaubten. Es war alles Theater, bloß ein Spiel. Ich erinnerte mich, dass ich mir als Junge regelmäßig mit Nana zusammen eine Gerichtskrimi-Serie im Fernsehen angeschaut hatte. *Die Verteidiger.* Jede Folge be-

gann damit, dass ein Erzähler mit tiefer Stimme sinngemäß sagte: »Das amerikanische Rechtssystem ist bei weitem nicht perfekt, aber es ist immer noch das beste der Welt.«

Das mochte stimmen, doch als ich im Gerichtssaal in Washington saß, dachte ich unwillkürlich, dass der Mordprozess, der Richter, die Geschworenen, die Anwälte und sämtliche Regeln und Gesetzesvorschriften lediglich eine kunstvolle Erweiterung des Spiels waren und dass Shafer bereits seinen nächsten Zug plante, wobei er jeden Vorwurf, den die Staatsanwaltschaft gegen ihn erhob, offensichtlich genoss.

Immer noch kontrollierte *er* das Spielbrett. *Er* war der Spielleiter. Das wusste er – und ich auch.

Ich beobachtete Jules Halpern, der glattzüngig seine Ausführungen vorbrachte, die dazu dienen sollten, dass sein psychopathischer Mandant, dieses Ungeheuer, unschuldig wie ein neugeborenes Kind dastand. Während der langwierigen Kreuzverhöre fiel es schwer, die Konzentration zu wahren. Aber ich überhörte trotzdem nichts Wichtiges, vor allem, da sämtliche bedeutsamen Punkte ständig wiederholt wurden, bis es einem zum Hals heraushing.

»Alex Cross ...«

Ich hörte, wie mein Name genannt wurde, und konzentrierte mich wieder auf Jules Halpern. Er zeigte die Vergrößerung eines Fotos, das am Tag nach dem Mord in der *Post* erschienen war. Ein Mieter im Farragut hatte das Bild geschossen und an die Zeitung verkauft.

Halpern beugte sich nahe zum Zeugen vor, einem Mann namens Carmine Lopes, Nachtportier in dem Gebäude, in dem Patsy Hampton ermordet worden war.

»Mr. Lopes, ich zeige Ihnen nun Beweisstück J der Verteidigung, ein Foto, das meinen Mandanten und Detective Alex Cross zeigt. Es wurde auf dem Korridor im neunten Stock des Hauses gemacht, in dem Sie als Nachtportier Dienst taten, nachdem Detective Hamptons Leiche aufgefunden worden

war.«

Die Vergrößerung war so riesig, dass ich von meinem Sitz in der vierten Reihe aus die meisten Details erkennen konnte. Das Foto hatte mich von Anfang an geschockt.

Shafer sah darauf aus, als wäre er soeben den Hochglanzseiten eines Herrenmodemagazins entsprungen. Meine Klamotten dagegen waren zerrissen und schmutzig. Ich hatte gerade meinen irrwitzigen Marathon vom Zoo aus hinter mir und kam direkt aus der Tiefgarage, in der sich die Leiche der armen Patsy befand. Ich hatte die Fäuste geballt und schien Shafer meine Wut entgegenzubrüllen. Fotos *können* lügen. Das wissen wir. Dieses Foto war in höchstem Maße aufhetzend; ich spürte, wie es in den Köpfen der Geschworenen Vorurteile schürte.

»Ist das eine angemessene Darstellung, wie die beiden Männer an dem Abend gegen halb elf Uhr aussahen?«, fragte Halpern den Portier.

»Ja, Sir. Das Foto trifft's. Ist wie in meiner Erinnerung.«

Jules Halpern nickte, als bekäme er diese lebenswichtige Information zum ersten Mal. »Würden Sie bitte – *mit eigenen Worten* – beschreiben, wie Detective Cross zu diesem Zeitpunkt aussah?«, fragte er.

Der Portier zögerte, schien leicht verwirrt zu sein. Ich war es nicht. Ich wusste, worauf Halpern abzielte.

»War Detective Cross schmutzig?«, half Halpern dem Mann auf die Sprünge.

»Äh, schmutzig ... ja. Sehr sogar.«

»Hat er geschwitzt?«, fragte der Anwalt der Verteidigung weiter.

»Geschwitzt ... ja. Wir alle haben geschwitzt. Es war ein schrecklich heißer Abend.«

»Lief ihm die Nase?«

»Jawohl, Sir.«

»War die Kleidung von Detective Cross zerrissen, Mr. Lopes?«

»Ja. Zerrissen und schmutzig.«

Jules Halpern blickte die Geschworenen an, dann seinen Zeugen. »Waren Blutflecken auf Detective Cross' Kleidung?«

»Ja. Das ist mir als Erstes aufgefallen – das Blut.«

»War noch woanders Blut an Detective Cross' Kleidung oder an seinem Körper, Mr. Lopes?«

»An seinen Händen. Das war nicht zu übersehen. Jedenfalls nicht für mich.«

»Und Mr. Shafer? Wie hat Mr. Shafer ausgesehen?«

»Er war sauber. Piccobello. Er kam mir ganz ruhig vor.«

»Haben Sie an Mr. Shafer Blut gesehen?«

»Nein, Sir.«

Halpern nickte und blickte die Geschworenen an. »Mr. Lopes, welcher der beiden Männer sah aus, als hätte er kurz zuvor einen Mord begangen?«

»Detective Cross«, antwortete der Portier ohne Zögern.

»Einspruch!«, rief die Staatsanwältin, doch es war zu spät. Der Schaden war bereits angerichtet.

Am Nachmittag sollte die Verteidigung den Chief of Detectives George Pittman in den Zeugenstand rufen. Die stellvertretende Bezirksstaatsanwältin Catherine Fitzgibbon wusste, dass Pittman auf dem Terminkalender stand, und bat mich um ein Mittagessen unter vier Augen. »Falls Sie Appetit haben, ehe Pittman aussagt«, fügte sie hinzu.

Catherine war gescheit – und sie war gründlich. Sie hatte fast ebenso viele Schurken überführt, wie Jules Halpern freigepaukt hatte. Wir trafen uns in einem gut besuchten Delikatessen-Imbiss in der Nähe des Gerichtsgebäudes auf ein paar Sandwiches. Weder sie noch ich waren erfreut über Pittmans bevorstehenden Auftritt. Mein Ruf als Detective wurde von der Verteidigung demontiert, und es war hart, zuschauen zu müssen, ohne irgendetwas dagegen tun zu können.

Catherine biss in ein dickes Schinkensandwich. Senf spritzte

ihr auf Zeigefinger und Daumen. Sie lächelte. »Ein bisschen dick belegt, aber lecker. Pittman und Sie mögen sich nicht besonders. Sie hassen sich sogar wie die Pest, stimmt's?«

»Es ist eine ernsthafte Abneigung – und zwar auf Gegenseitigkeit«, erklärte ich ihr. »Chief Pittman hat ein paar Mal versucht, mich abzusägen. Er betrachtet mich als Bedrohung für seine Karriere.«

Catherine kämpfte mit dem Sandwich. »Hmmm, die Idee ist gar nicht so übel. Wären Sie ein besserer Chief of Detectives?«

»Ich würde nicht kandidieren und das Amt auch dann nicht antreten, sollte ich gewählt werden. Ich will nicht in einem Büro eingesperrt sein und politisches Tischtennis spielen müssen.«

Catherine lachte. Sie gehört zu den Menschen, die an fast allem etwas Komisches finden können. »Das ist wirklich zum Schießen, Alex. Die Verteidigung ruft den Chief of Detectives als einen *ihrer* verdamnten Zeugen. Angeblich steht er Ihnen feindlich gegenüber, aber ich glaube nicht, dass er das zeigen wird.«

Catherine und ich aßen den Rest ihres Riesensandwiches gemeinsam auf. »Na gut, lassen Sie uns mal hören, was Mr. Halpern heute im Ärmel hat«, sagte sie.

Zu Beginn der Nachmittagssitzung trug Jules Halpern peinlich genau und gründlich Pittmans beruflichen Werdegang vor, der durchaus beeindruckend klang. Studium an der George Washington, dann Jura am American, vierundzwanzig Jahre Polizeidienst, ausgezeichnet mit Orden für Tapferkeit und Belobigungen von drei Bürgermeistern.

»Chief Pittman, wie würden Sie Detective Cross' Karriere bei der Polizei beschreiben?«, fragte Halpern.

Ich wand mich auf meinem Platz. Unwillkürlich runzelte ich die Brauen, und meine Augen wurden schmal. *Jetzt geht's los*, dachte ich.

»Detective Cross hat an mehreren hochprofilierten Fällen

mitgearbeitet, die das Dezernat gelöst hat«, sagte Pittman und ließ es dabei bewenden. Nicht gerade ein Lob, aber zumindest war er nicht zum Angriff übergegangen.

Halpern nickte verstehend. »Was – wenn überhaupt – hat sein Verhalten in letzter Zeit verändert?«

Pittman blickte in meine Richtung, dann antwortete er: »Eine Frau, mit der er ausging, verschwand während eines gemeinsamen Urlaubs auf Bermuda. Seitdem ist er zerstreut, distanziert, äußerst reizbar – nicht mehr er selbst.«

Ich wollte mich zu Wort melden. Pittman hatte doch keine Ahnung über Christine und mich!

»Chief Pittman, war Detective Cross je ein Verdächtiger im Zusammenhang mit dem Verschwinden seiner Freundin, Mrs. Christine Johnson?«

Pittman nickte. »Das ist Standardverfahren bei der Polizei. Ich bin sicher, dass man ihn vernommen hat.«

»Aber sein Verhalten im Dienst hat sich seit dem Verschwinden Mrs. Johnsons verändert?«

»Ja. Seine Konzentration ist nicht wie früher. Er hat mehrere Tage im Dienst gefehlt. Steht alles in den Akten.«

»Hat Detective Cross um professionelle Hilfe gebeten?«

»Ja.«

»Haben Sie ihn persönlich aufgefordert, Hilfe zu suchen?«

»Jawohl. Ich habe mehrere Jahre mit ihm zusammengearbeitet. Er steht unter Stress.«

»Er steht unter *sehr großem* Stress. Könnte man das so sagen?«

»Ja. In letzter Zeit hat er nicht einen einzigen Fall abgeschlossen.«

Halpern nickte. »Sie haben einige Wochen vor dem Mord an Hampton mehrere Detectives vom Dienst suspendiert – Männer, mit denen Detective Cross befreundet war?«

Pittman blickte ihn ernst an. »Leider blieb mir keine Wahl.«

»Warum haben Sie diese Detectives suspendiert?«

»Sie haben in Fällen außerhalb des Zuständigkeitsbereichs ihres Dezernats ermittelt.«

»Könnte man sagen, die Detectives stellten ihre eigenen Regeln auf und gingen wie eine Art Selbstschutztruppe vor?«

Catherine Fitzgibbon sprang auf und erhob Einspruch, doch Richter Fescoe ließ die Frage zu.

Pittman antwortete: »Ich weiß nicht ... Selbstschutztruppe ist ein bisschen stark. Aber sie haben ohne ordnungsgemäße dienstliche Überwachung gearbeitet. Der Fall wird noch untersucht.«

»Gehörte Detective Cross zu dieser Gruppe, die nach ihren eigenen Regeln vorging, um Mordfälle zu lösen?«

»Ich bin nicht sicher. Aber ich habe in dieser Angelegenheit mit ihm gesprochen. Ich dachte, zum damaligen Zeitpunkt könnte er eine Suspendierung nicht ertragen. Ich warnte ihn und ließ es dabei bewenden. Das hätte ich nicht tun sollen«, sagte Pittman.

»Keine weiteren Fragen.«

Die sind auch nicht nötig, dachte ich.

Nachdem Shafer abends das Gerichtsgebäude verließ, schwebte er auf Wolke sieben. Er dachte, er würde das Spiel gewinnen. Er war völlig überdreht, total *gaga*, und fühlte sich gleichzeitig gut und böse. Er parkte in der dunklen Garage unter dem Gebäude, in dem Boo Cassady wohnte. Die meisten an einer Manie erkrankten bemerken die Anzeichen einer manischen Episode nicht, doch Shafer wusste Bescheid. Seine »Spiralen« kamen nicht aus dem Nichts; sie bauten sich auf, verstärkten sich.

Ihm entging keineswegs die Ironie und die Gefahr, wieder in diesem Gebäude zu sein; Täter kehrt an den Schauplatz des Verbrechens zurück und dieser ganze Mist. Shafer wollte an diesem Abend ins Southeast fahren, aber das war zu riskant. Er konnte noch nicht jagen – nicht jetzt. Ihm schwebte etwas an-

deres vor: die nächsten Züge in seinem Spiel.

Es war ungewöhnlich, wenn nicht beispiellos, dass der wegen Mordes Angeklagte frei herumlief, aber es war eine der Voraussetzungen dafür gewesen, dass er seine diplomatische Immunität ablegte. Welche Wahl hatte er der Staatsanwaltschaft gelassen? Überhaupt keine. Hätte der Staatsanwalt nicht zugestimmt, besaß Shafer noch immer seinen Diplomatenpass, der ihn vor dem Gefängnis bewahrte.

Shafer folgte einem Mieter, den er mehrmals gesehen hatte, von der Tiefgarage zum Aufzug und fuhr zu Boos Wohnung hinauf. Er klingelte und wartete. Dann hörte er sie über den Parkettboden kommen. Ja, der erste Akt der heutigen Abendvorstellung fing gleich an.

Er wusste, dass Boo ihn durch den Türspion beäugte, so wie er Alex Cross an jenem Abend beäugt hatte, als Patsy Hampton genau den Nachtschisch bekommen hatte, den sie verdiente. Seit seiner Haftentlassung hatte er Boo ein paar Mal gesehen, dann aber die Beziehung abgebrochen.

Als er sich nicht mehr mit Boo treffen wollte, war die Gute durchgedreht. Sie hatte ihn im Büro angerufen, dann zu Hause und ständig am Autotelefon, bis er schließlich die verdammte Rufnummer ändern ließ. Zu den schlimmsten Zeiten hatte sie ihn an die Irre erinnert, die Glenn Close in »Eine verhängnisvolle Affäre« gespielt hatte.

Er fragte sich, ob sie immer noch nach seiner Pfeife tanzte. Sie war eine ziemlich intelligente Frau, und das machte einen Großteil ihres Problems aus. Sie dachte viel zu viel, ließ sich alles doppelt und dreifach durch den Kopf gehen. Die meisten Männer, vor allem verblödete Amerikaner, mochten so etwas nicht – mit der Folge, dass Boo noch verrückter wurde.

Shafer lehnte das Gesicht an die Tür, spürte das kühle Holz an der Wange. Jetzt begann seine Show.

»Ich war wie versteinert vor Angst, dich zu sehen, Boo. Du hast keine Ahnung, wie das ist. Ein Ausrutscher, irgendwas,

das sie gegen mich verwenden können, und ich bin erledigt. Und was es noch schlimmer macht: Ich bin unschuldig. Du weißt das. An dem Abend habe ich auf der Fahrt von meinem Haus hierher mit dir geredet. Die ganze Zeit haben wir geredet. Du weißt, dass ich diese Polizistin nicht umgebracht habe. Elizabeth? Boo? Bitte, sag was. Beschimpf mich wenigstens. Lass die Wut raus ... Doktor?«

Keine Antwort. Eigentlich gefiel ihm das. Dadurch bekam er mehr Respekt vor ihr als bisher. Zum Teufel, diese Frau war noch wahnsinniger als er selbst.

»Du weißt genau, was ich durchmache. Du bist der einzige Mensch, der meine Krankheit versteht. Ich brauche dich, Boo. Du weißt, dass ich manisch-depressiv oder bipolar bin oder wie ihr Seelenklempner meinen Zustand sonst noch nennt. Boo?«

Dann fing Shafer tatsächlich zu weinen an, worüber er beinahe gelacht hätte. Er jammerte, schluchzte laut. Er ging in die Hocke und hielt sich den Kopf. Er wusste, dass er ein weitaus besserer Schauspieler war als viele hoch bezahlte Schaumschläger, die er in Filmen sah.

Langsam öffnete sich die Wohnungstür. »Schluchzschluchz«, flüsterte Boo. »Hat der arme Geoff Schmerzen? Was für ein Jammer.«

Was für ein Miststück, dachte er. Trotzdem musste er sie sehen. Sie sollte bald als Zeugin aussagen. Er brauchte sie heute Abend, und er brauchte ihre Hilfe im Gerichtssaal.

»Hallo, Boo«, flüsterte er.

Zweiter Akt der Aufführung.

Sie schaute ihn mit großen dunkelbraunen Augen an, die wie jene Perlen aus Bernstein schimmerten, die sie sich in den Edel-Boutiquen kaufte. Sie hatte an Gewicht verloren, aber dadurch wirkte sie noch erregender auf ihn, noch hilfloser. Sie trug marineblaue Shorts und ein elegantes T-Shirt aus rosa Seide – aber sie trug auch ihr Leid.

»Du hast mich tiefer verletzt als je ein Mensch zuvor«, flüsterte sie.

Er behielt die Fassung. Seine schauspielerische Leistung war oscarreif. »Ich kämpfe um mein Leben, Boo. Ständig denke ich an Selbstmord, ich schwöre es dir. Hast du denn nicht gehört, was ich gerade gesagt habe? Willst du, dass dein Bild wieder überall in der Boulevardpresse erscheint? Verstehst du denn nicht, dass ich mich deshalb von dir fern halten musste?«

Sie lachte verbittert und hochmütig. »Das passiert ohnehin, wenn ich als Zeugin aussage. Die Fotografen werden mich auf Schritt und Tritt verfolgen.«

Shafer schloss die Augen. »Nun ja, das ist jetzt deine Chance, dich zu rächen und mir wehzutun, Liebling.«

Sie schüttelte den Kopf. »Das würde ich niemals tun, und das weißt du. Ach, Geoff, warum hast du nicht wenigstens angerufen? Du bist so ein *Mistkerl*.«

Shafer ließ den Kopf hängen, ganz der reuige Sünder. »Du weißt, wie nahe ich dem Zusammenbruch war, ehe das alles geschehen ist. Und jetzt ist es noch schlimmer. Erwartest du von mir, dass ich mich wie ein verantwortungsbewusster Erwachsener benehme?«

Sie lächelte gequält. Shafer sah auf dem Tisch hinter ihr ein Buch. »Wandlungen und Symbole der Libido« von C. G. Jung. Wie passend. »Nein, ich glaube nicht, Geoff. Was willst du? Pillen?«

»Ich brauche dich. Ich möchte dich halten, Boo. Mehr nicht.«

In dieser Nacht gab sie ihm alles, was er wollte. Sie liebten sich wie Tiere auf dem Sofa mit grauem Samtbezug, das Boo für ihre Patienten benutzte, und dann in dem JFK-Schaukelstuhl, wo sie während der Sitzungen immer saß. Er nahm ihren Körper – und ihre Seele.

Dann gab sie ihm Tabletten: Antidepressiva, Schmerzmittel, fast alle ihre Ärztemuster. Noch immer konnte Boo bei Bedarf

von ihrem Ex-Mann Muster bekommen. Shafer wusste nicht, *wie* die Beziehung zwischen den beiden aussah, aber es war ihm offen gestanden völlig egal. Noch in Boos Wohnung schluckte er ein paar Librium und jagte sich Thramadol rein.

Dann nahm er Boo noch einmal am Küchentisch, sie wanden sich nackt und schwitzend vor Lust. Der *Hackklotz des Schlachters*, ging es Shafer durch den Kopf.

Gegen elf Uhr verließ er ihre Wohnung. Er fühlte sich noch schlechter als zuvor, ehe er zu ihr gegangen war. Doch er wusste, was er tun würde. Er hatte es schon gewusst, ehe er Boo besuchte. Es würde ihnen die Überraschung ihres Lebens bereiten. Ihnen allen. Der Presse. Den Geschworenen. Auf zum dritten Akt.

Kurz nach Mitternacht erhielt ich einen Notruf, der mich wie ein Schlag mit dem Hammer traf. Binnen Minuten scheuchte ich den alten Porsche mit hundertdreißig Sachen über den Rock Creek Parkway. Die Sirene schrie die Nacht an, vielleicht auch Geoffrey Shafer.

Um null Uhr fünfundzwanzig traf ich in Kalorama ein. Streifenwagen, Notarzt, Rettungswagen und Ü-Wagen der Nachrichtensender parkten überall auf der Straße.

Mehrere Nachbarn der Shafers waren aus ihren großen teuren Villen gekommen, um das albtraumhafte Schauspiel zu begaffen. Sie konnten nicht fassen, dass so etwas in ihrer exklusiven Enklave geschah.

Das Quäken, Rauschen und Knistern aus etlichen Polizeifunkgeräten erfüllte die Nachtluft. Hoch oben schwebte bereits ein Hubschrauber mit einem Nachrichtenteam. CNN kam mit einem großen Ü-Wagen und parkte direkt hinter mir.

Ich trat zu einem Detective auf dem Rasen vor dem Haus. Er hieß Malcolm Ainsley. Wir kannten uns von anderen Mordschauplätzen, sogar von etlichen Partys. Plötzlich öffnete sich die Eingangstür der Shafer-Villa.

Von einer Notärztin begleitet, trugen Sanitäter eine Bahre heraus. Dutzende von Kameras erzeugten ein Blitzlichtgewitter.

»Es ist Shafer«, teilte Ainsley mir mit. »Das Schwein hat versucht, sich umzubringen, Alex. Hat sich die Pulsadern aufgeschlitzt und jede Menge Pillen geschluckt. Überall waren offene Tablettenschachteln. Aber dann muss er sich die Sache noch mal überlegt haben und hat um Hilfe gerufen.«

Aufgrund der Voruntersuchungen vor dem Prozess – sowie auf der Grundlage meiner eigenen Profilarbeiten – verfügte ich über genügend Informationen über Shafer, um einige durchaus berechnete Vermutungen darüber anzustellen, was geschehen sein könnte. Mein erster Gedanke war, dass er unter einer Art bipolaren Störung litt, die sowohl manische als auch depressive Phasen hervorrief. Eine zweite Möglichkeit war eine Zyklothymie, die sich in zahllosen hypomanischen Phasen und auch depressiven Symptomen manifestieren kann. Assoziative Symptome können überhöhtes Selbstgefühl, vermindertes Schlafbedürfnis, exzessiv ausgelebte »Vergnügungen« und eine Steigerung zielgerichteter Aktivitäten sein – in Shafers Fall vielleicht ein verstärktes Bemühen, sein Spiel zu gewinnen.

Ich bewegte mich vorwärts, als schwebte ich in einem sehr schlimmen Traum, dem schlimmsten, den ich mir vorstellen konnte. Ich erkannte die Notärztin, Nina Disesa. Ich hatte ein paar Mal in Georgetown mit ihr zusammengearbeitet.

»Wir sind gerade noch rechtzeitig zu dem Mistkerl gekommen«, sagte Nina, und ihre dunklen Augen wurden schmal. »Schade, was?«

»Hat er *ernsthaft* versucht, sich selbst das Licht auszuknipsen?«, fragte ich.

Nina zuckte mit den Schultern. »Schwer zu sagen. Er hat sich das Handgelenk ziemlich übel zugerichtet, aber nur das linke. Dann die Tabletten, *massenhaft* – alles Ärztemuster.«

Ich schüttelte fassungslos den Kopf. »Aber er hat eindeutig um Hilfe gerufen?«

»Nach Aussage seiner Frau und seines Sohnes hörten sie ihn aus dem Arbeitszimmer rufen: ›Daddy braucht Hilfe. Daddy stirbt. Daddy ist krank.««

»Na, *der* Teil stimmt. Daddy ist unglaublich krank. Daddy ist ein Geisteskranker. *Gigantisch* geisteskrank.«

Ich ging zum Notarztwagen hinüber. Immer noch blitzten auf der ganzen Straße Kameras auf. In meinem Kopf drehte sich alles. *Für ihn ist alles ein Spiel. Die Opfer im Southeast, Patsy Hampton, Christine. Und jetzt das. Er spielt sogar mit dem eigenen Leben.*

»Sein Puls ist noch kräftig«, hörte ich, als ich zum Krankenwagen kam. Ich sah, wie ein Sanitäter im Innern des Fahrzeugs das EKG-Gerät betrachtete. Ich hörte sogar das Piepsen des Apparats.

Dann sah ich Shafers Gesicht. Sein Haar war schweißnass, das Gesicht weiß wie ein Blatt Papier. Er starrte mir in die Augen und bemühte sich, scharf zu sehen. Dann erkannte er mich.

»Sie haben mir das angetan«, sagte er. Dann versuchte er mit letzter Kraft, sich auf der Bahre aufzusetzen. »Sie haben mein Leben ruiniert, um Karriere zu machen. Sie haben das getan! Sie sind verantwortlich! O Gott, o Gott! Meine arme Familie! Warum muss uns das geschehen?«

Die Fernsehkameras filmten wie verrückt und bekamen seine gesamte oscarreife Aufführung in den Kasten. Genauso, wie Geoffrey Shafer es von ihnen erwartet hatte.

Wegen Shafers Selbstmordversuch musste die Verhandlung vertagt werden. Der faule Zauber im Gerichtssaal würde wohl erst in der nächsten Woche weitergehen.

Inzwischen hatten die Medien überreichlich Futter; es gab sogar Schlagzeilen in der »Washington Post«, der »New York Times« und der »USA Today«. Shafer war ein Könner – Herr-

gott, er war ein Ass auf dem Gebiet.

Fast jeden Abend hatte ich mit Sandy Greenberg geredet. Sie half mir, Informationen über die anderen Mitspieler zu sammeln. Sie war sogar so weit gegangen und hatte mit Eroberer gesprochen. Sie bezweifelte, dass Oliver Highsmith ein Mörder war. Er war Ende sechzig, hatte starkes Übergewicht und saß im Rollstuhl.

Sandy rief mich abends um sieben Uhr zu Hause an. Sie ist eine gute Freundin. Offensichtlich rackerte sie sich meinetwegen noch um Mitternacht ab. Ich nahm den Anruf in meinem Allerheiligsten auf dem Dachboden entgegen.

»Andrew Johnson vom Geheimdienst wird dir einen Besuch abstatten«, erklärte Sandy in ihrer gewohnt schnippischen, aggressiven Art. »Sind das nicht tolle Neuigkeiten? Er ist tatsächlich versessen darauf, dich zu treffen, Alex. Das hat er mir zwar nicht direkt gesagt, aber ich glaube, er hat für Colonel Shafer nicht allzu viel übrig. Wollte aber mit dem Grund dafür nicht rausrücken. Und zum Glück ist er gerade in Washington. Er ist ein Spitzenmann. Er spielt in der Arena des Geheimdienstes eine große Rolle. Er ist sehr gut, Alex, ein Scharfschütze.«

Ich dankte Sandy und rief sofort Jones im Hotel an. Er nahm den Anruf in seinem Zimmer entgegen. »Ja, hallo. Hier Andrew Jones. Mit wem spreche ich, bitte?«

»Detective Alex Cross von der Washingtoner Polizei. Ich habe gerade mit Sandy Greenberg telefoniert. Wie geht es Ihnen?«

»Gut, sehr gut. Das heißt ... zum Teufel, eigentlich nicht. Ich hatte schon bessere Wochen und Monate. Ehrlich gesagt, bin ich auf dem Zimmer geblieben, weil ich gehofft habe, Sie würden anrufen. Möchten Sie sich mit mir treffen, Alex? Gibt es einen Ort, wo wir nicht allzu sehr auffallen?«

Ich schlug eine Bar an der M Street vor, in einer halben Stunde. Ich kam eine oder zwei Minuten zu früh. Als Johnson erschien, erkannte ich ihn aufgrund seiner Beschreibung am

Telefon: »Kräftig, massig, rotes Gesicht. Wie ein Ex-Rugbyspieler – obwohl ich nie gespielt, nicht mal zugeschaut habe. Ach ja, flammend rote Haare und dazu passender Schnurrbart. Das sollte helfen, oder?«

So war es. Wir saßen in einer dunklen Nische im hinteren Teil der Bar und lernten uns allmählich kennen. In den nächsten fünfundvierzig Minuten weihte Jones mich in mehrere wichtige Dinge ein, darunter in die Politik und Etikette beim britischen Geheimdienst und der Polizei. Außerdem erzählte er mir von dem guten Namen und dem Rang, den Lucy Shafers Vater in der Armee innehatte, und der Sorge um seinen guten Ruf. Und vom Bestreben der Regierung, einen noch pikanteren Skandal zu vermeiden als die jetzige Schweinerei.

»Alex, wenn es stimmen würde, dass einer unserer Agenten bei seinem Dienst in Übersee kaltblütige Morde begangen hätte und dass der britische Geheimdienst nichts davon wüsste, würde dieser Skandal wie eine Bombe einschlagen und wäre mehr als peinlich. Aber falls MI6 *irgendetwas darüber wusste*, das Colonel Shafer angeblich getan hat ... also, das ist schlichtweg undenkbar.«

»Wirklich?«, fragte ich. »Ist das undenkbar?«

»Darauf antworte ich nicht, Alex – Sie wissen, das kann ich nicht. Aber ich bin bereit, Ihnen zu helfen, wenn es mir möglich ist.«

»Warum?«, fragte ich. »Warum jetzt? Wir haben Ihre Hilfe gebraucht, ehe der Prozess anfing.«

»Berechtigte Frage. Gute Frage. Wir sind bereit zu helfen, weil Sie jetzt über Informationen verfügen, die uns verdammt viel Ärger machen könnten. Sie sind am *Undenkbaren* beteiligt.«

Ich sagte nichts, glaubte jedoch zu wissen, worauf er anspielte.

»Sie haben ein Fantasy-Spiel entdeckt, das die Vier Reiter heißt. Es gibt vier Spieler, Shafer eingeschlossen. Uns ist bekannt, dass Sie bereits Verbindung mit Oliver Highsmith auf-

genommen haben. Was Sie bis jetzt wohl noch nicht wissen, aber letztendlich herausfinden werden: Sämtliche Spieler sind ehemalige oder noch aktive Agenten. Damit will ich sagen, dass Geoffrey Shafer vielleicht nur den Anfang unserer Probleme darstellt.«

»Sind alle vier Mörder?«, fragte ich.

Andrew Jones antwortete nicht. Das war auch nicht nötig.

Wir glauben, dass das ›Spiel‹ in Bangkok entstand, wo drei der vier Spieler im Jahre '91 stationiert waren. Der Vierte, Highsmith, war Mentor von George Bayer, der bei den Vier Reitern die Figur der Hungersnot spielt. Highsmith hat immer von London aus gearbeitet.«

»Erzählen Sie mir von Highsmith«, sagte ich.

»Wie ich schon sagte, war er stets im Hauptbüro in London tätig. Er war hochrangiger Analytiker und hat später etliche Agenten geführt. Highsmith ist ein überaus intelligenter Bursche, der hohes Ansehen genießt.«

»Er hat behauptet, die Vier Reiter seien nur ein harmloses Fantasy-Spiel.«

»Das mag für ihn zutreffen, Alex. Vielleicht sagt er die Wahrheit. Seit '58 sitzt er im Rollstuhl. Autounfall. Seine Frau hatte ihn kurz zuvor verlassen, und er wurde nicht damit fertig. Er ist ein Riesenbrocken, wiegt mehr als zweieinhalb Zentner. Ich bezweifle, dass er sich in den schäbigeren Gegenden Londons herumtreibt und junge Frauen ermordet. Das hat Shafer doch hier in Washington getan, wie Sie glauben, nicht wahr? Die Jane-Namenlos-Morde begangen?«

Jones hatte Recht, und ich bestritt es nicht. »Wir wissen, dass er an mehreren Morden beteiligt war, und ich glaube, dass wir nahe daran waren, ihn zu erwischen. Er hat seine Opfer mit einem Taxi ohne Lizenz aufgelesen, einem so genannten Zigeunertaxi. Wir haben das Fahrzeug gefunden. Ja, wir wissen über ihn Bescheid, Andrew.«

Jones faltete die dicken Finger und schürzte die Lippen. »Sie glauben, dass Shafer wusste, wie dicht Sie und Detective Hampton ihm auf den Fersen waren?«

»Er könnte es gewusst haben, aber er stand auch unter großem Druck. Er beging mehrere Fehler, die uns zu einer Wohnung führten, die er gemietet hatte.«

Jones nickte. Er schien eine Menge über Shafer zu wissen, was mir zeigte, dass auch er ihn beschattet hatte. Hatte er auch mich beschattet?

»Wie könnten Ihrer Meinung nach die anderen Spieler darauf reagieren, dass Shafer so sehr die Kontrolle verloren hat?«, fragte ich.

»Ich bin sicher, dass sie sich bedroht fühlen. Wem würde es nicht so ergehen? Shafer war für sie alle ein Risiko. Er ist es immer noch.« Jones hielt kurz inne. »Also, wir haben Shafer, der vermutlich hier in Washington Morde begangen und seine Fantasien im wirklichen Leben ausgelebt hat. Und Highsmith, der dies wahrscheinlich nicht könnte. Aber er könnte eine Art Spielleiter sein. Dann gibt es da noch einen Mann auf Jamaika, einen gewissen James Whitehead. Doch weder auf Jamaika noch auf einer der Nachbarinseln wurden Morde nach dem Muster der Jane Namenlos verübt. Das haben wir gründlich gecheckt. Und schließlich gibt es noch George Bayer in Asien.«

»Was ist mit Bayer? Ich nehme an, Sie haben auch ihn gründlich überprüft?«

»Selbstverständlich. In seinem Dossier steht nichts Besonderes – aber es gab da mal einen Vorfall, eine mögliche Verbindung, der man nachgehen sollte. Voriges Jahr sind in Bangkok zwei Mädchen spurlos verschwunden, die in Pat Pong in einer Striptease-Bar gearbeitet haben. Sie haben sich auf den lärmenden, von Menschen wimmelnden Straßen einfach in Luft aufgelöst. Die Mädchen waren sechzehn und achtzehn, Stripperinnen und Prostituierte. Man fand sie zusammengenagelt,

Alex, in Missionarsstellung. Sie trugen nur Strapsgürtel und Strümpfe. Selbst im fröhlichen alten Bangkok hat das einen ganz schönen Wirbel gemacht. Klingt das nicht verdammt ähnlich wie die beiden Mädchen, die in Eckington ermordet wurden?«

Ich nickte. »Damit haben wir zumindest zwei ungelöste Jane Namenlos in Bangkok. Hat jemand Bayer verhört?«

»Bis jetzt noch nicht, aber er wird beschattet. Denken Sie daran, was ich vorhin gesagt habe. Über die Politik, die Angst vor einem Skandal. Gegen Bayer und die anderen wird ermittelt, aber uns sind bis zu einem gewissen Punkt die Hände gebunden.«

»Mir nicht«, erklärte ich Jones. »Sie wollten doch, dass ich das sage, nicht wahr? Das haben Sie doch erwartet? Deshalb wollten Sie sich heute Abend mit mir treffen.«

Jones wurde sehr ernst. »Genau so läuft es in der Welt, fürchte ich. Lassen Sie uns von jetzt an zusammenarbeiten. Wenn Sie uns helfen ... Ich verspreche Ihnen, dass ich alles in meiner Macht stehende tun werde, um herauszufinden, was Christine Johnson zugestoßen ist.«

Die Verhandlung wurde schneller als erwartet wieder aufgenommen – bereits am darauf folgenden Mittwoch. In der Presse wurde darüber spekuliert, wie ernst die Verletzungen waren, die Shafer sich selbst zugefügt hatte. Das perverse Interesse der Öffentlichkeit an dem Fall hatte anscheinend kein bisschen nachgelassen.

Den Ausgang der Verhandlung vorherzusagen schien unmöglich. Ich versuchte, mich nicht davon unterkriegen zu lassen. An dem Morgen, als die Verhandlung weitergeführt wurde, waren sowohl Shafer als auch ich im überfüllten Sitzungssaal. Shafer sah bleich und abgezehrt aus – ein Mensch, dem man Mitleid entgegenbrachte, worauf er es offenbar anlegte. Ich konnte keine Sekunde den Blick von ihm wenden.

Die Dinge wurden seltsamer und seltsamer – jedenfalls was mich betraf. An diesem Morgen wurde Sergeant Walter Jamieson in den Zeugenstand gerufen. Jamieson war bereits Ausbilder an der Polizeiakademie gewesen, als ich sie besucht hatte, und er lehrte noch immer dort. Er hatte mir mein Handwerk beigebracht. Ich hatte keine Ahnung, weshalb Jamieson im Mordfall Patsy Hampton in den Zeugenstand gerufen wurde.

Jules Halpern trat an den Zeugen heran. Er hielt ein dickes Buch mit festem Einband aufgeschlagen in den Händen.

»Ich möchte Ihnen eine Stelle aus dem Lehrbuch *Die Tatortsicherung – Handbuch für Kriminalbeamte* vorlesen, das Sie vor zwanzig Jahren geschrieben haben und noch heute in Ihrem Unterricht verwenden. Ich zitiere: ›Hat ein Detective bei der Suche nach Beweisstücken Veränderungen an einem Tatort vorgenommen, darf er nach Auffinden solcher Beweisstücke *auf keinen Fall* weitere Veränderungen am Tatort vornehmen, bis die Spurensicherung eintrifft, um zu verhindern, dass vom Detective bewirkte Veränderungen des Tatorts fälschlicherweise einem Täter zugeschrieben werden. Am Tatort *müssen die ganze Zeit* Handschuhe getragen werden.« Haben Sie das geschrieben, Sergeant Jamieson?«

»Ja. Höchstwahrscheinlich. Es ist zwanzig Jahre her, wie Sie schon sagten.«

»Aber es hat noch immer seine Gültigkeit?«, fragte Halpern.

»Ja, natürlich. Vieles hat sich geändert, aber das nicht.«

»Und Sie haben die frühere Aussage gehört, dass Detective Cross sowohl im Fahrzeug von Detective Hampton als auch in der Wohnung von Dr. Cassady Handschuhe getragen hat?«

»Ja, diese Aussage habe ich gehört.«

Halpern stellte den Overheadprojektor im Gerichtssaal ein. »Ich möchte Sie bitten, Ihre Aufmerksamkeit auf die Fingerabdrücke Nummer eins-sechundsiebzig und zwei-elf zu richten, die uns vom Büro der Bezirksstaatsanwaltschaft zur Verfügung gestellt wurden. Sehen Sie die Abdrücke, die ich Ihnen be-

zeichnet habe?«

»Die Nummern eins-sechundsiebzig und zwo-elf. Ja, ich sehe sie.«

»Nun, diese Fingerabdrücke sind wie folgt gekennzeichnet. Der erste: ›Gürtelschnalle Detective Hampton, Abdruck identifiziert als der von Alex Cross, rechter Daumen‹. Der zweite: ›Linke Seite Armaturenbrett, Abdruck identifiziert als der von Alex Cross, linker Zeigefinger‹. Was bedeutet das? Würden Sie uns das erklären?«

»Es bedeutet, dass Alex Cross' Fingerabdrücke sowohl an Detective Hamptons Gürtel als auch am Armaturenbrett ihres Wagens gefunden wurden.«

Jules Halpern wartete geschlagene zehn Sekunden, bis er fortfuhr: »Und dürfen wir daraus nicht schließen, Sergeant Jamieson, dass Detective Cross selbst der Mörder und Vergewaltiger gewesen sein könnte?«

»Einspruch!«, rief Catherine Fitzgibbon und sprang auf.

»Ich ziehe meine Bemerkung zurück«, sagte der Verteidiger.
»Keine weiteren Fragen.«

Die Anwälte der Anklage und der Verteidigung erschienen weiterhin regelmäßig bei Larry King und anderen TV-Shows, um sich damit zu brüsten, ihre Fälle seien »so gut wie unter Dach und Fach«. Wenn man den Anwälten zuhörte, konnte keine der beiden Seiten verlieren.

Im Gerichtssaal zeigte Jules Halpern den wild entschlossenen Ausdruck und die Körpersprache eines Menschen, der vor Zuversicht und Entschlossenheit strotzte. Er trieb den Fall energisch voran und wirkte wie ein Jockey, der sein Vollblut mit der Peitsche zum Sieg jagte.

Der Gerichtsdieners verkündete: »Die Verteidigung ruft Mr. William Payaz.«

Der Name sagte mir nichts. Jetzt was? Jetzt *wer*?

Im Saal gab es keine sofortige Reaktion.

Niemand trat vor.

Köpfe drehten sich. Immer noch meldete sich niemand. Wer war dieser geheimnisvolle Zeuge?

Der Gerichtsdienner rief ein wenig lauter: »Mr. Payaz. Mr. William Payaz.«

Plötzlich öffneten sich die Doppeltüren hinten im Saal, und ein Zirkusclown kam herein. Auf den Zuhörerbanken wurde geflüstert, ein paar Leute lachten. In welcher Welt lebten wir? In der Tat – was für ein Zirkus.

Der Clown trat in den Zeugenstand. Sofort rief Richter Fescoe die Staatsanwältin und den Verteidiger zu sich. Eine hitzige Diskussion entbrannte, von der wir jedoch kein Wort verstehen konnten. Offensichtlich wurde die Frage, ob Clown oder nicht, zugunsten der Verteidigung entschieden. Nachdem der Clown den Eid abgelegt hatte, sollte er ordnungshalber seinen Namen nennen.

Die Hand im weißen Handschuh erhoben, erklärte er: »Billy.«

»Den Familiennamen, bitte«, sagte der Gerichtsdienner.

»Vorname Silly, Familienname Billy«, sagte der Clown.
»Silly Billy. Ich habe meinen Namen ganz legal ändern lassen«, vertraute er dem Richter an.

Jetzt übernahm Jules Halpern. Er behandelte den Clown mit Achtung, nahm ihn ernst. Als Erstes bat er ihn, seinen Beruf zu beschreiben, was der Clown höflich tat. Dann fragte Halpern ihn: »Und was führt Sie heute hierher?«

»Ich habe eine Party für Mr. Shafer draußen in Kalorama veranstaltet, an dem schicksalhaften und schrecklichen Abend des Mordes. Es war der fünfte Geburtstag seiner Zwillinge. Ich hatte schon einmal eine Party für sie gemacht, als sie vier wurden. Ich habe ein Video mitgebracht. Wollt ihr es sehen?«, rief er, als spräche er zu einer Gruppe Dreijähriger.

»Selbstverständlich«, antwortete Jules Halpern.

»Einspruch!«, rief Catherine Fitzgibbon.

Gegen den Einspruch der Staatsanwaltschaft und nach längerer Diskussion zwischen Richter und Anwälten wurde das Video zugelassen. Die Zeitungen hatten behauptet, Richter Fescocoe sei von Jules Halpern eingeschüchtert. Das schien der Fall zu sein.

Zu Anfang des Bandes wurde die Nahaufnahme eines Clowngesichts gezeigt. Als die Kamera zurückbewegt wurde, sahen alle im Gerichtssaal, dass es das Schild an Silly Billys Van war, der vor einem schönen roten Backsteinhaus mit angebautem Wintergarten parkte. Das Haus der Shafers.

In der nächsten Szene klingelte Silly Billy und überraschte offensichtlich die Kinder an der Tür.

Wieder erhob die Staatsanwaltschaft Einspruch gegen das Video. Wieder gab es Diskussionen vor dem Richtertisch. Die Anwälte kehrten auf ihre Plätze zurück, und das Band lief weiter.

Die anderen Kinder bei der Geburtstagsparty rannten zur Tür. Der Clown verteilte Spielzeug aus dem Sack, den er über der Schulter trug: Teddybären, Puppen, glänzende rote Feuerwehrautos.

Dann führte Silly Billy auf der Sonnenterrasse, von der man in den Garten hinter dem Haus blicken konnte, Zauberkunststücke und Taschenspielertricks vor. Der Garten war sehr schön, mit Orangenbäumen in Töpfen, weißen Kletterrosen, Jasmin und üppig grünem Rasen.

»Wartet! Ich höre da draußen was!«, sagte der Clown in die Kamera. Dann lief er fort und verschwand.

Alle Kinder schauten ihm nach. In ihren Augen standen Staunen und unschuldige Freude.

Ein cremefarbenes Pony erschien und trabte langsam um die Hausecke. Auf dem Pony ritt Silly Billy.

Doch als der Clown abstieg, stellten die Kinder fest, dass er in Wahrheit Geoffrey Shafer war. Sämtliche Kinder gerieten außer Rand und Band, besonders die Shafer-Zwillinge. Sie

rannten zu ihrem Vater und umarmten ihn stürmisch. Er wirkte wie der perfekte Vater.

Dann kamen weitere rührende Bilder der Kinder, wie sie Sahnekuchen aßen und Spiele machten. Es gab auch weitere Aufnahmen von Shafer, wie er lachte und mit einigen Kindern spielte. Ich vermutete, dass Jules Halpern für den letzten Zusammenschnitt des Videobandes verantwortlich zeichnete. Es war sehr überzeugend.

Die erwachsenen Gäste der Party, alle fein herausgeputzt, wirkten sehr gebildet und legten ein beredtes Zeugnis ab. Sie erklärten, dass Geoffrey Shafer und seine Frau beispielhafte Eltern seien. Shafer trug nicht mehr das Clownskostüm, sondern einen eleganten dunkelblauen Anzug. Bescheiden wehrte er das Lob ab. Er trug denselben Anzug wie bei seiner Festnahme im Farragut.

Das Band endete mit den lächelnden, hübschen Zwillingen, die in die Kamera blickten und erzählten, dass sie Mom und Daddy sehr liebten, weil sie für die beiden »einen Traum wahr gemacht« hätten. Dann flammten im Saal die Lichter auf. Der Richter gestattete eine kurze Pause.

Ich war unglaublich wütend, dass man das Video gezeigt hatte. Es zeigte Shafer als großartigen Vater – und tragisches *Opfer*.

Alle Geschworenen lächelten, auch Jules Halpern. Er hatte meisterhaft argumentiert, dass das Band von ungeheurer Wichtigkeit sei, um den Gefühlszustand Shafers kurz vor dem Mord an Patsy Hampton zu zeigen. Halpern war ein so gewiefter Redner, dass sein Wunsch, das Video zu zeigen, logisch klang. Wie dem auch sei, jetzt war es aktenkundig.

Shafer lächelte übers ganze Gesicht, ebenso seine Frau und sein Sohn. Plötzlich durchfuhr mich der Gedanke, dass Shafer auf der Party für seine Kinder ein fahles Pferd geritten hatte. Er war der Tod der Vier Reiter.

Für ihn war alles – sein ganzes Leben – Theater und Spiel.

Manchmal wollte ich die Augen fest schließen und nichts mehr von diesem Prozess sehen. Ich wollte, dass die Dinge wieder so wären wie vor dem Erscheinen des Wiesels.

Catherine Fitzgibbon leistete bei jedem Zeugen sehr gute Arbeit, aber der Richter schien die Verteidigung zu begünstigen wann immer möglich. Dies hatte mit dem kritischen Ausschließen von Beweismitteln begonnen und setzte sich jetzt fort.

Lucy Shafer betrat den Zeugenstand am frühen Nachmittag. Die herzerwärmenden Familienbilder der Shafers waren in den Köpfen der Geschworenen immer noch frisch.

Ich hatte mich bemüht, Lucy Shafers seltsame und verwirrende Beziehung zu ihrem Mann zu verstehen, seit ich sie zum ersten Mal in der Nacht des Mordes an Patsy Hampton gesehen hatte. Was für eine Frau konnte mit einem gewissenlosen Ungeheuer wie Shafer leben, ohne es zu wissen? Konnte diese Frau Ahnungen oder gar Wissen derart verdrängen? Oder gab es etwas anderes, das sie dazu motivierte? Irgendetwas, das sie Shafer hörig machte? Ich hatte in meiner Zeit als Therapeut die verschiedensten Arten ehelicher Beziehungen erlebt, doch keine solche.

Jane Halpern nahm die Zeugenbefragung vor. Sie wirkte ebenso zuversichtlich und siegessicher wie ihr Vater. Sie war groß und schlank und hatte ihr drahtiges schwarzes Haar mit einem dunkelroten Band zurückgebunden. Sie war achtundzwanzig und hatte erst vier Jahre zuvor ihr Jurastudium in Yale abgeschlossen, doch sie wirkte älter und klüger.

»Mrs. Shafer, wie lange kennen Sie sich, Ihr Mann und Sie?«

Lucy Shafer sprach mit sanfter, aber klarer Stimme. »Eigentlich kenne ich Geoffrey fast mein gesamtes Erwachsenenleben. Mein Vater war sein vorgesetzter Offizier in der Armee. Ich glaube, ich war erst vierzehn, als ich Geoff zum ersten Mal traf. Er war neun Jahre älter. Wir heirateten, als ich neunzehn

war, nach meinem zweiten Jahr in Cambridge. Während ich für das Examen gebüffelt habe, erschien er einmal in voller Ausgehuniform – blank geputzter Säbel, Orden, glänzende Reitstiefel – mitten in der Bibliothek. Ich saß da in einem Sweatshirt oder sonst einer grauvollen Kleidung und hatte meine Haare nicht gewaschen. Geoff aber sagte, das spiele keine Rolle. Ihm war mein Aussehen völlig egal. Er sagte, dass er mich liebe – für immer. Und ich muss Ihnen sagen, dass er sein Versprechen gehalten hat.«

»Wundervoll«, meinte Jane Halpern. Sie schien völlig hingekissen zu sein, als hätte sie die Geschichte nie zuvor gehört. »Und blieb er so romantisch?«

»O ja, er wurde sogar noch romantischer. Es vergeht keine Woche, in der Geoff mir nicht Blumen mitbringt oder ein schönes Hermès-Tuch. Ich sammle diese Tücher, wissen Sie. Und dann gibt es noch unsere ›Aua‹-Ausflüge.«

Jane Halpern zog die Brauen hoch, und ihre dunkelbraunen Augen zwinkerten. »Was sind ›Aua‹-Ausflüge?«, fragte sie mit der übertriebenen Neugier einer Moderatorin im Frühstücksfernsehen.

»Geoff fliegt mit mir nach New York, Paris oder London, und ich darf mir so viele Kleider kaufen, bis er ›aua‹ sagt. Er ist wirklich sehr, sehr großzügig.«

»Also ist er ein guter Ehemann?«

»Der beste, den man sich vorstellen kann. Er arbeitet sehr hart, aber nicht so sehr, dass er seine Familie vernachlässigt. Die Kinder beten ihn an.«

»Ja, das zeigt der Film, den wir heute Morgen gesehen haben, Mrs. Shafer. War die Party ein außergewöhnliches Ereignis?«

»Nein. Geoff liebt es, Partys zu geben. Er ist immer gut gelaunt und lebensfroh. Voller Spaß und Überraschungen. Er ist ein sensibler und sehr kreativer Mann.«

Ich blickte von Lucy Shafer zur Geschworenenbank. Sie hat-

te die Geschworenen so in den Bann gezogen, dass diese nicht die Augen von ihr wenden konnten. Lucy Shafer war in der Tat sehr glaubwürdig. Selbst ich hatte das Gefühl, dass sie ihren Mann tatsächlich liebte, und was noch wichtiger war: Sie glaubte offenbar, dass auch *er* sie liebte.

Jane Halpern nutzte die Möglichkeiten, die eine Zeugin wie Lucy Shafer ihr bot, weidlich aus. Ich konnte ihr keinen Vorwurf daraus machen. Lucy Shafer war attraktiv und schien sehr nett und freundlich zu sein – und offensichtlich sehr verliebt in ihren Mann. Und sie lebte für ihre Kinder. Eine Närrin schien sie nicht zu sein. Bloß eine Frau, die genau den Mann gefunden hatte, den sie wollte, sehr schätzte und liebte: Geoffrey Shafer.

Es war ein unauslöschliches Bild, das die Geschworenen am Ende dieses Tages mitnahmen.

Und es war eine unglaubliche Lüge, erdacht von einem Meister.

Ich besprach alles mit Andrew Jones, als ich an diesem Nachmittag vom Gericht nach Hause kam. Ich hatte noch einmal versucht, Verbindung mit Oliver Highsmith aufzunehmen, hatte bis jetzt aber noch keine Antwort bekommen. Außerdem gab es nichts Neues, das Shafer mit den Jane-Namenlos-Morden in Washington in Verbindung brachte. In den letzten Monaten schien Shafer niemanden ermordet zu haben, zumindest nicht in Washington.

Nach dem Abendessen – Hühnerpastete, Salat und Rhabarberkuchen – gab Nana den Kindern frei. Sie mussten nicht wie üblich abwaschen. Sie bat mich, ihr zu helfen, ihr »Partner im Schmutz« zu sein, wie wir es zu nennen pflegten.

»Wie in den guten alten Zeiten, so wie es immer war«, sagte ich. Dann wusch ich das Besteck und das Geschirr im heißen Seifensud in dem Porzellanspülbecken, das so alt ist wie das Haus.

Nana trocknete alles so schnell ab, wie ich es ihr reichte. Ihre

Finger waren immer noch so flink wie ihr Verstand. »Ich wünschte, wir wären älter und *weiser*«, meinte sie.

»Ich weiß immer noch nicht, warum ich Spülhände bekommen muss.«

»Ich habe dir was verschwiegen, das ich dir hätte sagen sollen«, erklärte Nana und wurde ernst.

»Okay«, sagte ich und hörte auf, im Schaum herumzuplatzen. »Schieß los.«

»Ich wollte dir nur sagen, dass ich stolz auf dich bin, wie du mit diesen grauenvollen Dingen umgehst, die geschehen sind. Deine Kraft und deine Geduld haben mir eine Inspiration gegeben. Und ich lasse mich nicht so schnell inspirieren, besonders nicht von Typen wie dir. Ich weiß, es hat auf Damon und Jannie die gleiche Wirkung. Es fehlt ihnen an nichts.«

Ich beugte mich über die Spüle. Ich war in Beichtstimmung. »Es ist die schlimmste Zeit meines Lebens, das Härteste, was ich je tun musste. Es ist sogar noch schlimmer als damals, als Maria starb, Nana, wenn das überhaupt möglich ist. Damals wusste ich wenigstens mit Sicherheit, dass Maria tot ist. Ich konnte meiner Trauer freien Lauf lassen, konnte Maria irgendwann loslassen, um wieder zu atmen.«

Nana kam zur Spüle und nahm mich in die Arme. Immer wieder erstaunte mich ihre Kraft.

Sie schaute mir fest in die Augen, wie sie es immer getan hatte, seit ich neun Jahre alt war. Dann sagte sie: »Lass auch der Trauer um Christine freien Lauf, Alex. Lass auch sie los.«

Geoffrey Shafer hatte eine attraktive und liebende Frau, und diese widersinnige, auf monströse Weise ungerechte Tatsache belastete mich schwer. Weder als Psychologe noch als Polizist konnte ich sie begreifen.

Die geschickte Zeugenbefragung Lucy Shafers wurde am nächsten Morgen für etwas länger als eine Stunde fortgeführt. Jane Halpern wollte, dass die Geschworenen noch mehr über

Lucys wunderbaren Ehemann hörten.

Endlich kam Catherine Fitzgibbon an die Reihe. Auf ihre Weise war sie ebenso hart und vielleicht ebenso einschüchternd wie Jane Halpern.

»Mrs. Shafer, wir alle haben Ihnen ganz genau zugehört, und es klingt alles sehr schön und sehr harmonisch, was Sie über Ihr Familienidyll erzählt haben. Aber da gibt es etwas, das mich beunruhigt und verwirrt, und ich will Ihnen sagen, was es ist: Ihr Mann hat vor acht Tagen versucht, sich das Leben zu nehmen. Ihr Mann wollte *Selbstmord* begehen. Deshalb ist er vielleicht nicht ganz so, wie er zu sein scheint. Vielleicht ist er gefühlsmäßig doch nicht so ausgewogen. Vielleicht ist er nicht im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte. Vielleicht irren Sie sich, und er ist gar nicht der Mann, für den Sie ihn halten.«

Lucy Shafer blickte der Staatsanwältin direkt in die Augen. »In den vergangenen Monaten hat mein Mann erleben müssen, wie seine Karriere, sein guter Name, sein ganzes Leben fälschlicherweise infrage gestellt wurde. Er konnte nicht glauben, dass diese schrecklichen Anschuldigungen gegen ihn erhoben wurden. Diese ... diese Hölle auf Erden hat ihn buchstäblich in die Verzweiflung getrieben. Sie wissen ja gar nicht, was es bedeutet, seinen guten Namen zu verlieren.«

Catherine Fitzgibbon lächelte. »Und ob ich das weiß«, erwiderte sie spöttisch. »Selbstverständlich weiß ich das. Haben Sie in letzter Zeit den ›National Enquirer‹ gelesen?« Mit dieser Bemerkung erntete sie Lacher von den Zuhörern, sogar von einigen Geschworenen. Ich sah deutlich, dass sie Catherine mochten. Ich mochte sie ebenfalls.

»Trifft es zu, dass Ihr Mann wegen seiner ›Verzweiflung‹ schon jahrelang in Behandlung ist?«, fuhr sie fort. »Er geht zu einer Psychologin, nicht wahr, Mrs. Shafer? Er leidet unter manischer Depression oder bipolarer Störung. Ist das korrekt?«

Lucy schüttelte den Kopf. »Es ist die Midlife-Crisis. Bei Männern seines Alters ist das nicht ungewöhnlich.«

»Verstehe. Und konnten Sie ihm bei der Bewältigung seiner Midlife-Crisis helfen?«

»Selbstverständlich. Allerdings nicht, was seine Arbeit angeht. Sehr viel von dem, was er tut, ist streng geheim. Das müssen Sie verstehen.«

»Muss ich wohl«, sagte die Staatsanwältin und fuhr sogleich fort: »Also hat Ihr Mann sehr viele Geheimnisse, die er vor Ihnen verbirgt?«

Lucy runzelte die Stirn, und ihre Augen feuerte Pfeile auf die gerissene Staatsanwältin ab. »In Bezug auf seine *Arbeit*, ja.«

»Sie wussten, dass er zu Dr. Cassady ging, oder? Boo Cassady.«

»Ja, selbstverständlich. Wir haben oft darüber gesprochen.«

»Wie oft ging er zu ihr? Wissen Sie das? Hat er Ihnen das auch gesagt? Oder war das *streng geheim*?«

»Einspruch«, rief Jane Halpern.

»Stattdessen. Miss Fitzgibbon«, warnte Richter Fescoe mit hochgezogener Braue.

»Verzeihung, Euer Ehren. Tut mir leid, Lucy. Also gut. Wie oft ist Ihr Mann zu Boo Cassady gegangen?«

»Ich nehme an, so oft wie nötig. Aber soviel ich weiß, heißt sie *Elizabeth*.«

»Ist er einmal die Woche zu ihr gegangen? Zweimal? Jeden Tag?« Catherine Fitzgibbons Fragen kamen wie Hammerschläge.

»Ich glaube, einmal in der Woche. Ja, für gewöhnlich war es einmal in der Woche.«

»Aber der Portier im Farragut hat ausgesagt, dass er Ihren Mann sehr viel öfter gesehen hat. Im Durchschnitt dreimal oder viermal die Woche.«

Lucy Shafer schüttelte müde den Kopf und funkelte Cathy Fitzgibbon an. »Ich vertraue Geoffrey voll und ganz. Ich halte ihn nicht an der Leine. Auf keinen Fall würde ich seine Therapiesitzungen *zählen*.«

»Hat es Ihnen etwas ausgemacht, dass Dr. Cassady – *Elizabeth* – eine so attraktive Frau ist?«

»Nein! Es ist ja absurd, was Sie da reden.«

Catherine Fitzgibbon schaute sie ehrlich verblüfft an. »Warum ist das absurd? Das finde ich ganz und gar nicht. Ich glaube, *mir* würde es etwas ausmachen, wenn mein Mann drei- oder viermal in der Woche eine attraktive Frau in ihrer Wohnpraxis besucht.«

Lucy Shafer schwieg, und Fitzgibbon schlug sofort in die Kerbe. »Hat es Sie denn nicht gestört, dass Boo Cassady eine *Sexual*-Therapie mit Ihrem Mann vornahm?«

Lucy zögerte. Sie schien überrascht zu sein und warf einen schnellen Blick zu ihrem Mann. *Sie hat es nicht gewusst*. Es war unmöglich, kein Mitleid für diese Frau zu empfinden.

Jane Halpern sprang auf. »Einspruch, Euer Ehren! Es gibt keinen Grund dafür, dass mein Mandant sich einer Sexual-Therapie unterzog.«

Lucy Shafer riss sich im Zeugenstand sichtlich zusammen. Sie war eindeutig stärker, als sie aussah. War auch sie eine Spielerin? Vielleicht sogar eine Mitspielerin bei den Vier Reitern? Oder hatten sie und ihr Mann vollkommen unterschiedliche Spiele gespielt?

»Ich möchte die Frage beantworten, Frau Staatsanwältin«, sagte Lucy. »Mein Mann Geoffrey war ein so guter Ehemann, ein so guter Vater, dass ich es verstehen würde, wenn er mir *nichts* davon erzählt hätte, dass er zu einer Sexualtherapeutin ging. Dass es ihm wehgetan oder er sich geschämt hätte.«

»Und wenn er *kaltblütig gemordet* hätte – und Ihnen das nicht sagen wollte?«, fragte die Staatsanwältin und schaute dann die Geschworenen an.

Elizabeth »Boo« Cassady war Ende dreißig, zierlich und ausgesprochen attraktiv, mit langem, glänzendem braunem Haar, das sie schon seit ihrer Jungmädchenzeit lang trug. Sie

war Stammkundin bei Neiman Marcus, Saks, Nordstrom, Bloomingdale's und verschiedenen Edel-Boutiquen in und um Washington. Und das sah man.

Für ihren Auftritt vor Gericht hatte sie einen einreihigen Hosenanzug aus Kaschmir gewählt, der wundervoll geschnitten war, sehr weich und fließend. Die Farbmischung aus Kaffee und Creme tat den Augen wohl. »Boo« – den Spitznamen verdankte sie ihrer Kinderzeit – sah wie die erfolgreiche Frau aus, die sie war.

Jules Halpern bat sie, Name und Beruf für das Protokoll anzugeben. Er war freundlich, aber geschäftsmäßig, einen Hauch kühler als bei den anderen Zeugen.

»Dr. Elizabeth Cassady. Ich bin Psychotherapeutin«, erklärte sie ruhig.

»Dr. Cassady, woher kennen Sie Colonel Shafer?«

»Er ist seit etwas mehr als einem Jahr mein Patient. Mr. Shafer kommt einmal oder zweimal die Woche in meine Praxis, zwölf-null-acht Woodley Avenue. Wir haben die Anzahl der Sitzungen seit seinem Selbstmordversuch erhöht.«

Halpern nickte. »Um welche Zeit finden die Sitzungen statt?«

»Für gewöhnlich am frühen Abend. Das kann variieren, je nach Mr. Shafers Dienstplan.«

»Dr. Cassady, ich möchte Ihre Aufmerksamkeit nun auf den Abend des Mordes an Detective Hampton lenken. Hatte Geoffrey Shafer an diesem Abend eine Therapiesitzung bei Ihnen?«

»Ja. Um neun. Ich glaube, er kam etwas früher, aber die Sitzung war auf neun Uhr abends angesetzt.«

»Ist er vielleicht schon um halb neun gekommen?«

»Nein. Wir haben von dem Moment an, als er sein Haus in Kalorama verlassen hat, bis zu seiner Ankunft in meinem Gebäude über sein Autotelefon miteinander geredet und uns über persönliche Probleme unterhalten.«

»Verstehe. Gab es bei Ihrer Unterhaltung mit Colonel Shafer

irgendwann eine Unterbrechung?»

»Ja, aber nur ganz kurz.«

Halpern machte jetzt mehr Druck. »Wie viel Zeit ist zwischen dem Ende Ihres Gesprächs am Autotelefon und seinem Eintreffen in Ihrer Praxis vergangen?»

»Zwei oder drei Minuten – höchstens fünf. Während er parkte und zu mir nach oben kam. Nicht länger.«

»Erschien Colonel Shafer Ihnen irgendwie verstört, als er in Ihre Praxis kam?»

»Nein, überhaupt nicht. Er kam mir sogar ziemlich gut gelaunt vor. Er hatte gerade eine erfolgreiche Geburtstagsparty für seine Zwillinge gegeben. Er habe das Gefühl, sagte er, dass alles sehr gut gelaufen war. Er liebt seine Kinder sehr.«

»War er abgehetzt, angespannt oder verschwitzt?«, fragte Halpern.

»Nein. Wie ich schon sagte, war er ruhig und sah sehr gut aus. Ich erinnere mich ganz deutlich. Nach dem Eindringen der Polizei habe ich sorgfältig *Notizen* gemacht, um alles exakt festzuhalten, solange es noch frisch war«, sagte sie und schaute zur Staatsanwältin.

»Sie haben sich also der Genauigkeit wegen Notizen gemacht?»

»Ja.«

»Dr. Cassady, ist Ihnen an Colonel Shafers Kleidung Blut aufgefallen?»

»Nein.«

»Sie haben also kein Blut an Mr. Shafer gesehen. Und als Detective Cross erschien – ist Ihnen an seiner Kleidung Blut aufgefallen?»

»Ja, ich habe dunkle Blutstreifen auf seinem Hemd und dem Jackett gesehen. Und an den Händen.«

Jules Halpern machte eine Pause, damit diese Worte auf die Geschworenen einwirken konnten. Dann stellte er die letzte Frage. »Hat Colonel Shafer so ausgesehen, als hätte er gerade

jemanden ermordet?«

»Nein, auf keinen Fall.«

»Keine weiteren Fragen«, erklärte der Verteidiger.

Daniel Weston führte das Kreuzverhör für die Staatsanwaltschaft. Er war neunundzwanzig Jahre alt und blitzgescheit, ein aufsteigender Stern – und als gnadenloser Henker im Büro der Staatsanwaltschaft bekannt.

Dan Weston sah gut aus, blond und kräftig. Er trat ganz dicht an Boo Cassady heran. Die beiden waren ein bezauberndes Paar, und genau diesen optischen Eindruck wollte Weston herbeiführen.

»Miss Cassady, Sie waren nicht Mr. Shafers *Psychiaterin*, richtig?«

Sie verzog leicht das Gesicht, rang sich aber ein Lächeln ab.

»Nein, ein Psychiater muss Medizin studiert haben. Aber das wissen Sie, da bin ich sicher.«

»Und Sie haben kein abgeschlossenes Medizinstudium?«

Sie schüttelte den Kopf. »Habe ich nicht. Ich habe meinen Doktor in Soziologie gemacht. Auch das wissen Sie.«

»Sind Sie *Psychologin*?«

»Ein Psychologe hat für gewöhnlich ein abgeschlossenes Psychologiestudium, manchmal einen geisteswissenschaftlichen Dokortitel.«

»Und haben Sie ein abgeschlossenes Psychologiestudium?«

»Nein, ich bin Psychotherapeutin.«

»Verstehe. Wo wurden Sie zur Psychotherapeutin ausgebildet?«

»An der American University. Ich habe in Sozialarbeit promoviert.«

Daniel Weston nahm Dr. Cassady weiter unter Beschuss. Zwischen Antwort und Frage verging kaum ein Herzschlag. »Wie ist denn Ihre ›psychotherapeutische Praxis‹ im Farragut Building eingerichtet?«

»Eine Couch, ein Schreibtisch, eine Lampe. Eigentlich sehr

karg. Aber sehr viele Pflanzen. Meine Patienten empfinden die Atmosphäre als funktional, aber auch entspannend.«

»Keine Schachtel mit Papiertaschentüchern neben der Couch? Ich dachte, das wäre ein Muss«, sagte Weston mit trockenem Lächeln.

Jetzt war die Zeugin offensichtlich verärgert, vielleicht sogar schockiert. »Ich nehme meine Arbeit sehr ernst, Mr. Weston. Und meine Patienten ebenfalls.«

»Hat jemand Geoffrey Shafer an Sie überwiesen?«

»Nein, wir trafen uns in der National Gallery ... bei der Ausstellung von Picassos erotischen Zeichnungen. Die Presse hat ausführlich darüber berichtet.«

Weston nickte mit dünnem Lächeln. »Ah, ich verstehe. Sind Ihre Sitzungen mit Geoffrey Shafer erotisch? Sprechen Sie jemals über Sex?«

Jules Halpern sprang auf – ein richtiger Schachtelteufel. »Einspruch! Das ist vertraulich und unterliegt der ärztlichen Schweigepflicht.«

Der junge Staatsanwalt zuckte mit den Schultern und strich seine blonden Locken aus der Stirn. »Ich ziehe die Frage zurück. – Sind Sie ein sexueller Ersatz?«

»Nein, das bin ich nicht. Wie ich schon sagte, ich bin Psychotherapeutin.«

»Sprachen Sie am Abend des Mordes an Detective Hampton mit Geoffrey Shafer über ...«

Sofort sprang Jules Halpern wieder auf. »Einspruch! Wenn die Staatsanwaltschaft ständig Fragen über den Patienten stellt, die der ärztlichen Schweigepflicht unterliegen ...«

In einer Geste der Hilflosigkeit hob Weston beide Arme. Er lächelte die Geschworenen an, in der Hoffnung, dass sie seine Gefühle teilten. »Schon gut. Schon gut. Mal sehen. Ich nehme das aus dem so genannten Arzt-Patienten-Verhältnis heraus und frage Sie einfach als Frau, Miss Cassady, ob Sie mit Geoffrey Shafer eine sexuelle Beziehung hatten.«

Elizabeth »Boo« Cassady senkte den Kopf und starrte auf ihren Schoß.

Daniel Weston lächelte immer noch, als Jules Halpern Einspruch gegen die Frage erhob und Richter Fescoe dem stattgab. Weston hatte das Gefühl, seinen Punkt gemacht zu haben.

Ich rufe Detective Alex Cross in den Zeugenstand.«

Ich holte tief Luft, sammelte Geist, Körper und Seele und ging durch den breiten Mittelgang des Gerichtssaales zum Zeugenstand. Alle im Saal beobachteten mich, ich selbst aber sah nur eine Person: Geoffrey Shafer. Das Wiesel. Er spielte immer noch die Rolle des Unschuldigen, dem man Unrecht getan hatte, und ich wollte ihn vom Sockel stürzen. Ich wollte ihn selbst ins Kreuzverhör nehmen, ihm die klaren Fragen stellen, die unbedingt gestellt werden mussten, den Geschworenen von den unterdrückten Beweisen erzählen und das Wiesel mit der geballten Kraft der Gerechtigkeit zerschmettern.

Es war hart, so viele Jahre ehrlich und aufrichtig als Polizist gearbeitet zu haben und jetzt als schurkischer Bulle angeklagt zu sein – als schmieriger Cop, der Beweise verfälscht und womöglich noch Schlimmeres getan hatte. Es war der blanke Hohn, aber jetzt hatte ich vielleicht Gelegenheit, die Sache ins Lot zu bringen und meinen guten Namen wiederherzustellen.

Jules Halpern lächelte mich freundlich an, als ich im Zeugenstand Platz nahm. Er stellte Blickkontakt her, schaute dann rasch zu den Geschworenen und wieder zu mir. Seine dunklen Augen strahlten Intelligenz aus. Mir schien es eine unglaubliche Schande, dass ein solcher Mann für Shafer arbeitete.

»Ich möchte damit beginnen, Ihnen zu sagen, dass es eine Ehre für mich ist, Sie kennen zu lernen, Detective Cross. Seit Jahren habe ich in den Washingtoner Zeitungen von den Mordfällen gelesen, zu deren Aufklärung Sie beigetragen haben. Ich bin sicher, das gilt auch für die meisten Geschworenen. Wir bewundern Ihre Leistungen in der Vergangenheit.«

Ich nickte. Mir gelang es sogar, gequält zu lächeln. »Danke. Ich hoffe, Sie werden ebenso meine derzeitigen und zukünftigen Leistungen bewundern«, sagte ich.

»Ja, hoffen wir's, Detective«, sagte Halpern und ging zur eigentlichen Vernehmung über. Nach einem etwa halbstündigen lebhaften Schlagabtausch sagte er schließlich: »Sie haben kurz vor der Verhaftung Colonel Shafers einen schrecklichen persönlichen Verlust erlitten – können Sie uns etwas darüber sagen?«

Ich kämpfte das Verlangen nieder, dem höflich klingenden, hinterlistigen kleinen Kerl an die Gurgel zu gehen. Ich beugte mich näher ans Mikrofon und rang um Fassung.

»Eine Frau, die mir sehr viel bedeutet, wurde entführt, als wir Urlaub auf Bermuda machten. Sie wird immer noch vermisst. Ich habe die Hoffnung nicht aufgegeben, dass sie gefunden wird. Ich bete jeden Tag, dass sie noch lebt.«

Halpern schnalzte mitleidig mit der Zunge. Er hatte etwas auf dem Kasten, dieser Bursche – fast so viel wie sein Mandant. »Das tut mir aufrichtig leid. Hat das Dezernat Ihnen lange genug dienstfrei gegeben?«

»Man war sehr verständnisvoll und hilfsbereit«, sagte ich und spürte, wie sich meine Kinnladen vor Zorn verkrampften. Ich hasste Halpern dafür, dass er die Entführung Christines und die Ungewissheit, was mit ihr geschehen sein mochte, dazu benutzte, mich aus dem Konzept zu bringen.

»Waren Sie zu der Zeit des Mordes an Detective Hampton offiziell wieder im aktiven Dienst, Detective Cross?«

»Ja. Eine Woche vor dem Mord nahm ich meine Tätigkeit in vollem Umfang wieder auf.«

»Hatte man Sie gebeten, dem aktiven Dienst noch eine Zeit lang fernzubleiben?«

»Das wurde mir überlassen. Der Chief of Detectives war nicht sicher, ob ich meinen Dienst wieder antreten könne, überließ aber mir die Entscheidung.«

Halpern nickte nachdenklich. »Hatte er die Befürchtung, Sie könnten mit den Gedanken woanders sein? Niemand könnte Ihnen das übel nehmen.«

»Ich war durch den Wind, wie man so sagt. Ich habe gelitten und leide immer noch. Aber ich *konnte* meine Arbeit tun. Und es war gut für mich. Es war das Richtige.«

Es folgten mehrere Fragen über meinen geistigen Zustand; dann wollte Halpern wissen: »Wie sehr waren Sie durch den Wind, als Sie feststellten, dass Detective Hampton ermordet wurde?«

»Ich habe meine Arbeit getan. Es war ein scheußlicher Mord.« *Dein Mandant ist ein Schlächter. Willst du wirklich, dass er straffrei bleibt? Ist dir klar, was du da tust?*

»Ihre Fingerabdrücke waren auf Detective Hamptons Gürtel und auf dem Armaturenbrett ihres Autos. Ihr Blut war auf Ihrer Kleidung.«

Ich wartete ein paar Sekunden, ehe ich antwortete. Dann versuchte ich zu erklären: »In Detective Hamptons Halsschlagader war ein großer zackiger Riss. Im Auto war *überall* Blut – und noch mehr auf dem Boden der Tiefgarage. Ich habe versucht, Detective Hampton zu helfen, bis ich erkannte, dass sie tot war. Deshalb waren meine Fingerabdrücke im Auto und Detective Hamptons Blut an meiner Kleidung.«

»Haben Sie auf dem Weg nach oben Blutspuren hinterlassen?«

»Nein. Ich habe meine Schuhe sorgfältig überprüft, ehe ich die Garage verließ. Ich habe *zweimal* nachgesehen. Ich habe nachgeschaut, weil ich unter *keinen Umständen* Blut ins Gebäude bringen wollte.«

»Aber Sie waren durcheinander. Das haben Sie zugegeben. Eine Polizistin wurde ermordet. Sie haben vergessen, Handschuhe anzuziehen, als sie zuerst den Tatort untersuchten. An Ihrer Kleidung war Blut. Wie können Sie so sicher sein, dass Ihre Behauptungen zutreffen?«

Ich blickte ihm fest in die Augen und bemühte mich, so ruhig zu bleiben wie möglich. »Ich weiß genau, was in jener Nacht geschehen ist. Ich weiß, wer Patsy Hampton kaltblütig ermordet hat.«

Plötzlich erhob Halpern die Stimme. »Nein, das wissen Sie nicht, Sir. Und das ist der entscheidende Punkt. *Sie wissen es nicht.* Sie haben Colonel Shafer gefilzt. Demnach hatten Sie Körperkontakt mit ihm?«

»Ja.«

»Und ist es nicht möglich, dass Blut von *Ihrer* Kleidung auf seine gelangte? Ist das nicht sogar wahrscheinlich?«

Ich gab keine Handbreit nach. Ich konnte nicht. »Nein, das ist nicht möglich. Das Blut war an Geoffrey Shafers Hose, *ehe* ich eintraf.«

Halpern trat vom Zeugenstand weg. Der Kerl wollte mich schwitzen lassen. Er ging zur Geschworenenbank hinüber, wobei er mehrmals zu mir zurückblickte. Er stellte mehrere Fragen über den Tatort und sagte dann: »Aber Dr. Cassady hat kein Blut gesehen. Die beiden Polizisten haben *ebenfalls* kein Blut gesehen – *nicht, bis Sie mit Colonel Shafer in Kontakt kamen.* Colonel Shafer hatte noch drei oder vier Minuten telefoniert, ehe er bei seiner Therapeutin eintraf. Er ging direkt von der Geburtstagsparty seiner Kinder zu ihr. *Sie haben keine Beweise, Detective Cross!* Abgesehen von denen, die Sie selbst in Dr. Cassadys Wohnung gebracht haben. Sie haben nicht die geringsten Beweise, Detective! Sie haben den Falschen verhaftet. Sie haben einem unschuldigen Mann etwas angehängt!«

Jules Halpern hob angewidert die Hände. »Ich habe *absolut* keine weiteren Fragen.«

Ich nahm den Hinterausgang des Gerichts. Üblicherweise tat ich das ohnehin, aber an diesem Tag war es lebenswichtig. Ich musste der Menge und der Presse entgehen und brauchte einen Moment für mich allein, um mich von der Vernehmung im

Zeugenstand zu erholen.

Ein Experte im Arschtreten hatte mir gerade einen verdammt schmerzhaften Tritt versetzt. Morgen würde Catherine Fitzgibbon versuchen, einen Teil des Schadens, der heute im Gerichtssaal angerichtet worden war, im Kreuzverhör aus der Welt zu schaffen.

Ich hatte es nicht eilig, als ich die Hintertreppe hinunterstieg, die von der Putzkolonne und den Wartungsmonteuren benutzt wurde und als Notausgang diente.

Langsam dämmerte mir, dass Geoffrey Shafer gute Aussichten hatte, freigesprochen zu werden. Er hatte die besten Anwälte, und wir hatten wichtige Beweise bei der Beweisanhörung verloren.

Und ich *hatte* einen üblen Fehler am Tatort begangen, als ich in der Eile, Patsy Hampton zu helfen, die Handschuhe nicht angezogen hatte.

Es war ein dummer, ein im Grunde verzeihlicher Fehler, aber er rief bei den Geschworenen wahrscheinlich Zweifel hervor. Ich hatte mehr Blut an mir als Shafer. Das stimmte. Vielleicht ging Shafer als Mörder tatsächlich straffrei aus, und diesen Gedanken konnte ich nicht ertragen. Am liebsten hätte ich vor hilfloser Wut geschrien, als ich die gewundene Treppe hinunterstieg.

Und genau das tat ich dann auch. Ich brüllte, so laut ich konnte, und fühlte mich verdammt gut, die innere Spannung loszuwerden. Erleichterung durchströmte mich – ganz gleich, wie flüchtig dieses Gefühl sein mochte.

Am Ende der Betontreppe befand sich der Keller des Gerichtsgebäudes. Ich ging über einen langen dunklen Korridor zu dem Parkplatz, auf dem mein Porsche stand. Ich war immer noch in Gedanken verloren, aber innerlich ruhiger, nachdem ich auf der Treppe wie ein Irrer gebrüllt hatte.

Kurz vor dem Ausgang zum Parkplatz machte der Korridor eine scharfe Biegung. Ich bog um die Ecke – und sah ihn. Ich

konnte es nicht fassen. Da stand das Wiesel.

Er sprach zuerst. »Was für eine Überraschung, Dr. Cross. Sich einfach vor der tobenden Menge davonzuschleichen. Oder der Menge, die Sie zum Toben bringt. Heute mit eingekniffenem Schwanz? Keine Angst, Sie haben sich da oben gut gehalten. Was sollte das Gebrüll auf der Treppe? Eine Urschreithérapie?«

»Was wollen Sie, Shafer? Wir dürfen uns nicht treffen oder miteinander sprechen.«

Er zuckte mit den breiten Schultern und strich sich das blonde Haar aus der Stirn. »Glauben Sie, dass ich mich an Regeln halte? Ich schere mich einen Scheißdreck um Regeln. *Was ich will?* Ich möchte meinen guten Namen wiederherstellen. Ich will, dass meine Familie das alles nicht länger durchmachen muss. Das will ich.«

»Dann hätten Sie nicht alle diese Menschen töten sollen. Besonders nicht Patsy Hampton.«

Shafer lächelte. »Sie sind sehr selbstsicher, nicht wahr? Sie geben nicht nach. Das bewundere ich – allerdings nur bis zu einem gewissen Grad. Das Spiel, ein Held zu sein, habe ich selbst einmal gespielt. In der Armee. Eine Zeit lang ist es ja recht interessant, aber ...«

»Aber es ist viel interessanter, ein durchgeknallter geisteskranker Killer zu sein«, sagte ich.

»Sehen Sie? Sie weichen einfach nicht von Ihrer sturen Meinung ab. Das gefällt mir. Sie sind wunderbar.«

»Das ist keine Meinung, Shafer. Das wissen Sie ebenso gut wie ich.«

»Dann beweisen Sie es, Cross. Gewinnen Sie Ihren erbärmlichen Prozess. Besiegen Sie mich vor Gericht. Auf faire Weise. Ich habe Ihnen sogar einen Heimvorteil gegeben.«

Ich ging auf ihn zu. Ich konnte nicht anders. Er blieb wie ein Fels stehen.

»Für Sie ist das alles ein verrücktes Spiel, Shafer. Ich bin

Arschlöchern wie Ihnen schon begegnet. Ich habe schon bessere Männer als Sie geschlagen. Ich werde Sie zur Sau machen.«

Er lachte mir ins Gesicht. »Das bezweifle ich sehr.«

Ich ging einfach an ihm vorbei.

In diesem Moment schubste er mich von hinten. Er war ein großer Mann und stärker, als er aussah.

Ich stolperte und wäre beinahe auf den Betonboden gestürzt. Diesen Wutausbruch hatte ich nicht von ihm erwartet. Vor Gericht beherrschte er sich großartig, aber die Wut loderte dicht unter der Oberfläche. Der Wahnsinn, der Geoffrey Shafer war. Die Gewalt.

»Nur zu. Schlagen Sie mich. Mal sehen, ob Sie dazu in der Lage sind«, schrie er, so laut er konnte. »Schlagen Sie mich gleich hier. Ich glaube nicht, dass Sie das fertig bringen, Cross. Ich weiß, dass Sie es nicht können.«

Shafer machte einen schnellen Schritt auf mich zu. Er war beweglich und athletisch, nicht nur kräftig. Wir waren annähernd gleich groß, an die einsneunzig, und beide knapp zwei Zentner schwer. Ich musste daran denken, dass Shafer Offizier in der Armee gewesen war, ehe er zum MI6 kam. Er schien immer noch in hervorragender körperlicher Verfassung zu sein.

Shafer schubste mich wieder mit beiden Händen. Dabei grunzte er laut. »Wenn Sie schon Bessere besiegt haben, dann musste ich doch ein Leichtgewicht für Sie sein. Ja? *Ja*? Ich bin ein *leicht* zu besiegender Gegner.«

Um ein Haar hätte ich zugeschlagen. Ich wollte es. Das Verlangen, ihn zusammenzuhämmern und dieses selbstgefällige überlegene Lächeln aus seiner Visage zu wischen, bereitete mir körperliche Schmerzen.

Stattdessen packte ich ihn, schleuderte ihn gegen die Mauer und drückte ihn dagegen.

»Nicht hier. Nicht jetzt«, sagte ich mit heiserer Stimme. »Ich werde mich nicht mit Ihnen prügeln, Shafer. Nein. Weil Sie dann zu den Zeitungen und zum Fernsehen rennen würden.

Aber ich werde Sie fertig machen. Bald.«

Er brach in irres Gelächter aus. »Sie sind wirklich komisch, wissen Sie das? Sie sind ein Vollblutkomiker. Herrlich.«

Ich ließ Shafer stehen und ging auf dem dunklen Korridor weiter. Es fiel mir so schwer wie noch nie etwas im Leben. Am liebsten hätte ich die Antworten aus ihm herausgeprügelt, ein Geständnis. Ich wollte etwas über Christine erfahren. Ich hatte sehr viele Fragen, aber ich wusste, er würde sie nicht beantworten. Er war hergekommen, um mich zu ködern, um zu *spielen*.

Ein Dutzend grimmig dreinschauender Pressevertreter, darunter etliche bekannte Reporter, hatte sich auf dem Parkplatz versammelt. Jemand hatte ihnen einen Tipp gegeben, dass ich hier herauskommen würde.

Ich blickte zurück zur grauen Metalltür, doch Geoffrey Shafer folgte mir nicht. Er hatte sich zurückgezogen und war im Keller verschwunden.

»Detective Cross?«, hörte ich einen Reporter. »Sie verlieren diesen Fall. Das wissen Sie doch, oder?«

Ja, ich wusste es. Ich verlor alles. Ich hatte aber keine Ahnung, was ich tun konnte, um das zu verhindern.

Mein Kreuzverhör durch Catherine Fitzgibbon nahm den folgenden Tag in Anspruch. Catherine leistete gute Arbeit, den Schaden zu begrenzen, den Jules Halpern angerichtet hatte. Doch ganz beseitigen konnte sie ihn nicht. Ständig unterbrach Halpern durch seine Einsprüche ihren Rhythmus. Wie viele andere bedeutsame Prozesse in letzter Zeit, konnte auch dieser einen in den Wahnsinn treiben. Eigentlich hätte es ganz einfach sein müssen, Geoffrey Shafer zu verurteilen, aber das war nicht der Fall.

Zwei Tage später bekamen wir die beste Chance auf den Sieg. Shafer gab sie uns selbst, als wollte er uns herausfordern. Jetzt wurde uns klar, dass er verrückter war, als wir gedacht hatten. Das Spiel war sein Leben; nichts anderes schien von

Bedeutung zu sein.

Shafer willigte ein, in den Zeugenstand zu treten. Ich glaube, ich war der Einzige im Gerichtssaal, der nicht völlig überrascht war, dass er als Zeuge aussagen und vor unseren Augen sein Spiel aufführen wollte.

Catherine Fitzgibbon war beinahe sicher, dass Jules Halpern ihm geraten hatte, ihn gewarnt, ja ihn *gebeten* hatte, nicht auszusagen, aber Shafer tat es trotzdem. Als er zum Zeugenstand schritt, sah er aus, als würde er vor die Königin von England hintreten, um den Ritterschlag zu empfangen.

Er konnte einer Bühne, der Chance zu einem Auftritt nicht widerstehen. Shafer wirkte genauso zuversichtlich und gefasst wie an dem Abend, als ich ihn wegen des Mordes an Patsy Hampton verhaftet hatte. Er trug einen marineblauen Zweireiher, ein weißes Hemd und eine goldene Krawatte. Sein blondes Haar war perfekt frisiert, und es gab auch nicht den geringsten Hinweis darauf, dass er unter der Oberfläche seiner makellosen Erscheinung vor Wut kochte.

Jules Halpern sprach ihn im Plauderton an, aber ich war sicher, dass er sich wegen dieses unnötigen Spiels unwohl fühlte.

»Colonel Shafer, als Erstes möchte ich Ihnen danken, dass Sie in den Zeugenstand getreten sind. Das geschah von Ihrer Seite vollkommen freiwillig. Von Anfang an haben Sie erklärt, dass Sie herkommen wollten, um Ihren guten Namen wiederherzustellen.«

Shafer lächelte höflich und gebot Halpern mit erhobener Hand Schweigen. Die Anwälte auf beiden Seiten wechselten Blicke. Was geschah hier? Was hatte Shafer vor?

Ich beugte mich nach vorn. Mir kam der Gedanke, dass Jules Halpern möglicherweise ganz genau wusste, dass sein Mandant schuldig war. Wenn das zutraf, konnte er Shafer nicht ins Kreuzverhör nehmen. Auf rechtlicher Basis konnte Halpern ihm keine Fragen stellen, die die Fakten verschleierten, soweit er sie kannte.

Es gab nur eine Möglichkeit für Shafer, sich vor einem Publikum zu produzieren: einen Monolog. Oder besser, ein Zwiegespräch mit sich selbst. Einmal in den Zeugenstand gerufen, konnte Shafer eine Rede halten. Es war ungewöhnlich, aber völlig legal. Und wenn Halpern tatsächlich wusste, dass sein Mandant schuldig war, dann war es die einzige Möglichkeit für Shafer, in den Zeugenstand zu treten, ohne Gefahr zu laufen, vom eigenen Anwalt belastet zu werden.

»Wenn Sie bitte entschuldigen würden, Mr. Halpern«, sagte Shafer. »Ich glaube, ich kann selbst zu diesen netten Menschen sprechen. Ich bin durchaus in der Lage dazu. Wissen Sie, ich brauche keine anwaltliche Hilfe, um die schlichte Wahrheit zu sagen.«

Jules Halpern trat zurück, nickte betroffen und bemühte sich, die Fassung zu wahren. Was konnte er unter diesen Umständen sonst auch tun? Und wenn er zuvor nicht gewusst hatte, dass sein Mandant ein Egomane war oder geistig unzurechnungsfähig – jetzt wusste er es mit Sicherheit.

Shafer schaute die Geschworenen an. »Vor diesem Gericht wurde erklärt, dass ich für den britischen Geheimdienst tätig war und für den MI6 als Spion gearbeitet habe. Ich fürchte, dass ich in Wahrheit ein ziemlich unscheinbarer Agent gewesen bin – Agent Null-Null-Nichts, wenn Sie so wollen.«

Diese lockere, zielsichere Selbstkritik brachte ihm Lacher im Gerichtssaal.

»Ich bin ein einfacher Bürokrat, wie so viele, die Tag und Nacht in Washington schuften. Ich folge ausgetretenen Wegen in der Botschaft. Ich werde weit über Gebühr gelobt. Mein Familienleben ist schlicht, friedlich und geordnet. Meine Frau und ich sind seit fast sechzehn Jahren verheiratet. Wir lieben uns sehr. Unsere Kinder sind unser Ein und Alles.

Ich möchte meine Frau um Verzeihung bitten. Es tut mir schrecklich leid, dass sie diese furchtbare Tortur durchstehen musste. Ich bitte auch meinen Sohn Rob und die Zwillinge

Tricia und Erica um Verzeihung. Ich hatte keine Ahnung, was für ein Zirkus dies hier werden würde. Hätte ich es gewusst, hätte ich auf meiner diplomatischen Immunität bestanden, statt meinen guten Ruf wiederherzustellen, unseren guten Ruf, *ihren* guten Ruf.

Wenn ich mich nun von ganzem Herzen entschuldige, dann auch Ihnen gegenüber, dass ich Sie ein wenig langweile. Aber es ist schrecklich, es ist *unvorstellbar*, des Mordes angeklagt zu sein, und man will mehr als alles andere auf der Welt die Wahrheit sagen. Und genau das werde ich heute tun.

Sie haben die Beweislage gehört – es *gibt* schlichtweg keine. Sie haben die Zeugen gehört. Und jetzt haben Sie es von mir gehört. Ich habe Detective Patsy Hampton nicht umgebracht. Ich glaube, Sie alle wissen das, aber ich möchte es noch einmal hervorheben. Ich *muss* es hier sagen, vor Gott und den Menschen. Vor Ihnen, meine Damen und Herren. – Ich danke Ihnen, dass Sie mir zugehört haben.« Er verbeugte sich leicht.

Shafer hatte sich kurz gefasst, aber er machte einen tadellosen Eindruck und war so redegewandt, dass er – leider – glaubwürdig wirkte. Die ganze Zeit hielt er Blickkontakt mit den Geschworenen. Seine Worte waren bei weitem nicht so wichtig wie die Art und Weise, in der er sie vortrug.

Catherine Fitzgibbon trat zum Kreuzverhör vor. Anfangs behandelte sie Shafer vorsichtig. Ihr war bewusst, dass er in diesem Moment die Geschworenen auf seiner Seite hatte. Sie wartete fast bis zum Ende des Kreuzverhörs, ehe sie Shafer an der Stelle angriff, an der er am verletzbarsten zu sein schien.

»Ihre kleine Ansprache war wirklich sehr schön, Mr. Shafer. Sie sitzen hier vor den Geschworenen und behaupten, Ihre Beziehung zu Dr. Cassady sei strikt beruflich und dass Sie keinerlei sexuelle Beziehungen mit ihr hätten. Ist das korrekt? Denken Sie daran, dass Sie unter Eid stehen.«

»Ja, absolut. Dr. Cassady war und wird hoffentlich auch in der Zukunft meine Therapeutin sein.«

»Ungeachtet der Tatsache, dass sie zugegeben hat, sexuelle Beziehungen mit Ihnen zu unterhalten?«

Shafer streckte die Hand in Richtung Jules Halpern aus und bedeutete ihm, keinen Einspruch zu erheben. »Ich glaube, das Prozessprotokoll wird beweisen, dass sie es *nicht* zugegeben hat.«

Fitzgibbon runzelte die Stirn. »Das verstehe ich nicht. Warum hat sie Ihrer Meinung nach dem Staatsanwalt die Frage *nicht* beantwortet?«

Shafer feuerte zurück: »Das liegt doch auf der Hand! Weil sie eine solche Frage keiner Antwort für *würdig* befand.«

»Und als sie den Kopf senkte, Sir? Und schwieg? Und nur bejahend genickt hat?«

Shafer blickte zu den Geschworenen und schüttelte verblüfft den Kopf. »Sie haben Dr. Cassady völlig missverstanden. Sie haben das Wesentliche schon wieder nicht begriffen, Frau Staatsanwältin. Gestatten Sie mir, es zu veranschaulichen. Wie König Charles sagte, ehe er enthauptet wurde: ›Gebt mir meinen Mantel, damit man nicht denkt, ich würde vor Furcht zittern.« Dr. Elizabeth Cassady war durch die geschmacklose und dreiste Frage Ihres Mitarbeiters peinlich berührt – wie übrigens auch meine Familie und ich.«

Geoffrey Shafer durchbohrte die Staatsanwältin mit stahlhartem Blick. Dann versicherte er den Geschworenen noch einmal: »Ja, auch ich.«

Der Prozess stand kurz vor dem Abschluss. Jetzt kam der wirklich schwierige Teil: das Warten auf das Urteil. Am Dienstag zogen sich die Geschworenen zurück, um mit den Beratungen im Mordprozess Geoffrey Shafer zu beginnen. Zum ersten Mal erlaubte ich mir, das Udenkbare zu denken: dass Shafer auf freien Fuß gesetzt werden könnte.

Sampson und ich saßen in der hinteren Reihe des Gerichtssaales und beobachteten, wie die zwölf Geschworenen den Saal

verließen. Acht Männer und vier Frauen. John war mehrmals ins Gericht gekommen und hatte erklärt, dieser Prozess sei »die beste Schmierenkomödie außerhalb des Oval Office«, aber ich wusste, dass er gekommen war, um mir Unterstützung zu geben.

»Dieser Mistkerl ist schuldig. Er ist seelisch so abartig wie Davey Berkowitz«, sagte Sampson, als er Shafer beobachtete. »Aber er hat eine Menge hervorragender Schauspieler an seiner Seite: eine Ehefrau, die ihn vergöttert, eine Geliebte, die ihn anbetet, gut bezahlte Anwälte, Silly Billy. Er könnte freigesprochen werden.«

»Durchaus möglich«, pflichtete ich ihm bei. »Es ist nicht leicht, in den Mienen der Geschworenen zu lesen. Und es wird immer schwieriger.«

Ich beobachtete Shafer, wie er seinen Verteidigern die Hände schüttelte. Jules und Jane Halpern lächelten beide gezwungen. *Sie wissen Bescheid, nicht wahr? Ihr Mandant ist das Wiesel, ein Massenmörder.*

»Geoffrey Shafer hat die Fähigkeit, Menschen dazu zu bringen, an ihn zu glauben, wenn er es braucht. Er ist der beste Schauspieler, den ich je gesehen habe«, sagte ich.

Dann verließ John mich, und ich verdrückte mich wieder durch den Hinterausgang. Diesmal lauerten mir weder Shafer noch die Presse auf.

Auf dem Parkplatz hörte ich eine Frauenstimme und blieb wie angenagelt stehen. Für einen Moment hatte ich geglaubt, es wäre – *Christine*. Ungefähr ein Dutzend Personen ging zu den Autos. Keiner schien mich zu beachten. Ich fühlte mich fiebrig heiß, als ich sie alle musterte. Christine war nirgends zu sehen. Woher war die Stimme gekommen?

Ich fuhr in meinem alten Porsche los, machte den CD-Player an und lauschte George Benson. Ich erinnerte mich an den Polizeibericht über Shafers prickelnde Vergnügungsfahrt, die in der Nähe vom Dupont Circle endete. Eine irgendwie eigenartig

reizvolle Vorstellung. Dann befolgte ich meinen eigenen Rat, keinerlei Mutmaßungen anzustellen, wie die Geschworenen in dem Fall entscheiden würden. Es konnte in beide Richtungen laufen.

Ich dachte an Christine, doch es schnürte mir sofort die Kehle zu. Es war zu viel. Tränen strömten mir über die Wangen. Ich musste anhalten.

Ich holte tief Luft, dann noch einmal. Der Schmerz in meiner Brust war noch so frisch wie an dem Tag, als Christine auf Bermuda verschwunden war. Sie hatte sich vom ersten Tag an Sorgen wegen meiner Tätigkeit als Detective gemacht. Und ich war verantwortlich für das, was ihr zugestoßen war. Was immer es sein mochte.

Langsam, ziellos fuhr ich durch Washington. Schließlich kam ich nach Hause – zweieinhalb Stunden nachdem ich das Gerichtsgebäude verlassen hatte.

Nana lief aus dem Haus. Sie musste mich gesehen haben, als ich in die Auffahrt kam. Offensichtlich hatte sie auf mich gewartet.

Ich beugte mich auf der Fahrerseite aus dem Fenster. Im Radio quasselte immer noch fröhlich der DJ.

»Was ist los, alte Frau? Worum geht's denn?«, fragte ich Nana.

»Miss Fitzgibbon hat angerufen, Alex. Die Geschworenen kommen zurück. Sie haben ihr Urteil gefällt.«

Ich hatte furchtbare Angst, war aber auch neugieriger als je zuvor im Leben.

Ich fuhr rückwärts aus der Auffahrt und raste ins Stadtzentrum. In weniger als fünfzehn Minuten hatte ich das Gerichtsgebäude erreicht. Die Menschenmenge auf der E Street war noch größer, gespannter und erregter als auf dem Höhepunkt der Verhandlung. Mindestens ein halbes Dutzend Union Jacks wehten im Wind, doch ich sah auch amerikanische Flaggen,

darunter einige, die auf Gesichter und nackte Oberkörper gemalt waren.

Ich musste mir buchstäblich mit den Ellbogen einen Weg durch die Menge bis zur Treppe des Gerichtsgebäudes bahnen. Ich ignorierte jede Frage seitens der Presse. Ich bemühte mich, jedem zu entgehen, der mit einer Kamera bewaffnet war oder den hungrigen Blick eines Reporters zeigte.

Ich betrat den voll besetzten Gerichtssaal in dem Moment, als auch die Geschworenen im Gänsemarsch hereinkamen. »Beinahe hättest du's verpasst«, murmelte ich vor mich hin.

Richter Fescoe ermahnte die Zuhörer, sobald alle Platz genommen hatten. »Hiermit untersage ich jede Art von Demonstration nach der Urteilsverkündung. Sollte es dennoch zu solchen Demonstrationen kommen, werden die Marshals den Saal sofort räumen«, sagte er mit leiser, aber klarer Stimme.

Ich saß mehrere Reihen hinter der Staatsanwaltschaft und bemühte mich, regelmäßig zu atmen. Es war undenkbar, dass Shafer freigesprochen wurde. Meiner Meinung nach gab es nicht den leisesten Zweifel daran, dass er mehrere Menschen ermordet hatte – nicht nur Patsy Hampton, sondern zumindest auch einige der Jane Namenlos. Er war ein rücksichtsloser Serienmörder, einer der schlimmsten, und man hatte ihn jahrelang nicht erwischt. Mir wurde jetzt klar, dass Shafer vielleicht der schändlichste und waghalsigste Mörder war, mit dem ich es je zu tun gehabt hatte. Er spielte sein Spiel mit einem Bleifuß auf dem Gaspedal. Er weigerte sich zu verlieren – um jeden Preis und mit allen Mitteln.

»Mr. Speaker, sind Sie zu einem Urteil gelangt?«, fragte Richter Fescoe mit ernster Stimme.

Raymond Horton, der Sprecher der Geschworenen, antwortete: »Ja, Euer Ehren.«

Ich blickte auf Shafer. Er wirkte zuversichtlich. Wie seit Beginn des Prozesses trug er auch heute einen Maßanzug, ein weißes Hemd und Krawatte. Er besaß nicht den Hauch eines

Gewissens. Er hatte keine Angst, dass ihm irgendetwas zustoßen könnte. Vielleicht war das mit eine Erklärung dafür, dass er so lange frei herumlaufen konnte.

Richter Fescocoe schaute ungewöhnlich ernst drein. »Gut. Angeklagter, erheben Sie sich bitte.«

Geoffrey Shafer stand am Tisch der Verteidigung. Sein gepflegtes blondes Haar schimmerte im Licht der hellen Deckenlampen. Er überragte Jules Halpern und dessen Tochter Jane bei weitem. Shafer hielt die Hände auf dem Rücken, als trüge er Handschellen. Ich fragte mich, ob er zwei von den Spielwürfeln darin hielt, wie ich sie in seinem Arbeitszimmer gesehen hatte.

Wieder wandte Richter Fescocoe sich an den Sprecher der Geschworenen. »Wie haben Sie zu Punkt eins der Anklage entschieden – erschwerter vorsätzlicher Mord?«

»*Nicht schuldig*, Euer Ehren«, erklärte der Sprecher.

Ich hatte das Gefühl, als würde mir plötzlich der Schädel platzen. Die Zuhörermenge drehte völlig durch. Die Pressemeute stürmte zur Gerichtsschranke. Der Richter hatte gedroht, den Saal räumen zu lassen, zog sich aber jetzt schon in seine Gemächer zurück.

Ich sah, wie Shafer sich in Richtung der Pressevertreter bewegte, dann aber ging er rasch weiter. Was tat er jetzt? Dann sah er einen Mann in der Menge und nickte ihm zu. Wer war das?

Shafer ging schnurstracks in die Richtung, wo ich in der vierten Reihe saß. Am liebsten wäre ich über die Stühle gesprungen und ihm an die Kehle gegangen. Ich wollte diesen Dreckskerl in die Finger kriegen, wollte ihn fertig machen. Aber ich wusste, ich hatte soeben meine Chance verloren, es auf die richtige, die legale Art und Weise zu tun.

»Detective Cross«, sagte er in seiner üblichen herablassenden Art. »Detective Cross, ich wollte Ihnen noch etwas sagen, das ich schon seit Monaten für mich behalten habe.«

Die Presseleute umzingelten uns. Es wurde laut und erdrückend. Von allen Seiten kamen Stimmen. Blitzlichtgewitter. Jetzt, nachdem der Prozess zu Ende war, verhinderte nichts und niemand mehr das Fotografieren im Gerichtssaal. Shafer nahm die seltene Gelegenheit wahr, für Fotos zu posieren. *Selbstverständlich* nahm er sie wahr. Wieder sprach er, und diesmal so laut, dass alle, die sich um uns drängten, es hören konnten. Plötzlich setzte Stille ein, eine Höhle des Schweigens und der Erwartung.

»Sie haben sie umgebracht«, sagte er und blickte mir tief in die Augen, ein bohrender Blick, der mir bis ins Hirn zu dringen schien. »*Sie haben sie umgebracht!*«

Ich war wie betäubt. Meine Beine wurden plötzlich schwach. Ich wusste, dass er nicht Patsy Hampton meinte.

Er meinte Christine.

Sie war tot.

Geoffrey Shafer hatte sie getötet. Er hatte mir alles genommen, so, wie er mich gewarnt hatte.

Er hatte gewonnen.

Geoffrey Shafer war ein freier Mann und genoss es. Er hatte sein Leben als Pfand gesetzt. Er hatte gespielt und das große Los gezogen. *Das Superlos!* Nie zuvor hatte er so etwas empfunden wie den berausenden Moment nach der Urteilsverkündung.

Shafer begleitete Lucy und die Kinder zu einer Pressekonferenz, die nur auf Einladung in dem hohen pompösen Schwurgerichtssaal stattfand. Er posierte mit seiner Familie für unzählige Fotos. Immer wieder wurde Shafer umarmt, und Lucy weinte und weinte, wie ein hoffnungslos verzogenes Kind, was sie ja auch war. Wenn einige Leute der Meinung waren, *er* triebe Medikamentenmissbrauch, wären sie geschockt gewesen, hätten sie gewusst, welche Mengen Lucy schluckte. Herrgott, dadurch hatte er die erstaunliche Welt der Pharmapräpara-

te erst kennen gelernt.

Schließlich stieß Shafer den Arm in die Luft und hielt ihn als spöttisches Siegeszeichen emporgereckt. Überall blitzten Kameras auf. Die Fernseh- und Zeitungsleute konnten von ihm nicht genug kriegen. Annähernd hundert Reporter – die weiblichen liebten ihn besonders – drängten sich um Shafer. Er war ja jetzt ein Medienstar. Er war wieder ein Held.

Einige Presseagenten drängten sich rücksichtslos zu ihm durch, reichten ihm ihre Karten und versprachen obszön große Summen für seine Geschichte. Shafer hatte ihre läppischen Angebote nicht nötig. Schon vor Monaten hatte er einen Agenten ausgewählt, der in New York und Hollywood Macht und Einfluss besaß.

Herrgott, er war frei wie ein Vogel!

Nach der Pressekonferenz schickte er Frau und Kinder voraus, angeblich, weil er sich um ihre Sicherheit Sorgen machte. Er selbst blieb noch eine Zeit lang in der Gerichtsbibliothek und besiegelte mit Jules Halpern den Buchvertrag mit Vertretern der Verlags-Gruppe, der zurzeit mächtigsten der Welt. Shafer hatte ihnen versichert, sie bekämen seine Geschichte – aber sie würden natürlich nichts bekommen, was der Wahrheit auch nur nahe kam. War das heutzutage nicht üblich bei den so genannten »umfassenden Geständnissen«, den alles offenbarenden »wahren« Geschichten? Die Verlags-Leute wussten das und bezahlten dennoch Unsummen.

Nach der Besprechung nahm Shafer den langsamen Aufzug zum Parkplatz innerhalb des Gerichtsgebäudes. Immer noch fühlte er sich unglaublich high, was gefährlich sein konnte. Die Würfel brannten ihm ein Loch in die Hosentasche.

Er wollte für sein Leben gern spielen! Jetzt! Die Vier Reiter.

Oder, noch besser, Solipsis, *seine* Version des Spiels. Doch Shafer gab diesem Verlangen, diesem unbändigen Spieltrieb nicht nach – noch nicht. Es war zu gefährlich, sogar für ihn.

Seit Prozessbeginn parkte er den Jaguar an ein und denselben

Stelle; schließlich *hatte* er Verhaltensmuster. Allerdings hatte er sich nie die Mühe gemacht, Münzen in die Parkuhr zu stecken, kein einziges Mal. Jeden Tag war ein Stapel Fünf-Dollar-Strafzettel unter dem Scheibenwischer.

Heute war es nicht anders.

Shafer nahm die lächerlichen Strafmandate von der Windschutzscheibe und knüllte sie in der Faust zu einem Ball zusammen. Dann ließ er ihn auf den mit Ölflecken übersäten Betonboden fallen.

»Ich genieße diplomatische Immunität«, sagte er laut und stieg lächelnd in den Jaguar.

FÜNFTES BUCH

ENDSPIEL

Shafer konnte es nicht fassen. Er hatte einen sehr ernsten und vielleicht unwiderruflichen Fehler begangen. Das Resultat war nicht das, was er erwartet hatte, und nun schien seine ganze Welt auseinander zu fallen. Manchmal glaubte er sogar, es hätte nicht schlimmer kommen können, wäre er wegen des kaltblütigen Mordes an Patsy Hampton ins Gefängnis gewandert.

Shafer wusste, dass er nicht nur unter Verfolgungswahn litt oder den Verstand verloren hatte. Mehrere dieser erbärmlichen Arschlöcher in der Botschaft beobachteten ihn jede verdammte Minute, sobald er sein Büro verließ. Sie schienen ihn abzulehnen, ja offen zu verachten, besonders die Frauen. Wer hatte die Leute gegen ihn aufgebracht? Jemand *musste* dafür verantwortlich sein.

Geoffrey Shafer, der weiße, britische O. J. Simpson. Ein verrückter, abartiger Witz für die Botschaftsmitarbeiter. Schuldig, obgleich das Urteil »nicht schuldig« gelautet hatte.

Deshalb hielt Shafer sich die meiste Zeit bei geschlossener, manchmal abgeschlossener Tür in seinem Büro auf. Er erledigte die wenigen Arbeiten, die noch zu tun waren, mit einem wachsenden Gefühl der Verärgerung und Hilflosigkeit. Es trieb ihn in den Wahnsinn, so in der Falle zu sitzen und dem Personal der Botschaft ein so mitleiderregendes Schauspiel zu bieten.

Müßig spielte Shafer am Computer und wartete darauf, dass das Spiel der Vier Reiter wieder aufgenommen wurde, doch die anderen Spieler hatten ihn ausgeschlossen. Wiederholt hatten sie ernsthaft behauptet, es sei zu gefährlich zu spielen, ja sogar zu kommunizieren. *Kein Einziger* von ihnen kapierte, dass jetzt der ideale Zeitpunkt zum Spielen war.

Während des Tages starrte Shafer immer wieder hinaus auf

die Massachusetts Avenue. Er hörte sich Talkshows im Radio an, Sendungen, bei denen die Hörer anrufen konnten. Er wurde wütender und wütender. Er musste spielen!

Jemand klopfte an die Tür seines Büros. Shafer drehte so rasch den Kopf, dass er einen stechenden Schmerz im Nacken spürte. Das Telefon klingelte. Er nahm ab und hörte die ihm zeitweilig zugeteilte Sekretärin. Miss Wynne Hamerman war an der Gegensprechanlage.

»Mr. Andrew Jones ist hier. Er möchte Sie sprechen«, sagte Hamerman.

Andrew Jones? Shafer war schockiert. Jones war ein selten mieser Hurensohn, Direktor des Geheimdienstes in London. Was, zum Teufel, sollte dieser Besuch? Andrew Jones war ein hohes Tier, ein selten zäher Hund, der bestimmt nicht auf einen Tee vorbeischaute. *Ich darf ihn nicht zu lange warten lassen.*

Shafer öffnete, und Jones stand vor ihm. Er machte einen ungeduldigen, beinahe wütenden Eindruck. Worum ging es eigentlich? Seine stahlharten blauen Augen blickten kalt und durchdringend, und sein Gesicht war so starr wie das eines englischen Soldaten, der in Belfast stationiert ist. Im Gegensatz dazu ließen ihn das leuchtend rote Haar und der Schnurrbart gütig, beinahe fröhlich erscheinen. In London nannte man ihn »Andrew den Roten«.

»Gehen wir in Ihr Büro, ja? Machen Sie die Tür zu«, sagte Jones leise, aber im Befehlston.

Shafer überwand die anfängliche Überraschung und wurde zunehmend wütend. Für wen hielt dieses aufgeblasene Arschloch sich eigentlich, wie ein Irrer an die Tür zu klopfen und einfach so in sein Büro zu stürmen? Mit welchem Recht war er hier? Diese Kröte! Der mit Ruhm bekleckerte Lakai aus London.

»Sie können sich setzen, Shafer«, sagte Jones, wieder im Befehlston. »Ich fasse mich kurz und komme gleich zum Punkt.«

»Selbstverständlich«, sagte Shafer, blieb jedoch stehen. »Bit-

te, fassen Sie sich kurz und kommen Sie zur Sache. Ich bin sicher, dass wir beide viel zu tun haben.«

Jones zündete sich eine Zigarette an, tat einen tiefen Zug und ließ den Rauch langsam entweichen.

»In Washington ist es ein Gesetzesverstoß, in öffentlichen Gebäuden zu rauchen«, stichelte Shafer.

»Sie werden die dienstliche Anweisung erhalten, binnen dreißig Tagen nach London zurückzukehren«, sagte Jones und paffte ungerührt weiter. »Sie sind in Washington ein peinliches Ärgernis, ebenso in London. Selbstverständlich haben die Boulevardblätter Sie dort zu einem Märtyrer der brutalen und unfähigen amerikanischen Polizei und des Rechtssystems hochstilisiert. Sie nennen die Sache gern ›Washington vertraulich‹ – ein weiterer Beweis für die gewaltige Korruption und Naivität in den Vereinigten Staaten. Was in Ihrem Fall völliger Blödsinn ist, wie wir beide wissen.«

Shafer verzog arrogant das Gesicht. »Wie können Sie es wagen, hierher zu kommen und so mit mir zu reden, Jones? Ich wurde von amerikanischen Geschworenen freigesprochen. Haben Sie das vergessen?«

Jones runzelte die Stirn und blickte ihn starr an. »Nur weil entscheidende Beweismittel im Prozess nicht zugelassen wurden. Das Blut an Ihrer Hose, hm? Das Blut dieser armen Frau in der Wohnung Ihrer Geliebten? Im Abfluss des Waschbeckens!« Jones blies den Rauch aus dem Mundwinkel. »Wir wissen alles, Sie erbärmlicher Narr. Wir wissen, dass Sie ein eiskalter, perverser Mörder sind. Sie *werden* nach London zurückkehren und dort bleiben – bis wir Sie bei irgendetwas erwischen. Und das werden wir, Shafer. Notfalls erfinden wir etwas.

Mir ist speiübel, seit ich im selben Zimmer mit Ihnen bin. Juristisch gesehen, sind Sie diesmal straffrei davongekommen, aber wir behalten Sie von jetzt an genauestens im Auge. Irgendwo und irgendwann werden wir Sie erwischen. Schon

bald.«

Shafer blickte ihn amüsiert an. Er konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen. Er wusste, dass es ein Fehler war, aber er konnte dem Spiel nicht widerstehen. »Sie können es ja versuchen, Sie unerträgliches, scheinheiliges Stück Scheiße. Versuchen können Sie's, Jones. Aber stellen Sie sich hinten an. Und jetzt wartet Arbeit auf mich. Raus.«

Andrew Jones schüttelte den Kopf. »In Wahrheit wartet keine Arbeit mehr auf Sie, Shafer. Aber ich gehe gern. Der Gestank hier drinnen ist Übelkeit erregend. Wann haben Sie zum letzten Mal gebadet?« Er lachte verächtlich. »O Mann, Sie haben verloren wie noch keiner zuvor. Sie sind total am Ende.«

Am Nachmittag traf ich mich mit Jones und dreien seiner Agenten im Willard Hotel, in der Nähe des Weißen Hauses. Ich hatte um das Treffen gebeten. Sampson war auch dabei. Seine Suspendierung war aufgehoben, was ihn aber nicht davon abhielt, weiterhin das zu tun, was ihm den ganzen Ärger ursprünglich eingebracht hatte.

»Ich glaube, Shafer ist geisteskrank«, sagte Jones. »Er stinkt wie eine Latrine im Grundausbildungslager. Seine Tage sind gezählt, so viel ist sicher. Wie beurteilen Sie seinen Geisteszustand?«

Inzwischen kannte ich Geoffrey Shafer durch und durch. Ich hatte über seine Familie gelesen: seine Brüder, seine Mutter, die lange Zeit leiden musste, seinen dominierenden Vater. Die ständigen Wohnortwechsel der Familie von einer Militärbasis zur nächsten, bis Shafer zwölf war.

»Ich glaube, es hat mit einer ernsthaften bipolaren Störung angefangen, die man früher als manische Depression bezeichnete«, erklärte ich. »Er litt schon als Kind daran. Jetzt ist er von Medikamenten abhängig: Xanax, Benadryl, Haldol, Lorazepam, Valium, Librium und etliche andere. Ein ziemlich starker Cocktail. Für den entsprechenden Preis von etlichen Ärzten in

der Stadt zu bekommen. Es ist fast ein Wunder, dass Shafer überhaupt noch funktioniert. Aber er schafft es. Er kippt nicht um. Er siegt immer.«

»Ich habe Geoff gesagt, dass er Washington verlassen muss. Wie wird er das verdauen? Was meinen Sie?«, fragte Jones. »Ich schwöre, sein Büro stank so erbärmlich, als läge seit Tagen eine verwesende Leiche unter dem Schreibtisch.«

»Nun ja, seine Störung kann als Begleiterscheinung Geruch hervorrufen, aber für gewöhnlich riecht es metallisch, sehr beißend, und reizt die Nase. Wahrscheinlich badet er nicht. Aber seine Instinkte für das Spiel, sein Wille zu gewinnen und zu überleben sind verblüffend«, sagte ich. »Er wird nicht aufhören.«

»Was ist mit den anderen Spielern?«, fragte Sampson. »Diese so genannten Reiter?«

»Sie behaupten, das Spiel sei beendet und dass es für sie lediglich ein Fantasy-Spiel gewesen sei«, erklärte Jones. »Oliver Highsmith hält Verbindung – hauptsächlich, um uns zu überwachen, da bin ich sicher. Auf seine Art ist er ein unheimlicher, furchteinflößender Mistkerl. Behauptet, er sei betroffen über den Mord an Detective Hampton. Er ist immer noch nicht hundert Prozent sicher, dass Shafer der Mörder ist. Er bedrängt mich ständig, diese Möglichkeit nicht außer Acht zu lassen.«

»Und halten Sie sich daran?«, fragte ich und blickte in die Runde.

Jones zögerte nicht. »Ich habe keinerlei Zweifel, dass Geoffrey Shafer ein Massenmörder ist. Wir haben von Ihnen genug gesehen und gehört. Durchaus wahrscheinlich, dass er ein psychisch so abartiger Mörder ist, wie wir es noch nie erlebt haben. Und ich habe auch keinen Zweifel, dass er letzten Endes untergeht.«

Ich nickte. »Ich stimme Ihnen voll und ganz zu – besonders Ihrer Bemerkung, dass er ein manischer abartiger Mörder ist.«

Shafer führte an diesem Abend wieder Selbstgespräche. Er konnte nicht anders. Je mehr er sich dagegen wehrte, desto schlimmer wurde es. Je mehr er mit sich rang, desto mehr sprach er mit sich.

»Sie können sich alle zum Teufel scheren: Jones, Cross, Lucy und die Kinder, auch Boo Cassady und die anderen feigen Mitspieler. Die können mich alle mal. Es gab einen Grund für die Vier Reiter. Es war nicht bloß ein Spiel. Es war mehr als nur ein läppischer Zeitvertreib.«

Das Haus in Kalorama war leer und abends viel zu still. Es war übertrieben weitläufig, wie nur ein amerikanisches Haus es sein kann. Die »originellen« Einfälle des Architekten: das doppelte Wohnzimmer, die sechs Kamine; und die kalte Pracht Lucys: die längst verwelkten Blumen aus dem teuren Astor-Blumengeschäft, die ungelesenen Bücher in goldbraunen Ledereinbänden. Es konnte einen die dreieinhalb Meter hohen Wände hochgehen lassen.

Die nächste Stunde verbrachte Shafer damit, sich einzureden, dass er nicht verrückt sei – insbesondere, dass er nicht abhängig sei. Erst vor kurzem war ein Arzt aus Maryland zu seinen Bezugsquellen für Medikamente hinzugekommen. Unglücklicherweise kosteten ihn die illegalen Rezepte ein Vermögen. Lange konnte das nicht so weitergehen. Lithium und Haldol sollten seine Stimmungsschwankungen dämpfen. Die Thorazine waren gegen akute Angstzustände, das Narcon hatte man ihm seiner Gefühlsschwankungen wegen verschrieben. Die vielen Thramadol-Spritzen waren gegen irgendetwas anderes – gegen Schmerzen, unter denen er seit ewigen Zeiten litt. Er wusste, dass es auch gute Gründe für Xanax, Compazine und Benadryl gab.

Lucy war bereits nach London geflüchtet. Sie hatte die Kinder mitgenommen, diese Verräter. Genau eine Woche nach Prozessende hatte das Miststück ihn verlassen. Der wahre Grund war ihr Vater. Er war nach Washington gekommen und

hatte nicht mal eine Stunde mit Lucy geredet; danach hatte sie gepackt und ihren Mann verlassen – ganz das brave Töchterchen, das sie stets gewesen war. Ehe sie ging, hatte sie die Dreistigkeit besessen, Shafer zu erklären, sie habe nur aus Rücksicht auf ihren Vater und die Kinder zu ihm gehalten und dass ihre »Pflichten« jetzt beendet seien. Sie glaubte nicht – wie ihr Vater –, dass er ein Mörder war, aber sie wusste, dass er ein Ehebrecher war, und das würde sie keinen Moment länger ertragen.

O Gott, wie sehr verachtete er dieses blöde Weibsstück. Ehe Lucy ging, hatte er ihr klargemacht, dass sie allein deshalb ihre »Pflicht« erfüllt habe, damit er der Presse nicht ihre peinliche Medikamentensucht enthüllte, was er *durchaus* getan hätte – und immer noch tun konnte.

Um dreiundzwanzig Uhr war er losgefahren, seine abendliche »Verdauungsfahrt«. Er fühlte sich unerträglich nervös und klaustrophobisch. Er fragte sich, ob er sich noch eine weitere Nacht – oder eine weitere *Minute* – unter Kontrolle halten konnte. Ihm juckte die Haut, und er litt unter ständigen Zukunungen. Er konnte nicht aufhören, mit dem Scheißfuß zu wippen.

Die Würfel brannten ihm ein verdammtes Loch in die Hose. Seine Gedanken rasten in ein Dutzend gefährliche Richtungen – alle schlimm, sehr schlimm. Er wollte, er musste jemanden töten. So fühlte er sich schon seit geraumer Zeit; das war sein schmutziges kleines Geheimnis. Die anderen Reiter kannten die Geschichte. Sie wussten sogar, wie alles angefangen hatte. Shafer war ein tüchtiger, ordentlicher englischer Soldat gewesen, doch letzten Endes zu ehrgeizig, um in der Armee zu bleiben. Mithilfe von Lucys Vater war er zum MI6 versetzt worden. Er glaubte, beim Geheimdienst schneller Karriere zu machen.

Seine erste Dienststelle war Bangkok, wo er James Whitehead, George Bayer und schließlich Oliver Highsmith kennen

lernte. Whitehead und Bayer arbeiteten mehrere Wochen mit Shafer, um ihn für die Sonderaufgabe zu schulen: als Meuchelmörder, ihren ganz persönlichen Mann für die schlimmsten blutigen Aufgaben. Während der nächsten zwei Jahre erledigte Shafer drei solche Aufträge in Asien, wobei er feststellte, dass er das Gefühl der Macht beim Töten ungemein liebte. Oliver Highsmith, der sowohl Bayer als auch Whitehead von London aus führte, erklärte ihm einmal, er solle den Akt des Tötens »depersonalisieren«, ihn als ein Spiel sehen – und genau das hatte Shafer getan. Er hatte aufgehört, ein Mörder zu sein.

Shafer schaltete den CD-Player im Jaguar ein. *Laut*, um die vielen Stimmen zu übertönen, die in seinem Kopf tobten. Die alten Rockmusiker Jimmy Page und Robert Plant stimmten in seinem Auto einen Song an.

Shafer fuhr rückwärts aus der Auffahrt und dann nach Tracy Place hinunter, wobei er den Motor hochjagte. In dem Block zwischen seinem Haus und der Vierundzwanzigsten Straße hatte er schon fast neunzig Sachen drauf. *Zeit für die nächste Selbstmordfahrt?*, überlegte er.

Plötzlich erschienen zuckende rote Lichter hinter ihm. Shafer fluchte, als der Streifenwagen der Washingtoner Polizei rasch näher kam. Verflucht!

Er fuhr den Jaguar an den Randstein und wartete. In seinem Kopf schrie es: »Arschlöcher. Verfluchte, unverschämte Arschlöcher! Und du bist auch ein Arschloch«, flüsterte er sich zu. »Zeig ein bisschen Selbstbeherrschung, Geoff! Reiß dich zusammen! Jetzt!«

Der Streifenwagen hielt fast Tür an Tür neben dem Jaguar. Shafer sah die beiden Cops darin sitzen.

Einer stieg langsam aus und kam zur Fahrerseite des Jaguar. Der Blödmann stolzierte wie ein Pfau, wie ein arroganter amerikanischer Filmheld. Am liebsten hätte Shafer ihn weggepustet. Er wusste, er konnte es. Unter dem Sitz lag eine halbautomatische Pistole. Er berührte den Griff. Herrgott, fühlte sich

das gut an.

»Führerschein und Zulassung, Sir«, sagte der Bulle und musterte ihn mit unerträglicher Selbstgefälligkeit. In Shafers Kopf kreischte eine verzerrte Stimme. *Knall ihn ab. Jetzt! Das wird eine schöne Überraschung für all die Penner, wenn du noch einen Bullen erledigst.*

Doch er reichte die gewünschten Papiere zum Seitenfenster hinaus. Sogar ein dümmliches Grinsen brachte er zustande. »Wir haben keine Pampers mehr zu Hause. Deshalb musste ich los. Ich weiß, dass ich zu schnell gefahren bin, Officer. Tut mir leid. Nehmen Sie mein Baby fest. Ha, ha. Haben Sie Kinder?«

Der Polizist sagte nichts. Keine Spur von zivilisiertem Benehmen bei diesem Wichser. Er stellte einen Strafzettel wegen zu schnellen Fahrens aus. Und dabei ließ er sich Zeit.

»Das wär's, Mr. Shafer.« Der Polizist reichte ihm den Strafzettel und fügte hinzu: »Übrigens, wir behalten Sie im Auge, Scheißkerl. Wir sitzen Ihnen im Genick. Sie sind wegen des Mordes an Patsy Hampton nicht straffrei ausgegangen. Das glauben Sie bloß.«

Auf der Seitenstraße, wo der Streifenwagen gerade noch gestanden hatte, blendeten Scheinwerfer auf und erloschen, blendeten auf und erloschen.

Shafer starrte in die Dunkelheit. Er verengte die Augen und erkannte das Auto: ein schwarzer Porsche.

Cross war dort und beobachtete ihn. Alex Cross würde nicht verschwinden.

Andrew Jones saß neben mir im stillen, halbdunklen Cockpit des Porsche. Seit fast zwei Wochen hatten wir eng zusammengearbeitet. Jones und der Geheimdienst wollten Shafer stoppen, ehe er einen weiteren Mord beging. Sie behielten auch Krieg, Hungersnot und Eroberer genau im Auge.

Stumm beobachteten wir, wie Shafer den Jaguar wendete und zurück nach Hause fuhr.

»Er hat uns gesehen. Er kennt meinen Wagen«, sagte ich.
»Gut.«

In der Dunkelheit konnte ich Shafers Gesicht nicht genau erkennen, konnte aber beinahe die Hitze spüren, die aus seinem Kopf aufstieg. Ich wusste, er war völlig verwirrt, stand kurz vor dem Durchdrehen. Die Worte »manischer Mörder« gingen mir durch den Sinn. Genau so einen Menschen hatten Jones und ich vor uns, und er trieb immer noch ungestraft sein Unwesen. Er war bereits von einem Mord freigesprochen worden – von mehrfachem Mord.

»Machen Sie sich keine Sorgen, ihn möglicherweise in einen Zustand unberechenbarer Wut zu versetzen, Alex?«, fragte Jones, als der Jaguar vor Shafers Villa hielt. Die Auffahrt war unbeleuchtet; deshalb würden wir den guten Geoffrey die nächsten Sekunden nicht sehen. Wir konnten also nicht sicher sein, dass er ins Haus gegangen war.

»Er ist bereits wütend bis zum Gehtnichtmehr. Er hat seinen Arbeitsplatz verloren, seine Frau, die Kinder, das Spiel, für das er lebt. Am schlimmsten für ihn ist, dass seine Freiheit beschnitten wurde, zu kommen und zu gehen, wann er will. Shaffer hasst es, Beschränkungen unterworfen zu sein. Er hasst es, eingepfercht zu sein. Er kann es nicht ertragen zu verlieren.«

»Sie glauben, er wird irgendetwas Überstürztes tun?«

»Nicht überstürzt, dazu ist er zu klug. Aber er wird irgendeinen Zug machen. So läuft das Spiel nun mal.«

Als ich spät am Abend nach Hause fuhr, beschloss ich, bei St. Anthony's zu halten. Diese Kirche ist heutzutage außergewöhnlich, weil sie auch nachts geöffnet ist. Doch Monsignore John Kelliher ist der Meinung, dass es genau so sein muss, und muss deshalb mit Vandalismus und kleineren Diebstählen leben. Meistens aber haben die Leute in der Gegend ein Auge auf St. Anthony's.

In der von Kerzenlicht spärlich erleuchteten Kirche hielten sich einige Leute auf und beteten, als ich gegen Mitternacht

eintrat. Für gewöhnlich sind immer ein paar Schäflein dort. Obdachlosen ist es nicht gestattet, im Gotteshaus zu schlafen, aber sie kommen und gehen die ganze Nacht über.

Ich saß da und schaute auf die vertrauten, roten, flackernden Votivlampen. Ich sog den Geruch des Weihrauchs tief ein. Ich blickte zum großen vergoldeten Kruzifix hinauf und zu den wunderschönen bunten Glasfenstern, die ich liebte, seit ich ein kleiner Junge war.

Ich zündete eine Kerze für Christine an und hoffte, dass sie trotz allem noch lebte. Doch es war mehr als unwahrscheinlich. Meine Erinnerung an sie verblasste schon ein wenig, und dafür hasste ich mich. Eine Säule aus Schmerz stieg von meinem Magen in die Brust hinauf. Ich hatte Atemprobleme. So war es seit dem Tag, an dem Christine verschwunden war – vor fast einem Jahr.

Und dann gestand ich mir zum ersten Mal ein, dass es Christine nicht mehr gab. Ich würde sie nie wiedersehen. Dieser Gedanke zerschnitt mir die Kehle wie eine scharfkantige Glas-scheibe. Tränen traten mir in die Augen. »Ich liebe dich«, flüsterte ich in den Raum. »Ich liebe dich so sehr, und du fehlst mir unsagbar.«

Ich sprach noch ein paar Gebete, erhob mich von der langen Bank und ging schweigend zum Portal am Eingang. Ich sah die Frau nicht, die still und unscheinbar in einer Seitenbank saß. Sie überraschte mich mit einer plötzlichen Bewegung.

Dann erkannte ich sie aus der Suppenküche. Sie hieß Magnolia. Das war alles, was ich über sie wusste – nur dieser eigenartige Vorname, der vielleicht bloß erdacht war. Sie sprach mich mit lauter Stimme an. »He, Erdnussbutter-Mann, jetzt weißte, wie das is'.«

Jones und Sandy Greenberg von Interpol hatten geholfen, die anderen drei Reiter zu observieren. Das ausgeworfene Netz war groß, genauso wie die Beute, wenn wir Erfolg hatten.

Der politische Riesenskandal in England wurde vom Geheimdienst genauestens beobachtet und überwacht. Sollte sich herausstellen, dass vier englische Agenten Mörder in einem bizarren »Spiel« waren, hätte das für den gesamten Geheimdienst einen gewaltigen Schaden zur Folge, der nie wiedergutmachen wäre.

Shafer ging am Mittwoch und am Donnerstag pflichtbewusst in die Botschaft. Er kam kurz vor neun Uhr und ging pünktlich um fünf. Einmal drinnen, blieb er in seinem kleinen Büro, ließ sich nicht sehen und wagte sich nicht einmal zum Mittagessen heraus. Er surfte stundenlang im Internet, was von uns aufgezeichnet wurde.

An beiden Tagen trug Shafer dieselbe graue Hose und einen zweireihigen blauen Blazer. Seine Kleidung war verknittert und unordentlich – untypisch für ihn. Sein dichtes blondes Haar war zurückgekämmt. Es wirkte fettig und schmutzig; kein Härchen rührte sich im steifen Wind, der durch Washington wehte. Er sah blass aus und schien äußerst nervös zu sein.

Würde er schlappmachen?

Am Freitag saßen Nana und ich nach dem Abendessen hinter unserem Haus an der Fünften Straße. Wir verbrachten so viel Zeit zusammen wie seit Jahren nicht. Ich wusste, dass sie sich meiner wegen Sorgen machte, und ich ließ sie so viel helfen, wie sie wollte. Für uns beide.

Jannie und Damon erledigten drinnen den Abwasch, ohne allzu viel zu streiten. Damon spülte, Jannie trocknete ab. Damons Kassettenrekorder spielte die wunderbare Filmmusik von *Beloved*.

»Heutzutage haben die meisten Familien eine Spülmaschine«, sagte Nana, nachdem sie einen Schluck Tee getrunken hatte. »Die Sklaverei in Amerika gibt es nicht mehr, Alex. Schon davon gehört?«

»Wir haben Geschirrspüler. Hört sich an, als würden sie ganz ordentlich funktionieren. Wenig Wartung, niedrige Ko-

sten. Kaum zu schlagen.«

Nana schnalzte mit der Zunge. »Mal sehen, wie lange das gut geht.«

»Wenn du einen Geschirrspüler willst, können wir einen kaufen – oder übst du dich nur in der feinen Kunst des Streitspruchs, ehe du etwas loslässt, das deinen Begabungen würdiger ist? Wenn ich mich recht entsinne, bist du ein Fan von Demosthenes und Cicero.«

Sie stieß mich mit dem Ellbogen an. »Klugscheißer«, sagte sie. »Du hältst dich für schrecklich gebildet, was?«

Ich schüttelte den Kopf. »Eigentlich nicht, Nana. Das war nie eines meiner großen Probleme.«

»Glaub ich auch nicht. Du hast Recht, an Selbstüberschätzung leidest du wirklich nicht.« Nana schaute mir in die Augen. Ich hatte das Gefühl, sie würde in meine Seele eindringen. Nana hat die Fähigkeit, sehr tief in Dinge hineinzuschauen, die wirklich wichtig sind. »Wirst du jemals aufhören, dir die Schuld zu geben?«, fragte sie. »Du siehst grauenvoll aus.«

»Danke. Wirst du jemals aufhören, an mir herumzunörgeln?«, fragte ich und lächelte sie an. Nana konnte mich mit ihrer ganz besonderen Art immer wieder aus einer deprimierten Stimmung herausholen.

Sie nickte mit dem kleinen Kopf. »Selbstverständlich. Eines Tages höre ich auf herumzumäkeln. Niemand lebt für immer, Enkelchen.«

Ich lachte. »Du vielleicht schon. Länger als ich und die Kinder.«

Nana zeigte viele Zähne – noch immer ihre eigenen. »Ich fühle mich tatsächlich ziemlich gut, wenn man alles in Betracht zieht«, sagte sie. »Du jagst den Kerl immer noch, stimmt's? Nachts, nicht wahr? Du, John Sampson und dieser Engländer Andrew Jones.«

Ich seufzte. »Ja. Und wir werden ihn kriegen. Vielleicht sind vier Männer in eine Reihe von Morden verstrickt. Hier und in

Asien, in Jamaika und London.«

Sie winkte mir mit dem Zeigefinger. »Komm näher.«

Ich grinste sie an. Sie hat in Wahrheit einen sehr weichen Kern und kann unglaublich nett sein, aber auch stahlhart.

»Soll ich mich auf deinen Schoß setzen, alte Frau? Bist du sicher?«

»Gütiger Gott, nein! Setz dich ja nicht auf mich, du Riesenschatz. Lehn dich nur zu mir rüber, und zeig ein bisschen Respekt vor meinem Alter und meiner Weisheit. Und dann nimm mich ganz fest in die Arme.«

Ich tat, wie mir befohlen worden war, und sah, dass meine beiden kleinen Heinzelmännchen zuschauten. Sie hatten die Nasen gegen das Fliegengitter gepresst. Ich verscheuchte sie mit einer Handbewegung, und ihre Gesichter verschwanden.

»Ich möchte nur, dass du sehr, sehr vorsichtig bist«, flüsterte Nana, als ich sie festhielt. »Aber ich will auch, dass du ihn erwischst. Dieser Mann ist der Schlimmste von allen. Geoffrey Shafer ist der Schlimmste, Alex. Der schlimmste Verbrecher.«

Das Spiel war nie wirklich beendet worden, aber seit dem Prozess in Washington hatte es sich grundlegend verändert.

In London war es halb sechs Uhr abends, und Eroberer wartete vor seinem Computer. Er war besorgt, zugleich aber auch gespannt und aufgeregt, was nun geschehen sollte: Die Vier Reiter nahmen ihr Spiel wieder auf.

In Manila, auf den Philippinen, war es halb zwei Uhr morgens. Hungersnot war bereit für eine Botschaft und den Neubeginn jenes Spiels, das er so sehr liebte.

Krieg erwartete die Neuigkeiten über die Vier Reiter in seiner großen Villa auf der Insel Jamaika. Auch er war wie besessen. Wie würde das Spiel enden – und wer würde der Sieger sein?

In Washington war es halb ein Uhr mittags. Geoffrey Shafer jagte in seinem Jaguar von der Botschaft zum Einkaufszentrum

White Flint Mall. Er musste an diesem Nachmittag sehr viel erledigen. Sein Geist, sein Körper liefen auf Hochtouren.

Er raste über die Massachusetts Avenue, vorbei an der Britischen Botschaft und dem Haus des Vizepräsidenten. Er fragte sich, ob man ihn beschattete, und hielt es für möglich. Alex Cross und die Polizei waren da draußen und warteten nur darauf, ihn zu schnappen. Noch hatte Shafer sie nicht entdeckt, aber das bedeutete nichts anderes, als dass sie es jetzt bitterernst meinten.

Shafer bog schnell nach rechts ab, jagte mit kreischenden Reifen um einen Kreisverkehr und raste weiter auf die Nebraska Avenue, in Richtung der American University. Er schlängelte sich durch Seitenstraßen in der Nähe der Universität, gelangte auf die Wisconsin, gab Gas und jagte in Richtung Einkaufszentrum.

Dort angekommen, ging er zu Bloomingdale's. Im Geschäft waren nur wenige Kunden – eigentlich ein bisschen deprimierend. Aber gut. Shafer verachtete die amerikanische Einkaufsszene ohnehin. Sie erinnerte ihn an Lucy und ihren miesen Wurf. Lässig schlenderte er durch die Herrenabteilung. Er nahm mehrere überteuerte Polohemden von Ralph Lauren und zwei dunkle Hosen.

Er drapierte einen schwarzen Giorgio-Armani-Anzug über dem Arm und ging mit seinem Bündel zu den Umkleidekabinen. Dort reichte er die Kleidungsstücke einer Angestellten, die zweifellos dort saß, um Kaufhausdiebstähle in Grenzen zu halten.

»Ich habe meine Meinung geändert«, sagte er.

»Das ist kein Problem, Sir.«

Shafer lief einen schmalen Flur hinunter, der zu einem Hinterausgang führte, rannte auf die Glastür zu und stürmte auf den Parkplatz. Er sah Reklameschilder – Bruno Cipriani und Lord & Taylor – und wusste, dass er in die richtige Richtung lief.

In der Nähe parkte ein Ford Taunus. Shafer sprang hinein, ließ den Motor an und fuhr die Rockville Pike hinunter bis Montrose Crossing, etwas mehr als eine Meile.

Jetzt glaubte er nicht mehr, dass jemand ihm folgte. Er fuhr am Montrose vorbei und nach Norden zum Einkaufszentrum Federal Plaza. Dort betrat er die Cyber Exchange, wo man neue und gebrauchte Software sowie Computer verkaufte.

Seine Blicke huschten nach rechts und links, bis er genau das sah, was er brauchte.

»Ich würde gern diesen neuen Mac ausprobieren«, sagte er zu dem Verkäufer.

»Bitte sehr. Falls Sie irgendeine Hilfestellung brauchen, rufen Sie einfach«, sagte der Verkäufer. »Es ist kinderleicht.«

»Ja, alles bestens. Ich rufe Sie, wenn ich hängen bleibe. Aber ich bin ziemlich sicher, dass ich den Mac nehme.«

»Ausgezeichnete Wahl.«

»Ja, ausgezeichnet. Ausgezeichnet.«

Der träge Verkäufer ließ ihn stehen, und Shafer schaltete den Computer ein. Das Vorführmodell besaß einen Internetzugang. Shafer spürte einen Stoß manischer Erregung, aber auch einen Hauch von Traurigkeit, als er seine Botschaft an die Mitspieler eintippte. Er hatte alles genau durchdacht und wusste, was zu sagen und zu tun war.

Ich grüße Euch. Dieses fantastische und beispiellose Abenteuer, das nun acht Jahre währt, die Vier Reiter, neigt sich dem Ende zu. Ihr habt euren Fall sehr logisch dargestellt, und ich akzeptiere die bedauerliche Schlussfolgerung, zu der Ihr gelangt seid. Das Spiel ist zu gefährlich geworden. Deshalb schlage ich vor, dass wir ihm ein unvergessliches Ende bereiten. Ich glaube, ein Ende von Angesicht zu Angesicht wäre äußerst passend. Das ist die einzige Schlussfolgerung, die ich akzeptieren kann.

Ich nehme an, dass es unausweichlich war, und wir haben es

früher ja sehr oft besprochen. Ich schlage vor, dass wir am Donnerstag mit dem Spiel beginnen. Vertraut mir, ich werde beim großen Finale dabei sein. Falls nötig, kann ich das Spiel ohne Euch beginnen. Zwingt mich nicht dazu ... *Tod*.

Am Montagmorgen reihte Shafer sich um neun Uhr in die lange Schlange hirnloser Arbeitstiere ein, die im Stau in Richtung Botschaft standen. Er hatte den berauschenden Gedanken, nach dem heutigen Tag nie mehr arbeiten zu müssen. Alles in seinem Leben würde sich ändern. Er konnte nicht mehr zurück.

Das Herz schlug ihm bis zum Hals, als er bei der Ampel an der Massachusetts Avenue in der Nähe der Botschaft hielt, obwohl die Ampel grün zeigte. Hinter ihm erklang wildes Hupen. Shafer musste an seine Selbstmordfahrt vor einem Jahr denken. Das waren herrliche Zeiten gewesen, verdammt noch mal. Als die Ampel auf Rot umsprang, raste er los. Er hatte seine Flucht geprobt. Es konnte nichts schiefgehen.

Vor ihm war die Straße zwei Querstraßen weit frei. Er trat das Gaspedal durch. Der Jaguar beschleunigte mit brachialer Kraft und schoss auf das Labyrinth zu, das die Seitenstraßen um die American University herum bildeten.

Zehn Minuten später bog er mit vierzig Sachen auf die White Flint Mall ab und jagte den Jaguar auf fünfzig, sechzig, siebzig Meilen hoch, als er über den fast leeren Parkplatz raste. Er war sicher, dass niemand ihm gefolgt war.

Shafer fuhr auf das große Musikgeschäft Borders Books & Music zu und bog nach rechts in eine enge Seitengasse zwischen mehrgeschossigen Gebäuden ein.

Das Einkaufszentrum hatte seines Wissens fünf Ausgänge. Wieder gab er Gas, dass die Reifen kreischten.

Die Gegend hier war ein Fuchsbau aus engen Straßen. Immer noch folgte ihm niemand – kein einziges Auto.

Shafer jagte durch eine selten befahrene Einbahnstraße, die auf die Rockville Pike mündete; dann brauste er in Gegenrich-

tung zum dichten Berufsverkehr dahin. Im Einkaufszentrum oder auf den Seitenstraßen hatte er kein Verfolgerfahrzeug entdeckt, auch jetzt nicht auf der Pike. Wahrscheinlich hatten sie heute Morgen nur einen Wagen, höchstens zwei auf ihn angesetzt. Weder die Washingtoner Metro-Police noch der Geheimdienst würde eine größere Truppe abstellen, um ihn zu observieren – glaubte er jedenfalls.

Wahrscheinlich hatte er sie abgeschüttelt. Shafer stieß einen lauten Freudenschrei aus und drückte auf die Hupe des Jaguar, um es all diesen erbärmlichen Wichsern und Idioten zu zeigen, die ihm auf dem Weg zur Arbeit entgegenkamen. Fast acht Jahre hatte er darauf gewartet.

Endlich war es so weit.

Endspiel.

Sind wir noch an ihm dran?«, fragte ich Jones und blickte nervös auf das halbe Dutzend Agenten, die im Krisenzimmer der Britischen Botschaft arbeiteten. Der Raum war voll mit hochmodernen elektronischen Geräten, darunter ein halbes Dutzend Video-Monitore.

»Immer noch dran. So leicht entwischt er uns nicht, Alex. Außerdem glauben wir zu wissen, wohin er und die anderen jetzt wollen.«

Wir hatten einen winzigen Hochleistungssender am Jaguar angebracht, aber es bestand natürlich die Gefahr, dass Shafer ihn entdeckte. Bis jetzt aber war das noch nicht der Fall gewesen. Und nun war er mit dem Jaguar auf der Flucht, mit dem Köder – zumindest *dachten* wir das.

Sämtliche Reiter hatten sich in Bewegung gesetzt. Oliver Highsmith war beschattet worden, als er von seinem Heim in Surrey zum Flughafen Gatwick gefahren war, außerhalb Londons. Am Flughafen vergewisserten sich Agenten, dass der Eroberer den British-Air-Flug nach New York nahm. Dann meldeten sie in Washington, dass er unterwegs sei.

Ein paar Stunden später rief ein Agent von den Philippinen an. George Bayer war auf dem Flughafen Ninoy Aquino in Manila. Hungersnot hatte ein Ticket nach Jamaika gekauft, mit Zwischenstopp in New York.

Wir wussten bereits, dass James Whitehead sich nach Jamaika zurückgezogen hatte und dass er jetzt dort war. Krieg wartete auf das Eintreffen der anderen.

»Ich versuche ein deutliches Muster für das Spiel der Vier Reiter zu entdecken, aber es gibt unterschiedliche Aspekte. Das gefällt den Kerlen so gut an diesem Spiel, dass sie süchtig danach sind«, sagte ich zu Jones, während wir auf weitere Informationen warteten. »Wir wissen, dass zumindest drei von ihnen das Spiel spielen, seit sie '91 in Thailand stationiert waren. Ungefähr zu dieser Zeit verschwanden die ersten Barmädchen und Prostituierten in Bangkok. Die dortige Polizei verschwendete nicht viel Zeit auf die Ermittlungen. In Pat Pong waren früher schon Mädchen verschwunden. Was die Jane-Namenlos-Morde angeht, hat die hiesige Polizei eine ganz ähnliche Einstellung. Auch diese jungen Frauen waren nicht wichtig. Man hat sie abgeschrieben. Im Southeast wird bei Morden und Vermisstenfällen keineswegs so sorgfältig ermittelt wie in Georgetown oder auf dem Capitol Hill. Das ist eines der kleinen schmutzigen Geheimnisse Washingtons.«

Jones zündete sich an der Glut der vorherigen Zigarette eine neue an und stieß den Rauch aus. »Es könnte sein, dass nur Shafer an den Morden beteiligt ist, Alex. Entweder das, oder die anderen sind viel vorsichtiger als er.«

Ich zuckte mit den Schultern. Ich glaubte das nicht, hatte aber nicht genügend stichhaltige Beweise, um meine Meinung Jones gegenüber zu untermauern, der auch als Kriminalbeamter keine Niete war.

»Das Ende der Vier Reiter steht bevor, nicht wahr? Können sie tatsächlich mit ihrem kleinen Fantasy-Spiel aufhören?«, fragte Sampson.

»Es sieht so aus, als würden sie sich treffen«, sagte ich. »Vier ehemalige britische Agenten, vier erwachsene Männer, die liebend gern diabolische Spiele spielen. Meiner Meinung nach vier Mörder.«

»Möglich.« Endlich gab Andrew Jones zu, dass das Udenkbare wahr sein könne. »Ich fürchte, Sie könnten Recht haben, Alex.«

Sie hatten sich wahrscheinlich deshalb für Jamaika entschieden, weil es relativ abgeschieden ist und James Whitehead dort eine große Strandvilla besaß. Aber vielleicht waren mit dem Spiel der Vier Reiter noch andere Aspekte verknüpft. Ich hoffte, wir würden es bald herausfinden.

Oliver Highsmith und George Bayer, deren Maschinen im Abstand von wenigen Minuten auf der Insel landeten, trafen sich bei der Gepäckausgabe am Flughafen Donald Sangster und fuhren dann mit dem Wagen eine Stunde lang zur piekfeinen Jamaica Inn in Ocho Rios.

Auch wir hatten uns in Bewegung gesetzt. Sampson und ich waren mit der Morgenmaschine aus Washington hergeflogen. Das Wetter war prächtig. Blauer Himmel, warme Brise. Im Flughafen hörten wir die Klänge der englischen und jamaikanischen Creoles, dazu Reggae und Ska. Das Rascheln der Bananenstauden in der Meeresbrise war wie ein leiser Chor, der die Musik untermalte.

Das Hotel in Ocho Rios war altmodisch und anheimelnd. Nur fünfundvierzig Zimmer, mit Meerblick. Wir trafen gleichzeitig mit vier englischen Teams ein. Außerdem waren noch zwei Teams aus Kingston da.

Das Büro des Englischen Hochkommissariats war von unserer Anwesenheit und über das Ziel verständigt worden. Man hatte uns uneingeschränkte Zusammenarbeit versprochen. Alle wollten helfen, den Vier Reitern das Handwerk zu legen, ohne Rücksicht auf Verluste. Ich war von den englischen und jama-

kanischen Kollegen sehr beeindruckt.

Dann warteten wir auf Geoffrey Shafer. Sampson und ich waren strategisch günstig in Stellung gegangen, um die enge schattige Straße zu observieren, die zum Ocho Rios führte. Wir saßen auf einem Wiesenhang zwischen dem Hotel und der schimmernden blauen Karibik. Andrew Jones und ein anderer Agent warteten unauffällig in einem zweiten Wagen am Hinterausgang des Hotels. Sechs von Jones' Agenten hatten sich als Kofferträger und Reinigungskräfte im Hotel getarnt. Auch die Polizisten aus Jamaika hatten um das Hotel herum Stellung bezogen.

Von Shafer hatten wir nichts Neues gehört. Er hatte uns schließlich doch abgehängt. Aber wir glaubten, er würde sich mit den anderen treffen. Jones beschwerte sich, dass wir nicht genügend Leute seien, um Shafer aufzuhalten, falls dieser die Absicht habe, sich an den anderen zu rächen. Ich stimmte ihm zu. Wenn Shafer Kamikaze spielen wollte, gab es keinen ausreichenden Schutz.

Wir warteten und warteten. Ständig kamen die neuesten Meldungen über die Kurzwelle im Autoradio. Den ganzen Nachmittag hindurch hörten die Meldungen nicht auf. Sie waren eine Art elektronischer Herzschlag für unsere Observierung.

»Oliver Highshmith ist noch in seinem Zimmer. Offensichtlich will er nicht gestört werden ...«

»Bayer hat sein Zimmer verlassen. Er schwimmt im tiefblauen Meer. Zielperson trägt Badehose mit roten Streifen. Schwer zu übersehen. Erleichtert die Arbeit. Aber tut den Augen weh ...«

»Schwarzer Mercedes ist jetzt am vorderen Tor. Fahrer ist groß und blond. Könnte Geoffrey Shafer sein. Sehen Sie ihn, Alex?«

Ich meldete mich sofort. »Der blonde Mann ist nicht Shafer. Ich wiederhole, er ist nicht Shafer. Zu jung, wahrscheinlich

Amerikaner. Hat eine junge Frau und zwei Kinder dabei. Falscher Alarm. Das ist nicht Shafer.«

Die Radiomeldungen liefen weiter.

»Highsmith hat soeben beim Zimmerservice bestellt. Zweimal englisches Frühstück, mitten am Tag. Einer unserer Leute wird es ihm bringen ...«

»Bayer ist vom Schwimmen zurück. Er ist ganz schön braun. Ein kleiner Kerl, aber muskulös. Hat mehrere Damen anzubaggern versucht, sich aber die Zähne ausgebissen.«

Gegen sechs Uhr abends machte ich wieder Meldung. »James Whitehead ist gerade in einem grünen Range Rover vorgefahren. Er betritt das Hotel. Krieg ist hier.«

Nur noch ein Spieler fehlte.

Wir warteten.

Tod musste noch kommen.

Shafer hatte es nicht besonders eilig, die karierte Zielflagge zu schwenken. Er ließ sich Zeit, sämtliche Szenarien in Ruhe zu durchdenken. Schon Stunden zuvor hatte er die Küste Jamaikas am Horizont gesichtet. Er war zuerst nach Puerto Rico geflogen und dann mit einem gecharterten Boot weitergesegelt. Er wollte in der Lage sein, Jamaika sowohl zur Luft als auch übers Meer zu verlassen.

Jetzt wartete er gelassen auf den Einbruch der Nacht und ließ sich mit dem Boot von den angenehm kühlenden Passatwinden treiben. Es war die berühmte »blaue Stunde« auf dem Meer, gleich nach Sonnenuntergang, außergewöhnlich idyllisch und schön, ein wenig unwirklich, ja magisch. Er hatte soeben auf dem Bootsdeck fünfhundert Liegestütze gemacht, war aber nicht außer Atemnot. Er sah ein halbes Dutzend großer Kreuzfahrtschiffe, die vor Ocho Rios ankerten. Um ihn herum waren jede Menge kleiner Boote wie das seine.

Er erinnerte sich, irgendwo gelesen zu haben, die Insel Jamaika sei früher einmal das persönliche Eigentum Christoph

Columbus' gewesen. Ihm gefiel die Vorstellung, dass es eine Zeit gegeben hatte, da ein Mann sich alles nehmen konnte, was er wollte. Shafer's Körper war gestählt und von den drei Sonnentagen der Segeltour bronzebraun. Sein Haar war von der vielen Sonne noch blonder als sonst. Seit fast einer Woche hatte er die Medikamente unter Kontrolle. Es war ein enormer Willensakt gewesen, doch er hatte die Herausforderung gemeistert. Er wollte siegen.

Shafer fühlte sich wie ein Gott. Nein, er *war* ein Gott. Er kontrollierte jede Bewegung seines eigenen Lebens und der Leben mehrerer anderer. Es gibt immer noch Überraschungen, dachte er, als er seinen Körper bedächtig mit kühlendem Wasser bespritzte. Für alle, die noch mitspielen wollten, gab es Überraschungen.

In *seinem* Spiel.

Sein Plan.

Sein Schluss.

Weil es nicht bloß ein Spiel war – von Anfang an nicht. Das mussten die anderen Spieler inzwischen gemerkt haben. Sie wussten, was er getan hatte und weshalb es eine Rache geben musste, oder besser: ein Heimzahlen. Nur darum war es bei den Vier Reitern von Anfang an gegangen.

Das Endspiel ist ein Heimzahlen, und es ist mein Heimzahlen ... oder doch das ihre? Wer weiß das schon mit Sicherheit?

Sein Vater hatte ihm und seinen Brüdern das Segeln beigebracht, wahrscheinlich das einzig Sinnvolle, das er je für Shafer getan hatte. Auf See konnte er tatsächlich Ruhe finden – der wahre Grund, warum er mit dem Boot nach Jamaika kam.

Um acht Uhr schwamm er ans Ufer, an mehreren Segelbooten und Motorjachten vorüber. Er stellte fest, dass die körperliche Anstrengung ein wirksames Mittel gegen seine Nervosität und Erregung war. Shafer war ein hervorragender Schwimmer und Taucher, so wie er in sämtlichen Sportarten ein Ass war.

Die Nachtluft war friedlich, still und voller Düfte. Das Meer

war spiegelglatt. Kein Kräuseln störte die Oberfläche. Noch nicht. Aber bald würde es ordentlich Wellen geben!

Gleich neben der Küstenstraße wartete ein Auto auf ihn, ein schwarzer Ford Mustang, der im Mondlicht glänzte.

Er lächelte, als er den Wagen sah. Das Spiel lief hervorragend.

Hungersnot wartete auf ihn.

Nein. Hungersnot war aus einem anderen Grund gekommen, nicht wahr?

George Bayer wartete auf Shafer, um ihn zu töten.

George Bayer ist nicht auf dem Zimmer. Er ist auch nicht bei Oliver Highsmith oder James Whitehead. Verdammt! Er läuft frei herum.«

Die alarmierende Meldung kam aus dem Radio über Polizeifunk. Sampson und ich hatten die Südseite des Hotels seit annähernd acht Stunden observiert und waren sicher, dass George Bayer nicht bei uns herausgekommen war.

Wir hörten Andrew Jones' besorgte Stimme. »Denken Sie daran, dass alle Vier Reiter Agenten sind, wie wir. Sie sind fähige Männer und absolut tödlich. Wir müssen Bayer sofort finden und ein besonderes Augenmerk auf Geoffrey Shafer halten. Shafer ist der gefährlichste Spieler – zumindest halten wir ihn dafür.«

Sampson und ich sprangen aus unserem Mietwagen. Wir hatten die Pistolen gezückt, was angesichts der idyllischen, heiteren Umgebung unangemessen zu sein schien. Ich musste daran denken, dass ich mich vor fast einem Jahr auf Bermuda genauso gefühlt hatte.

»Bayer ist hier nicht rausgekommen«, sagte Sampson. Ich wusste, dass er sich Sorgen machte, weil Jones' Leute Hungersnot verloren hatten. Wir hätten diesen Fehler nicht gemacht, aber man hatte uns als Rückendeckung eingesetzt, nicht in vorderster Linie.

Rasch gingen wir zu der Anhöhe, die uns einen Ausblick über den gepflegten Rasen gewährte, der sich bis zum Privatstrand des Hotels erstreckte. Es wurde allmählich dunkel, aber die Umgebung des Hotels war relativ gut beleuchtet. Ein Paar in Bademänteln kam uns gemächlich entgegen. Sie hielten sich an den Händen und hatten offensichtlich keine Ahnung von der Gefahr, in der sie schwebten. Aber kein George Bayer. Und kein Shafer.

»Wie werden sie die Sache beenden?«, fragte Sampson.
»Wie wird das *Spiel* enden? Was meinst du?«

»Ich glaube nicht, dass einer von ihnen es genau weiß. Wahrscheinlich haben sie Spielpläne, aber jetzt kann alles Mögliche passieren. Alles hängt von Shafer ab, wenn er die Spielregeln befolgt. Ich glaube allerdings, er hat sich längst darüber hinweggesetzt – und das wissen die Mitspieler.«

Wir rannten dicht an der Hotelanlage entlang. Von den Gästen, die wir auf dem schmalen geschlängelten Weg überholten, ernteten wir nervöse und besorgte Blicke.

»Sie alle sind Mörder. Selbst Jones hat das letztendlich eingestanden. Sie haben als Agenten getötet und wollten hinterher nicht aufhören. Es hat ihnen Spaß gemacht. Vielleicht haben sie jetzt vor, sich gegenseitig umzubringen. Der Sieger bekommt alles.«

»Und Geoffrey Shafer hasst es zu verlieren«, sagte Sampson.

»Shafer verliert nie. Das haben wir bereits erlebt. *Das* ist sein Verhaltensmuster, John. Das haben wir von Anfang an übersehen.«

»Diesmal entwischt er uns nicht, Süßer. Null Chance. Shafer geht uns nicht durch die Lappen.«

Ich antwortete Sampson nicht.

Shafer atmete nicht schneller, als er den weißen Strand erreichte. George Bayer stieg aus dem schwarzen Mustang. Shafer rechnete damit, dass Bayer eine Waffe zog, doch er ging

weiter und spielte das Spiel mit dem höchsten Einsatz, den es gab: seinem Leben.

»Verdammt, du bist *hergeschwommen*?«, fragte Bayer. Seine Stimme war jovial, aber spöttisch.

»Na, ist doch eine fantastische Nacht, um schwimmen zu gehen«, sagte Shafer und schüttelte lässig das Wasser ab. Er wartete, dass Bayer zuschlug. Ihm fiel auf, dass der andere die rechte Hand immer wieder spannte und lockerte und dass seine Schultern leicht nach vorn geneigt waren.

Shafer nahm seinen wasserdichten Rucksack ab und holte saubere, trockene Kleidung und Schuhe heraus. Jetzt kam er an seine Waffen heran. »Lass mich raten. Oliver hat vorgeschlagen, dass ihr mich alle gemeinsam fertig macht«, sagte er. »Drei gegen einen.«

Bayer lächelte hinterhältig. »Selbstverständlich. Das war eine Option, die wir bedenken mussten. Aber wir haben sie verworfen, weil sie nicht zu den anderen Charakteren in unserem Spiel passt.«

Shafer schüttelte das Wasser aus den Haaren. Während er sich anzog, wendete er Bayer die Seite zu. Er lächelte vor sich hin. Herrgott, wie sehr er das genoss! Das Spiel um Leben oder Tod gegen einen anderen Reiter, einen Meisterspieler. Er bewunderte Bayers Ruhe und seine Fähigkeit, alles herunterzuspielen.

»Sein Spiel ist so verflucht voraussehbar«, sagte Shafer. »So war er schon als Agent und Analytiker. George, sie haben dich geschickt, weil sie glaubten, ich käme nie auf den Gedanken, dass *du* mich erledigen würdest. Du hast den ersten Zug. Aber es ist so verdammt offensichtlich. Was für eine grauenvolle Verschwendung eines Spielers.«

Bayer runzelte die Stirn, verlor aber die Fassung nicht und ließ sich auch nicht anmerken, was er empfand – doch genau dies verriet Shafer, dass sein Verdacht stimmte. Hungersnot war hier, um ihn zu töten. Da war er ganz sicher. George Bay-

ers betont lässige Art hatte ihn verraten.

»Nein, so ist es ganz und gar nicht«, erklärte Bayer. »Heute Abend halten wir uns an die Spielregeln. Für uns sind die Spielregeln wichtig. Es ist ein Spiel mit einem Spielbrett, ein Wettstreit, bei dem es um Strategie und Verstand geht. Ich bin nur hier, um dich abzuholen, genau nach Plan. Wir treffen uns alle von Angesicht zu Angesicht im Hotel.«

»Und wir unterwerfen uns dem Ergebnis der Würfel?«, fragte Shafer.

»Ja, sicher, Geoff.« Bayer streckte die Hand aus und zeigte ihm die drei zwanzigseitigen Würfel.

Shafer konnte ein Lachen nicht unterdrücken. Das war unheimlich gut, das war super. »Und was haben die Würfel gesagt, George? Wie verliere ich? Wie sterbe ich? Messer? Pistole? Eine Überdosis Medikamente würde mir als sehr sinnvoll erscheinen.«

Bayer konnte nicht anders. Er musste lachen. Shafer war ein aufmüpfiger Schweinehund, ein erstklassiger Killer, ein toller Psychopath. »Nun ja, so was könnte uns schon eingefallen sein, aber wir spielen es vollkommen ehrlich. Wie ich schon sagte, die anderen warten im Hotel auf uns. Gehen wir.«

Einen Augenblick wandte Shafer Bayer den Rücken zu. Dann stemmte er sich mit dem rechten Fuß ab und sprang George Bayer an.

Doch Bayer war darauf gefasst. Er versetzte Shafer einen kurzen, krachenden Haken an die Wange. Die rechte Gesichtshälfte Shafers war binnen Sekunden wie betäubt.

»Guter Schlag, George. Nicht übel!«

Shafer rammte Bayer mit aller Kraft den Schädel ins Gesicht. Er hörte Knochen knacken und sah eine weiße Explosion, was sein Adrenalin zum Brodeln brachte.

Die Würfel flogen Bayer aus der Hand, als er nach einer Pistole oder einer anderen Waffe im Hosenbund griff.

Shafer packte Bayers rechten Arm und drehte ihn, dass der

Unterarmknochen am Ellbogen brach. Bayer schrie vor Schmerz.

»Du kannst mich nicht schlagen! Das hat noch keiner geschafft, und es wird auch nie einer schaffen!«, brüllte Shafer.

Er legte die Hände um Bayers Hals und drückte mit übermenschlicher Kraft zu. George war stärker, als er aussah, doch Shafer wurde von jahrelangem, abgrundtiefem Hass angetrieben. Er wog fast zehn Kilo mehr als Bayer – alles eiserne Muskeln.

»*Nei*in, hör mir zu«, stieß Bayer mühsam hervor. »Nicht ... so. Nicht ... hier.«

»*Doch*, George. *Ja, ja*. Das Spiel geht weiter. Das Spiel, das ihr Schweine begonnen habt. Aber hallo, alter Freund. *Ihr* habt mir das angetan. Ihr habt mich zu dem gemacht, was ich bin: der Tod.«

Er hörte ein lautes, trockenes Knacken, und George Bayer sank schlaff zusammen. Er ließ die Leiche in den Sand fallen.

»Einer weniger«, sagte Shafer und gestattete sich einen tiefen und zufriedenen Atemzug. Er hob die Würfel auf, schüttelte sie einmal und schleuderte sie ins Meer. »Ab jetzt wird nicht mehr gewürfelt«, sagte er.

Er fühlte sich sauwohl. Einfach großartig. Herrgott, hatte ihm das gefehlt. Diese Adrenalinwooge, der unvergleichliche Kitzel. Er hielt es für wahrscheinlich, dass die Polizei das Jamaica Inn überwachte; deshalb parkte er den Jaguar am Plantation Inn, das sich in der Nähe befand.

Mit immer schnelleren Schritten ging er über die Bougainvillea Terrace. Drinks wurden serviert, während der grässliche Schlager »Yellowbird« dröhnte. Er hatte die hässliche Fantasiavorstellung, auf der Terrasse herumzuballern und einige dieser Scheißtouristen ins Jenseits zu befördern. Deshalb verließ er die belebte Terrasse sofort wieder – um der vielen Menschen willen, aber hauptsächlich seinetwegen.

Er ging am Strand entlang, was seine Nerven beruhigte. Hier war es still und friedlich. Leise Calypso-Musik drang durch die Nachtluft. Der Strand zwischen den Hotels war atemberaubend: Lichter, champagnerfarbener Sand, mit Binsen gedeckte Sonnenschirme. Wirklich ein hübsches Spielbrett.

Er wusste, dass Oliver Highsmith in der berühmten Weißen Suite wohnte, in der schon Winston Churchill, David Niven und Ian Fleming genächtigt hatten. Highsmith liebte den Luxus fast so sehr wie das Spiel.

Shafer verachtete die anderen Reiter. Zum Teil rührte es daher, dass er nicht zu ihrer snobistischen Gesellschaftsschicht gehörte. Lucys Vater hatte ihn zum MI6 gebracht; die anderen Spieler hatten die richtigen Universitäten besucht. Aber es gab noch einen weiteren, viel stärkeren Grund für Shafers Hass: Sie hatten es gewagt, ihn zu benutzen, sich ihm überlegen zu fühlen – und ihm dies ins Gesicht zu schleudern.

Durch einen weißen Lattenzaun betrat er das Gelände des Jamaica Inn und verfiel in Laufschrift. Er wollte rennen, schwitzen. Wieder fühlte Shafer sich manisch. Das Spiel zu spielen hatte ihn zu sehr erregt. Er blieb stehen, hielt sich den Kopf. Am liebsten hätte er laut gelacht oder gebrüllt. Er lehnte sich an einen Holzpfehl neben dem Pfad, der zum Strand führte, und holte tief und keuchend Atem. Er wusste, dass er kurz vor einem Zusammenbruch stand – und einen schlimmeren Zeitpunkt hätte es nicht geben können.

»Alles in Ordnung, Sir?«, fragte ihn ein Kellner vom Hotel.

»Könnte nicht besser sein«, antwortete Shafer und winkte dem Mann, dass er fortgehen solle. »Mir geht es prima, sehen Sie das denn nicht?«

Wieder marschierte er in Richtung der Weißen Suite. Ihm war bewusst, dass er sich genauso fühlte wie vor einem Jahr, als er in Washington um Haaresbreite sein Auto zu Schrott gefahren hätte. Und wieder steckte er in einer teuflischen Klemme. Er konnte jetzt das Spiel verlieren, konnte alles ver-

lieren. Für welche Strategie sollte er sich entscheiden? Ja – er musste waghalsiger vorgehen, aggressiver. Er musste handeln, nicht so viel nachdenken. Die Chancen standen immer noch zwei zu eins gegen ihn.

Am Ende des Innenhofes sah er einen Mann und eine Frau in Abendgarderobe. Sie hielten sich neben einem weißen, mit Blüten übersätem Stuck-Säulengang auf. Also wurde das Hotel observiert. Sie lauerten ihm hier auf. Er fühlte sich geehrt.

Der Mann blickte in seine Richtung. Abrupt senkte Shafer den Kopf. Sie konnten nichts tun, um ihn aufzuhalten. Er hatte kein Verbrechen begangen, das sie ihm beweisen konnten. Er wurde nicht von der Polizei gesucht. Nein, er war ein freier Mann.

Deshalb ging Shafer ganz lässig weiter, als hätte er das Paar nicht gesehen. Er piffte »Yellowbird«.

Kurz vor dem Paar schaute er auf. »Ich bin der, auf den Sie warten. Geoffrey Shafer. Willkommen beim Spiel.«

Er zog seine halbautomatische Neun-Millimeter Smith & Wesson und feuerte zweimal.

Die Frau schrie auf und griff sich an die linke Brustseite. Glänzend rotes Blut besudelte ihr seegrünes Kleid. In ihren Augen standen Verwirrung und Schock. Dann verdrehte sie die Augäpfel so sehr, dass nur noch das Weiße zu sehen war.

Der männliche Agent hatte die Kugel ins Gesicht bekommen. Wo zuvor sein linkes Auge gewesen war, befand sich nun ein dunkles Loch. Shafer wusste, dass der Mann tot war, noch ehe er zu Boden schlug.

Im Lauf der Jahre hatte er nichts von seiner Treffsicherheit eingebüßt. Shafer eilte weiter zur Weißen Suite und zum Eroberer.

Mit Sicherheit hatte man die Schüsse gehört. Doch sie würden nie damit rechnen, dass er in die Falle lief, die sie für ihn aufgestellt hatten. Aber er war hier.

Zwei Zimmermädchen schoben einen quietschenden Wagen

mit Reinigungsmitteln aus der Weißen Suite. Hatten sie soeben erst Eroberers Bett gemacht und dem Fettsack eine Schachtel mit Pfefferminzschokolade zum Naschen dagelassen?

»Verschwindet! Aus dem Weg!«, brüllte Shafer und hob die Pistole. »Los, hauen Sie ab! Laufen Sie um Ihr Leben!«

Die jamaikanischen Zimmermädchen rannten los, als wäre der Leibhaftige hinter ihnen her. Später erzählten sie ihren Kindern, sie hätten tatsächlich den Teufel gesehen.

Shafer stürzte durch die Tür der Suite. Oliver Highsmith glitt mit dem Rollstuhl über den soeben gewischten Boden.

»Du warst es, Oliver, nicht wahr?«, sagte Shafer. »Ich glaube, ich habe soeben den berüchtigten Covent-Garden-Mörder gestellt. Du hast diese Morde begangen, habe ich Recht? Man stelle sich das vor! Das Spiel ist aus, Oliver.«

Gleichzeitig dachte Shafer: *Lass ihn nicht aus den Augen! Sei vorsichtig mit dem Eroberer.*

Oliver Highsmith drehte den Rollstuhl langsam so, dass er Shafer anschauen konnte, von Angesicht zu Angesicht. Das war gut. Bestens. Highsmith hatte Bayer und Whitehead von London aus kontrolliert, als alle noch Agenten gewesen waren. Ursprünglich war das Spiel, die Vier Reiter, seine Idee gewesen: ein Zeitvertreib, nachdem er in Pension gegangen war. »Unser albernes kleines Fantasy-Spiel«, pflegte er es zu nennen.

Er musterte Shafer mit kalten, abschätzenden Blicken. Er war klug – ein Genie, jedenfalls hatten das Bayer und Whitehead behauptet.

»Mein Lieber, wir sind deine Freunde. Die Einzigen, die du noch hast. Wir verstehen dein Problem. Lass uns die Angelegenheit durchsprechen, Geoffrey.«

Shafer lachte über die erbärmlichen Lügen des Fettes und über seine herablassende Haltung, seine Frechheit. »George Bayer hat mir das ganz anders erzählt. Du wolltest mich ermorden, sagte er. Verdammt, behandelt man so einen Freund?«

Highsmith zuckte nicht mit der Wimper. »Wir sind hier nicht allein, Geoff. Sie sind im Hotel. Der Geheimdienst hat das Gelände besetzt. Sie müssen dich beschattet haben.«

»Und *dich* und *Bayer* und *Whitehead*! Das weiß ich alles, Oliver. Ich habe so ein Agentenpaar unten getroffen und erschossen. Deshalb muss ich mich beeilen, kann mich nicht lange aufhalten. Das Spiel läuft jetzt nach der Uhr ab. Viele Möglichkeiten zu verlieren.«

»Wir müssen reden, Geoff.«

»Reden, reden, reden.« Shafer schüttelte den Kopf, dann lachte er auf. »Nein, wir müssen über gar nichts mehr reden. Das Gequatsche langweilt doch nur. Ich habe gelernt zu töten, und das gefällt mir viel besser als reden. Eigentlich mag ich das Töten sogar mehr als mein Leben.«

»Du bist ja wahnsinnig!«, rief Highsmith, und seine graublauen Augen weiteten sich vor Furcht. Jetzt endlich wurde ihm klar, wer Shafer war. Jetzt konnte er nicht mehr rational und vernünftig denken, ließ sich nur noch von Instinkten und Gefühlen leiten.

»Nein, ich bin keineswegs wahnsinnig. Ich weiß genau, was ich tue – das war immer schon so und wird auch immer so bleiben. Ich kenne den Unterschied zwischen Gut und Böse. Sieh dir doch an, wer das sagt: der Reiter auf dem fahlen Pferd!«

Shafer war blitzschnell bei Highsmith. »Das ist kein großer Kampf. Das geht blitzschnell, wie man's mich in Asien gelehrt hat. Du wirst sterben, Oliver. Ist das nicht ein verblüffender Gedanke? Hältst du das alles immer noch für ein dämliches Fantasy-Spiel?«

Plötzlich sprang der vermeintlich gelähmte Highsmith auf. Shafer war nicht überrascht, denn er wusste, die Morde in London hatten nicht aus einem Rollstuhl verübt werden können. Highsmith war knapp einsachtzig groß und übergewichtig, aber erstaunlich schnell. Arme und Hände waren kräftig.

Doch Shafer war schneller. Er zog Highsmith den Kolben der Pistole über den Schädel. Dann schlug er ein zweites Mal zu, ein drittes Mal. Highsmith fiel zu Boden. Er stöhnte laut, spuckte Blut. Shafer trat ihm in den Rücken, vor das rechte Knie und ins Gesicht.

Dann beugte er sich hinunter und hielt Highsmith die Waffe an die Stirn. Weit entfernt hörte er Schritte auf dem Korridor des Hotels – sie wollten ihn festnehmen. *Scheiße!* Er musste sich beeilen.

»Sie kommen zu spät«, erklärte er dem Eroberer. »Niemand kann dich retten. Nur ich, Eroberer. Worum geht es in dem Spiel? Erklär es mir. Soll ich den Wal retten?«

»Bitte, Geoff, nein. Du kannst mich doch nicht einfach umbringen! Wir können uns immer noch gegenseitig helfen.«

»Liebend gern würde ich das jetzt in die Länge ziehen, aber ich muss los. Ich würfele. *Nur im Kopf.* Ja, schlechte Nachrichten, Oliver. Deine Zahl ist gekommen. Du hast soeben das Spiel verloren.«

Er drückte den Pistolenlauf auf Highsmith' rechtes Ohr und drückte ab. Der Schuss dröhnte, und die Kugel verspritzte die graue Hirnmasse des Mannes im ganzen Zimmer. Shafer bedauerte, dass er Oliver Highsmith nicht viel, viel länger hatte foltern können.

Dann rannte er los, und urplötzlich wurde ihm etwas klar, das ihn zutiefst verwunderte: Er hatte einen Grund, weiterzuleben. Das war ein wunderschönes, ein herrliches Spiel.

Ich will leben.

Sampson und ich stürmten in jenen Flügel des Hotels, wo Oliver Highsmith eine Suite gemietet hatte. Es waren Schüsse gefallen, aber wir konnten nicht überall gleichzeitig sein. Schon auf der anderen Seite des Jamaica Inn hatten wir die Pistolenschüsse gehört.

Doch auf das scheußliche, blutige Massaker, das wir am

Tatort vorfanden, war ich nicht gefasst. Zwei englische Agenten lagen tot im Innenhof. Ich hatte mit beiden Seite an Seite gearbeitet, so wie mit Patsy Hampton.

Zusätzlich zu den örtlichen Polizisten waren bereits Jones und ein anderer Agent in der Suite Highsmiths, in der lautes Stimmengewirr herrschte. Alles hatte sich nach dem Blutbad eines psychopathischen Killers in ein Chaos verwandelt.

»Shafer hat zwei meiner Leute erledigt, um hierher vorzudringen«, erklärte Jones verärgert; zugleich klang seine Stimme angespannt und traurig. Er rauchte eine Zigarette. »Er hat wild um sich geschossen und Laura und Glenn getötet. Highsmith ist ebenfalls tot. George Bayer haben wir noch nicht gefunden.«

Ich kniete nieder und betrachtete kurz die fürchterlichen Schädelverletzungen Oliver Highsmith'. Man hatte ihn aus nächster Nähe erschossen; die Wunde war sehr groß. Ich wusste von Jones, dass Shafer Highsmith dessen Intelligenz verübelt hatte – und deshalb hatte er ihm das Hirn weggepustet. »Ich habe Ihnen gesagt, dass er gern tötet. Er *muss* es tun, Andrew. Er kann nicht anders.«

»Whitehead«, sagte ich. »Das Spiel ist zu Ende.«

Wir fuhren schneller, als es auf der engen und kurvigen Straße anzuraten war, und jagten zu James Whiteheads Haus. Es war nicht weit.

Wir kamen an einem Straßenschild vorbei, auf dem »Mallard's Beach – San Antonio« stand.

Sampson und ich schwiegen, in Gedanken verloren. Ich dachte ständig an Christine und konnte die Bilder nicht verdrängen, die vor mir erschienen. »*Wir haben sie.*« Traf das immer noch zu?

Ich wusste es nicht, und nur Shafer oder möglicherweise Whitehead konnten mir die Antwort geben. Ich wollte beide am Leben erhalten, wenn ich dazu imstande war. Alles auf der

Insel, die exotischen Düfte und die wunderschönen Ausblicke, erinnerten mich an Christine. Trotz meines Bemühens konnte ich mir keine gute Lösung für den Schluss vorstellen.

Wir fuhren zurück in Richtung Strand und an Privathäusern und etlichen sehr großen Besitzungen vorbei, auf denen sich die gewundenen Einfahrten von der Hauptstraße zum Haus bis zu hundert Meter hinzogen.

In der Ferne sah ich die Lichter mehrerer Häuser und vermutete, dass wir in der Nähe von James Whiteheads Villa waren.

Lebte Krieg noch? Oder war Shafer bereits hergekommen und hatte zugeschlagen?

Über Funk ertönte Jones' Stimme. »Hier wohnt er, Alex, 'ne schmucke Villa. Ich sehe niemanden.«

Wir hielten bei der mit zerstoßenen Muscheln gepflasterten Auffahrt. Die Nacht war wie pechschwarze Seide. Weder im Haus noch irgendwo sonst auf dem Anwesen brannte eine Lampe.

Wir sprangen aus den Autos. Mit den beiden Kriminalbeamten aus Kingston, Kenyon und Anthony waren wir acht Leute.

Die beiden Jamaikaner wirkten sehr nervös. Ich nahm es ihnen nicht übel. Mir erging es genauso. Das Wiesel wütete weiter, und wir wussten, dass er suizidgefährdet war. Geoffrey Shafer war ein mordender, selbstmörderischer Irrer.

Ich rannte mit Sampson durch den Garten; auf der einen Seite waren ein Swimmingpool und eine Umkleidekabine, auf der anderen befanden sich eine große Rasenfläche und das Meer.

Wir sahen, wie Jones' Leute auf dem Gelände ausschwärmten. *Shafer kam wild um sich schießend ins Hotel*, dachte ich. *Es scheint ihm egal zu sein, ob er überlebt oder nicht. Mir aber nicht! Ich muss ihn vernehmen. Ich muss erfahren, was er weiß. Ich brauche sämtliche Antworten.* »Was ist mit diesem Scheißkerl Whitehead?«, fragte Sampson, während wir zum Haus rannten.

In der Nähe des Wassers war es stockdunkel – ein guter Ort

für Shafer, uns anzugreifen. Jeder Baum, jeder Busch warf lange dunkle Schatten.

»Ich weiß es nicht, John. Er war kurz im Hotel. Er ist ein Spieler, und er will Shafer ebenfalls kriegen. Ja, darum geht es: das *Endspiel*. Jetzt wird einer von ihnen das Spiel gewinnen.«

»Er ist hier«, flüsterte ich. »Das weiß ich genau.«

Ich konnte ganz deutlich spüren, dass Geoffrey Shafer hier war. Ich war mir seiner Anwesenheit absolut sicher. Und die Tatsache, *dass* ich es wusste, jagte mir beinahe so viel Angst ein wie der Mann selbst.

Schüsse erklangen vom dunklen Haus.

Mein Mut sank, und unwillkürlich drängte sich mir der quälende und widersprüchliche Gedanke auf: *Bitte, Herrgott, lass Geoffrey Shafer nicht tot sein.*

Noch ein Ziel, noch ein letzter Gegenspieler, dann war alles vorbei. Acht wundervolle Jahre des Spielens, acht Jahre Rache, acht Jahre Hass. Er konnte den Gedanken nicht ertragen, das Spiel zu verlieren. Bayer und Highsmith hatten bereits zu spüren bekommen, wozu er fähig war. Jetzt würde er James Whitehead seine Überlegenheit demonstrieren.

Shafer war lautstark durch dichtes Unterholz gebrochen und hatte dann einen stinkenden, mehr als hüfttiefen Sumpf durchwatet. Das Wasser war widerlich warm, der schmierige grüne Bodenschlick bis zu fünf Zentimeter dick.

Er bemühte sich, nicht über den Sumpf nachzudenken, auch nicht über die Insekten oder Schlangen, die darin lauerten. Während seiner Dienstzeit in Asien war er durch Gewässer gewatet, die noch weitaus gefährlicher waren. Er hielt den Blick auf James Whiteheads prächtige Strandvilla geheftet. Nur noch einer! Nur noch ein einziger weiterer Reiter!

Er war schon einmal in der Villa gewesen und kannte sich gut aus. Hinter dem Sumpf kam wieder Gebüsch, dann ein Maschendrahtzaun und schließlich Whiteheads gepflegter Rasen.

Seiner Vermutung nach würde Whitehead nicht damit rechnen, dass er durch den Sumpf kam. Doch Krieg war gerissener als die anderen. Seit Jahren beging er Morde in der Karibik, ohne der Polizei auch nur den Hauch irgendeines Schemas, eines Musters preiszugeben. Krieg hatte auch bei der Angelegenheit Christine Johnson geholfen, und alles war perfekt gelaufen. Es war ein Geheimnis in einem Geheimnis, und alles eingebettet in ein kompliziertes Spiel.

Für einen Augenblick verlor Shafer jegliche Orientierung. Er wusste nicht mehr, wo er war, wer er war, was er tun musste.

Das machte ihm Angst: ein kleiner mentaler Zusammenbruch zum schlimmstmöglichen Zeitpunkt. Paradoxerweise war es Whitehead gewesen, der ihn in Asien von den Aufputsch- und Beruhigungsmitteln abhängig gemacht hatte.

Shafer platschte im stinkenden Sumpf weiter und hoffte, das Wasser würde nicht über seinen Kopf steigen, und er hatte Glück. Schließlich stieg er aus dem Sumpf und kletterte über den Maschendrahtzaun. Dann schlich er über den Rasen hinter der Villa.

Er war von der Vorstellung besessen, James Whitehead zu töten. Er bekam den Gedanken einfach nicht mehr aus dem Kopf. Er wollte Whitehead foltern – doch blieb ihm Zeit dazu? Whitehead war in Thailand und später auf den Philippinen sein Agentenführer gewesen. Mehr als jeder andere hatte Whitehead ihn zu einem Mörder gemacht. Whitehead war für alles verantwortlich.

Die Villa lag immer noch im Dunkeln, doch Shafer war sicher, dass Whitehead drinnen war.

Plötzlich dröhnte ein Gewehrschuss aus dem Inneren des Hauses. In der Tat: *Krieg*.

Wie ein für den Kampfeinsatz ausgebildeter Infanterist huschte Shafer im Zickzack weiter. Die Wirklichkeit kam in unregelmäßigen Standbildern. Er fragte sich, ob Whitehead ein Nachtsichtgerät auf dem Gewehr hatte. Und wie gut er schie-

ßen konnte. Und ob er je bei einer Kampftruppe gewesen war. Hatte er Angst? Oder erregte ihn der Kampf?

Shafer vermutete, dass die Türen der Villa verschlossen waren und Krieg drinnen auf der Lauer lag, auf dem Bauch, die Waffe im Anschlag, um zu schießen, ohne sich selbst zur Zielscheibe zu machen. Doch keiner von den Hurensöhnen hatte je selbst die schmutzige Arbeit getan, weder Whitehead noch Bayer oder Highsmith. Sie hatten Tod benutzt, und jetzt rächte er sich an ihnen. Hätten sie sich nicht einverstanden erklärt, sich auf Jamaika mit ihm zu treffen, hätte Shafer sie einzeln aufgesucht und erledigt.

Shafer rannte jetzt, so schnell er konnte, zum Haus. Gewehrscüsse peitschten, Kugeln pfffen an ihm vorbei. Doch er wurde nicht getroffen. Weil er so flink war? Oder weil Krieg ein so mieser Schütze war?

Shafer schlug die Arme vors Gesicht. Jetzt kam's! Er hechtete durch die Panoramascheibe der Loggia.

Glas splitterte, als das Fenster in tausend Stücke zerbarst. Er war drinnen.

Krieg war nahe, sehr nahe. Wo steckte sein Feind? Wie fähig, wie geschickt war James Whitehead? Fragen um Fragen schwirrten ihm durch den Kopf. Irgendwo im Haus bellte ein Hund.

Shafer rollte sich auf dem gefliesten Boden ab und stieß sich den Kopf an einem schweren Tisch, richtete sich jedoch blitzschnell auf und feuerte. *Nichts*. Niemand war im Zimmer.

Draußen hörte er Stimmen. Die Polizei war da. Scheiße, Scheiße! Immer wollten sie ihm den Spaß verderben.

Dann sah er Krieg, der zu fliehen versuchte. Groß, hager, mit ziemlich langen schwarzen Haaren. Krieg hatte ihn zuerst entdeckt und rannte zur Vordertür, um ausgerechnet bei der Polizei Hilfe zu suchen.

»Du schaffst es nicht, Whitehead! Bleib stehen! Ich lass dich nicht entkommen! Spiel weiter!«

Offensichtlich erkannte Whitehead, dass er es nicht durch den Vordereingang schaffen konnte. Er rannte zur Treppe. Shafer folgte ihm nur wenige Schritte entfernt. Krieg drehte sich abrupt um und feuerte erneut.

Shafer drückte blitzschnell auf einen Schalter. Die Lampen im Flur flammten auf.

»Tod ist gekommen, um dich zu holen! Du bist fällig. Schau mich an! Sieh dem Tod ins Gesicht!«, kreischte er.

Whitehead warf sich herum, rannte weiter. Shafer schoss ihm ins Hinterteil. Die Wunde war groß und klaffend, und Whitehead brüllte wie ein Stier. Er drehte sich und stürzte die Treppe hinunter, wobei sein Gesicht das Metallgeländer streifte.

Schließlich blieb er am Fuß der Treppe liegen, wimmernd und sich windend. Erneut schoss Shafer auf ihn, diesmal zwischen die Beine. Wieder schrie Krieg. Dann begann er zu schluchzen und zu stöhnen.

Triumphierend stand Shafer über ihm, und seine Brust barst beinahe vor Stolz. »Hältst du Sonderbehandlungen für ein Spiel?

Hältst du das jetzt immer noch für ein Spiel?«, fragte er mit leiser Stimme. »*Mir* macht es einen Heidenspaß. Dir auch?«

Whitehead schluchzte. »Nein, Geoffrey«, stieß er mühsam hervor. »Es ist kein Spiel. Bitte, hör auf. Es reicht.«

Shafer lächelte und zeigte dabei seine großen Zähne. »Oh, da irrst du dich gewaltig. Es ist großartig. Es ist das erstaunlichste Denkspiel, das man sich vorstellen kann. Du solltest fühlen, was ich gerade empfinde, die Macht über Leben und Tod.«

Dann kam ihm ein Gedanke, der alles veränderte, der das Spiel für ihn und Whitehead verwandelte. Diese Wandlung war sehr viel besser als sein ursprünglicher Plan.

»Ich habe beschlossen, dich nicht zu töten. Es wird keine schöne Zukunft für dich sein, aber du wirst *leben*.«

Wieder feuerte er die halbautomatische Pistole ab, diesmal

auf den unteren Teil von Whiteheads Wirbelsäule.

»Du wirst mich nie vergessen, und das Spiel wird für den Rest deines Lebens weitergehen. Nutze deine Chancen – *ich* tu's mit Sicherheit.«

In dem Moment, als wir die Gewehrschüsse hörten, rannten wir zum Haupthaus. Ich lief den anderen voraus. Ich musste Shafer vor ihnen erwischen, musste ihn eigenhändig festnehmen, musste selbst mit ihm sprechen, um ein für alle Mal die Wahrheit zu erfahren.

Ich sah Shafer aus einer Seitentür schlüpfen. Whitehead musste tot sein. George Shafer hatte das Spiel gewonnen.

Er lief schnell und zielstrebig zum Meer. Dann verschwand er hinter einer kleinen Sanddüne, die einer Schildkröte glich. Wohin wollte er? Was war sein nächster Schritt?

Dann sah ich ihn wieder. Er streifte die Schuhe ab und zog die Hose aus. Was tat der Bursche?

Ich hörte Sampson hinter mir. »Bring ihn nicht um, John!«, rief ich ihm zu. »Nur wenn es nicht anders geht!«

»Ich weiß! Ich weiß!«, rief er zurück.

Ich stürmte weiter.

Shafer drehte sich um und schoss auf mich. Die Entfernung war zu groß für eine Handfeuerwaffe, aber er war ein guter Schütze. Die Kugel sirrte dicht an mir vorbei. Er verstand es, mit einer Waffe umzugehen, auch aus der Entfernung.

Ich blickte zu Sampson hinüber. Er schleuderte die Schuhe von den Füßen und zog sich die Hose aus. Ich folgte seinem Beispiel.

Dann deutete ich hinaus aufs Meer. »Er muss da draußen ein Boot haben. Eins von denen.«

Wir sahen Shafer mit Riesensätzen ins Wasser laufen, in Richtung des Lichtkegels, den der Mond warf. Dann tauchte er mit einem Hechtsprung in die Wellen und kraulte los.

Sampson und ich trugen nur unsere Unterwäsche, kein be-

sonders schöner Anblick. Auch wir sprangen ins Meer.

Shafer war ein ausgezeichnete Schwimmer und hatte bereits einen ziemlichen Vorsprung. Er schwamm mit kräftigen Kraulzügen. Sein blondes Haar glänzte im Mondlicht. Eines der Boote, die draußen auf den Wellen tanzten, musste ihm gehören. Doch welches?

Ich hatte nur einen einzigen Gedanken: strecken, stoßen, strecken, stoßen. Ich hatte das Gefühl, als sammelte ich all meine Kraft von innen heraus. Ich *musste* Shafer einholen, musste erfahren, was er mit Christine gemacht hatte.

Strecken, stoßen, strecken, stoßen.

Sampson schwamm dicht hinter mir, dann fiel er leicht zurück.

»Los«, rief ich ihm zu. »Hol Hilfe. Ich komme zurecht. Hol jemand, der diese Boote überprüft.«

»Der schwimmt wie ein Fisch«, rief Sampson zurück.

»Hau ab. Ich komme schon allein zurecht.«

Vor mir, im sanften Mondlicht, sah ich noch immer Shafers Kopf und Schultern über der Wasseroberfläche. Er kaulte gleichmäßig und kräftig.

Ich schwamm weiter, ohne mich zum Ufer umzudrehen. Ich wollte nicht wissen, wie weit ich bereits gekommen war. Ich wehrte mich mit aller Kraft dagegen, müde zu werden, einfach aufzugeben, der Verlierer zu sein.

Ich schwamm schneller, um näher zu Shafer aufzuschließen. Die Boote waren immer noch ein gutes Stück entfernt, und der Kerl zeigte keinerlei Anzeichen von Ermüdung.

Ich spielte mein eigenes Gedankenspiel. Ich hörte auf, nach ihm Ausschau zu halten. Ich konzentrierte mich nur auf mein Schwimmen. Es gab nur noch die regelmäßigen Bewegungen; sie waren mein gesamtes Universum.

Mein Körper fühlte sich allmählich im Einklang mit dem Wasser, und ich genoss es, dass dieses Gefühl stärker wurde. Meine Schwimmbewegungen wurden kräftiger, gleichmäßiger.

Schließlich wagte ich wieder einen Blick voraus. Shafer steckte in Schwierigkeiten. Oder vielleicht *wollte* ich es so sehen. Auf alle Fälle bekam ich besser Luft und hatte wieder mehr Kraft.

Was war, wenn ich ihn tatsächlich da draußen erwischte? Was dann? Würden wir uns bis zum Tod bekämpfen?

Ich durfte ihn nicht vor mir ins Boot lassen, weil er bestimmt Waffen an Bord hatte. Ich musste ihn vorher einholen. Diesmal musste ich gewinnen.

Welches Boot gehörte ihm?

Ich schwamm schneller. Ich redete mir ein, dass ich in guter Verfassung war. Und das stimmte. Seit Christines Verschwinden vor fast einem Jahr hatte ich jeden Tag Sport getrieben.

Wieder blickte ich nach vorn – und erschrak heftig.

Da war Shafer. Nur noch wenige Meter vor mir. Nur noch wenige Stöße. Konnte er nicht mehr? Oder wartete er auf mich und sammelte Kräfte?

Das nächste Boot war höchstens hundert Meter entfernt.

»*Krampf!*«, brüllte er. »Ein verfluchter ...!« Dann ging er unter.

Ich wusste nicht, was ich als Nächstes tun sollte. Die Schmerzen auf Shafers Gesicht wirkten echt. Er schien Angst zu haben. Aber er war ein guter Schauspieler, wie ich wusste.

Plötzlich spürte ich etwas unter mir. Er packte mich zwischen den Beinen. Ich schrie und konnte mich befreien, aber er hatte mir verdammt wehgetan.

Dann rangen wir unter Wasser, denn der Mistkerl hatte mich mit sich in die Tiefe gerissen. Er war stark. Seine langen Arme waren wie Schraubstöcke, und er hielt mich eisern fest.

In meinem Innern stieg die eisigste und schlimmste Todesangst auf. Ich wollte nicht ertrinken. Shafer winkte der Sieg. Fand er *immer* eine Möglichkeit zu siegen?

Shafer starrte mich an. Seine Augen waren unglaublich: boh-

rend, lodernd, irre, *krank*. Er hatte den Mund geschlossen, doch die Lippen waren böseartig verzerrt. Er hatte mich. Er war schließlich doch der Gewinner.

Mit aller Kraft wuchtete ich mich nach vorn. Als ich den Widerstand seines Körpers spürte, wechselte ich die Richtung und trat ihm mit dem Fuß gegen das Kinn oder die Kehle. Ich hatte ihn gut getroffen, er begann zu sinken.

Seine blonden Haare wogten um sein Gesicht, die Arme und Beine wurden schlaff.

Ich bekam ihn gerade noch zu packen. Sein Gewicht zog mich mit in die Tiefe, doch ich wollte ihn nicht loslassen. Ich musste die Wahrheit über Christine erfahren. Ohne dieses Wissen konnte ich nicht weiterleben.

Ich hatte keine Ahnung, wie tief das Wasser hier war. Shafer's Augen und sein Mund waren weit offen. Inzwischen musste die Lunge sich mit Wasser gefüllt haben.

Ich überlegte, ob ich ihm bei meinem Fußtritt das Genick gebrochen hatte. War er tot oder nur bewusstlos? Irgendwie erfüllte mich der Gedanke, dem Wiesel das Genick gebrochen zu haben, mit Genugtuung.

Aber es spielte eigentlich keine Rolle mehr. Nichts war mehr wichtig. Mir ging die Luft aus. Ich hatte das Gefühl, als würde meine Brust jeden Moment auseinander platzen. Feuer breitete sich in meinem Innern aus, und es rauschte und pochte laut in beiden Ohren. Mir war schwindlig. Ich spürte, wie ich allmählich das Bewusstsein verlor.

Ich ließ Shafer los, sodass er weiter in die Tiefe sank. Ich hatte keine Wahl. Mein Überlebenstrieb trug den Sieg davon. Ich musste an die Oberfläche. Ich konnte den Atem nicht mehr anhalten.

In Panik schwamm ich nach oben. Ich glaubte nicht, dass ich es schaffen würde. Die Wasseroberfläche war viel zu weit über mir.

Ich hatte keine Luft mehr.

Dann sah ich Sampsons Gesicht über mir. Nahe, ganz nahe. Das verlieh mir noch einmal Kraft.

Der schwarzblaue Himmel, an dem nur wenige Sterne zu sehen waren, umrahmte Sampsons Kopf. »Süßer«, hörte ich ihn rufen, als ich endlich auftauchte und gierig Luft holte.

Er hielt mich fest und ließ mich Atem schöpfen, kostbaren Atem. In meinem Kopf drehte sich alles.

Ich ließ den Blick über die Wasseroberfläche schweifen, auf der Suche nach Shafer. Ich war noch zu benommen, um deutlich sehen zu können, doch es war kein Zeichen von ihm zu entdecken. Ich war sicher, dass er ertrunken war.

Langsam schwamm ich mit Sampson zurück an den Strand.

Ich hatte draußen auf dem Meer nicht bekommen, was ich wollte. Es war mir nicht gelungen, die Wahrheit von Shafer zu erfahren. Der Kerl war tot. Ertrunken.

Dennoch schaute ich einige Male zurück, um ganz sicherzugehen, dass Shafer uns nicht folgte, dass er wirklich tot war. Kein Zeichen von ihm. In der Brandung hörte ich nur das Plätschern unserer Schwimmstöße.

Wir brauchten noch zwei weitere kräftezehrende Tage und Nächte, um die polizeilichen Ermittlungen vor Ort abzuschließen, aber es war gut für mich, ständig auf Trab sein zu müssen. Ich hatte keine Hoffnung mehr, Christine zu finden oder auch nur zu erfahren, was ihr zugestoßen war.

Mir war bewusst, dass ganz entfernt die Möglichkeit bestand, dass nicht Shafer Christine entführt hatte, sondern irgendein Wahnsinniger aus meiner Vergangenheit. Aber ich widmete diesem Gedanken nicht mehr als einen flüchtigen Augenblick. Ich konnte ihn nicht weiterverfolgen. Sogar für mich war diese Idee zu verrückt.

Ich hatte von Anfang an nicht trauern können; jetzt aber traf mich die grauenvolle Endgültigkeit von Christines Schicksal mit brutaler, voller Wucht. Ich hatte das Gefühl, als hätte man

mir die Eingeweide herausgeschnitten. Der ständige dumpfe Schmerz, den ich seit so langer Zeit kannte, wurde zu einem scharfen Stich, der mir in jeder wachen Minute das Herz durchbohrte. Ich konnte nicht schlafen, fühlte mich aber auch nie ganz wach.

Sampson wusste, was mit mir geschah. Es gab nichts, was er hätte sagen können, aber er bemühte sich dennoch um tröstende Worte.

Nana rief mich im Hotel an. Ich wusste, dass Sampson dafür gesorgt hatte, obwohl beide es bestritten. Jannie und Damon kamen ans Telefon, und beide waren süß und lieb und voller Leben und Hoffnung. Sie ließen sogar die Katze Rosie aus der Ferne in den Hörer miauen. Sie erwähnten Christine nicht, aber ich wusste, dass sie ständig in ihren Gedanken war.

An unserem letzten Abend auf der Insel gingen Sampson und ich mit Jones zum Abendessen. Wir hatten uns angefreundet, und schließlich hatte er mir einige Dinge erzählt, die er bisher aus Gründen der Geheimhaltung zurückgehalten hatte. Er wollte eine Art Schlussstrich unter die Geschichte ziehen, weil er der Ansicht war, dass ich es verdiente.

Nachdem Shafer zum MI6 gekommen war, hatte James Whitehead ihn 1989 rekrutiert. Whitehead selbst unterstand Oliver Highsmith, wie auch George Bayer. Im Laufe der nächsten drei Jahre führte Shafer mindestens vier »Sonderbehandlungen« in Asien durch. Es bestand der Verdacht – der jedoch nie bewiesen werden konnte –, dass er, Whitehead und Bayer auch Prostituierte in Bangkok und Manila ermordet hatten. Diese Morde waren offensichtlich Vorläufer der Jane-Namenlos-Morde und des Spiels der Vier Reiter. Es war einer der schlimmsten Skandale in der Geschichte des Geheimdienstes gewesen. Und man hatte ihn erfolgreich vertuscht. Und so wollte Jones es nun wieder machen. Ich hatte keine ernsthaften Einwände. Es gab bereits mehr als genug politische Skandale auf der Welt.

Gegen elf Uhr beendeten wir unser Abendessen. Jones und

ich versprochen uns, in Verbindung zu bleiben. Es gab eine Nachricht, die ein wenig beunruhigend war, deren Bedeutung jedoch niemand überbewerten oder gar hochstilisieren wollte: Geoffrey Shafers Leiche war immer noch nicht aufgefunden worden. Irgendwie schien das ein passendes Ende zu sein.

Am Dienstagmorgen sollten Sampson und ich mit der ersten Maschine zurück nach Washington fliegen. Der Flug war auf zehn nach neun Uhr angesetzt.

An diesem Morgen jagten schwarze Wolken über den Himmel, gepeitscht von stürmischem Wind. Heftiger Regen prasselte auf der Fahrt vom Hotel zum Flughafen auf das Auto-
dach. Schulkinder liefen am Straßenrand entlang und schützten sich mit flatternden Bananenblättern gegen den Regen.

Der Regenguss erwischte uns, als wir den Schutz des Blechdachs vor der Mietwagenfirma verließen. Der Regen war kühl. Er fühlte sich angenehm an auf dem Gesicht und am Rücken, auf dem mein Hemd klebte.

»Wird Zeit, dass wir nach Hause kommen«, sagte Sampson, als wir zu einem leuchtend gelb bemalten Blechdach rannten, um uns unterzustellen.

»Da hast du verdammt Recht«, pflichtete ich ihm bei. »Ich vermisse Damon und Jannie und Nana. Mir fehlt mein Zuhause.«

»Sie finden die Leiche«, meinte Sampson. »Shafers.«

»Ich weiß, wen du gemeint hast.«

Der Regen prasselte erbarmungslos auf das Dach des Flughafengebäudes. Unwillkürlich dachte ich daran, wie sehr ich es hasste, an solchen Tagen zu fliegen – aber es würde gut tun, wieder daheim zu sein und diesen Albtraum beenden zu können. Er hatte meine Seele vergiftet, mein Leben übernommen. Auf eine Weise, die vermutlich ebenso ein »Spiel« war wie jedes andere, das Shafer gespielt hatte. Der Mordfall hatte mich länger als ein Jahr beherrscht, und das war genug.

Christine hatte mich gebeten, aufzugeben. Nana ebenfalls, aber ich hatte nicht auf sie gehört. Vielleicht war ich nicht im-

stande gewesen, mein Leben und meine Handlungen so deutlich zu sehen wie jetzt. Ich war der Drachentöter, und das im Guten wie im Bösen. Letztendlich fühlte ich mich verantwortlich für die Entführung und die Ermordung Christines.

Sampson und ich gingen an den bunten Verkaufsständen vorbei, doch ohne echtes Interesse. Straßenverkäufer boten Holzschmuck und Schnitzereien feil, aber auch Kaffee und Kakao aus Jamaika.

Wir trugen beide schwarze Sporttaschen. Ich fand, wir sahen nicht wie Touristen aus, sondern immer noch wie Polizisten.

Plötzlich hörte ich von hinten eine Stimme rufen und drehte mich um.

Es war einer der jamaikanischen Detectives, John Anthony, der über den Lärm des Flughafens hinweg meinen Namen rief und zu uns gerannt kam. Ein paar Schritte hinter ihm folgte Andrew Jones, der schrecklich verstört aussah.

Jones und Anthony auf dem Flughafen? Was, um Gottes willen, hatte das zu bedeuten? Was konnte schiefgegangen sein?

»Das *Wiesel*?«, fragte ich, und es klang wie ein Fluch.

Sampson und ich blieben stehen, um auf die beiden Männer zu warten. Beinahe wollte ich nicht hören, was sie uns zu berichten hatten.

»Sie müssen mit uns zurückkommen, Alex. Kommen Sie«, sagte Jones keuchend. »Es geht um Christine Johnson. Es gibt neue Erkenntnisse. Kommen Sie.«

»Was ist es? Was ist passiert?«, fragte ich Jones und blickte Detective Anthony an, als der Engländer mir nicht gleich antwortete.

Anthony zögerte; dann aber sagte er: »Wir wissen es nicht mit Sicherheit. Vielleicht ist es nichts. Aber jemand behauptet, Mrs. Johnson gesehen zu haben. Sie könnte vielleicht doch hier in Jamaika sein. Kommen Sie mit.«

Ich konnte nicht fassen, was er soeben gesagt hatte. Ich fühlte Sampsons Arm um meine Schultern, aber alles andere er-

schien mir so unwirklich wie ein Traum.

Es war noch nicht vorbei.

Auf der Straße vom Flughafen berichteten Andrew Jones und Detective Anthony uns alles, was sie wussten. Ich merkte, dass sie sich bemühten, mir keine allzu großen Hoffnungen zu machen. Ich war oft in der gleichen schwierigen Situation gewesen, aber noch nie als Opfer eines Verbrechens.

»Gestern Abend erwischten wir einen kleinen Dieb aus der Gegend, Patrick Moss, beim Einbruch in ein Haus in Ocho Rios«, sagte Anthony, der am Steuer seines Toyota saß, in den wir vier uns gezwängt hatten. »Er habe uns Informationen anzubieten, sagte der Bursche, als Handel sozusagen. Wir erklärten ihm, dass wir erst hören müssten, was er zu sagen hätte, und dann entscheiden würden. Der Kerl erzählte uns, in den Bergen östlich von Ocho Rios würde eine Amerikanerin gefangen gehalten, nahe der Stadt Euarton. Dort hält sich manchmal eine Bande Gesetzloser auf.

Ich erfuhr erst heute Morgen davon. Ich habe Andrew angerufen, und wir sind zum Flughafen gesaust. Der Mann sagt, die Frau hieße Beatitude. Es wurde kein anderer Name benutzt. Ich habe in Ihrem Hotel angerufen, aber Sie waren bereits abgereist. Deshalb sind wir hier rausgefahren und haben Sie zum Glück noch erwischt.«

»Danke«, brachte ich schließlich hervor. Mir war klar, dass sie mir wohl alles gesagt hatten, was sie wussten.

»Und weshalb taucht dieser hilfreiche Dieb jetzt erst auf, nach so langer Zeit?«, fragte Sampson.

»Er sagte, vor ein paar Nächten hätte es eine Schießerei gegeben. Die hätte alles geändert. Sobald die weißen Männer tot waren, sei die Frau nicht mehr wichtig. So hat er es ausgedrückt.«

»Kennen Sie diese Gesetzlosen?«, fragte ich Detective Anthony.

»Männer, Frauen, Kinder. Ja, ich habe schon früher mit ihnen zu tun gehabt. Sie rauchen Marihuana, machen ihren religiösen Hokuspokus, beten Kaiser Haile Selassie an und was weiß ich. Ein paar von denen sind kleine Diebe. Meistens lassen wir sie laufen.«

Schweigen breitete sich im Wagen aus, als wir auf der Küstenstraße nach Runaway Bay und Ocho Rios fuhren. Der Wolkenbruch war schnell vorübergegangen, und die höllisch heiße Sonne schien wieder auf die Insel. Arbeiter mit Macheten an der Hüfte marschierten zurück auf die Zuckerrohrfelder.

Hinter dem Dorf Runaway Bay bog Detective Anthony von der Hauptstraße ab und schlug die Route A1 hinauf in die Hügel ein. Büsche und Bäume bildeten einen dichten Dschungel, bis die Straße schließlich zu einem Tunnel durch Ranken und Zweige wurde. Anthony musste die Scheinwerfer einschalten.

Ich hatte das Gefühl, durch Nebelschwaden zu schweben, und nahm alles wie in einem Traum wahr. Mir war klar, dass ich damit versuchte, mich psychisch zu schützen, aber ich wusste auch, dass ich es nicht schaffen würde.

Wer war Beatitude? Ich konnte einfach nicht glauben, dass Christine noch lebte, aber zumindest gab es eine Chance, und ich klammerte mich an diesen Hoffnungsfaden. Ich hatte vor Wochen aufgegeben. Jetzt erlaubte ich mir, mich wieder daran zu erinnern, wie sehr ich Christine liebte, wie sehr ich sie vermisste. Meine Kehle war wie zugeschnürt, und ich wandte das Gesicht zum Fenster und ging tief in mich.

Plötzlich blendete mich grelles Licht. Nach zwei oder drei Meilen, die mir auf der kurvigen Straße viel *länger* vorgekommen waren, hatte der Wagen den Dschungel hinter sich gelassen. Wir gelangten in eine üppige grüne Hügellandschaft, die dem amerikanischen Süden in den fünfziger oder sechziger Jahren ähnelte – vielleicht Georgia oder Alabama. Kinder in altmodischer Kleidung spielten vor kleinen verkommenen Häusern. Ihre Eltern und Großeltern saßen auf schiefen Veran-

den und blickten gelegentlich vorbeifahrenden Autos nach.

Alles schien unwirklich. Ich konnte nichts deutlich erkennen.

Wir bogen auf einen schmalen Feldweg ein. Zwischen den tiefen Fahrspuren wuchsen dicke hohe Grashalme. Das musste der Ort sein. Mein Herz klopfte laut und klang wie eine Blechtrommel, die man in einem Tunnel schlägt. Jedes Schlagloch spürte ich wie einen kräftigen Stoß.

Beatitude? Wer war die Frau, die man gefangen hielt? Könnte es möglicherweise doch Christine sein?

Sampson überprüfte das Magazin in seiner Glock. Ich hörte die Mechanik klicken und schaute zu ihm hinüber.

»Sie werden sich nicht gerade freuen, uns zu sehen, aber Sie werden keine Waffe brauchen«, erklärte uns Anthony. »Wahrscheinlich wissen die Leute, dass wir kommen. Sie beobachten die Straßen in der Gegend. Vielleicht ist Christine Johnson nicht mehr da – wenn sie überhaupt jemals dort war. Aber ich wusste, Sie würden sich selbst alles anschauen wollen.«

Ich sagte nichts. Ich konnte nicht. Mein Mund war staubtrocken und mein Kopf leer. Wir waren immer noch in das Spiel der Vier Reiter verstrickt, nicht wahr? War das hier Shafers Spiel? Hatte er gewusst, dass wir diesen Ort in den Hügeln letztendlich finden würden? Hatte er uns eine letzte, endgültige Falle gestellt?

Wir hielten vor einem alten Gewächshaus mit zerrissenen weißen Stoffbahnen über den Fenstern und einem Rupfensack vor dem Eingang. Sofort traten vier Männer heraus, alle mit Rastalocken.

Sie kamen mit entschlossenen Mienen auf uns zu. In ihren Augen leuchtete blankes Misstrauen. Sampson und ich kannten diesen Ausdruck von den Straßen in Washington.

Zwei der Männer trugen schwere Arbeitsmacheten. Die beiden anderen waren mit weiten Hemden bekleidet; ich wusste, dass sie darunter bewaffnet waren.

»Haut ab, Mann«, rief einer uns zu. »Hier is' keine Frau.«

Nein!«

Detective Anthony stieg mit hoch erhobenen Armen aus dem Wagen. Sampson, Jones und ich folgten seinem Beispiel.

Wir hörten das Dröhnen der Trommeln aus dem Wald direkt hinter dem Haupthaus. Zwei Hunde hoben träge die Köpfe und bellten ein paar Mal. Mein Herz schlug schneller.

Mir gefiel überhaupt nicht, wie die Sache lief.

Ein anderer Mann rief uns zu: »Ich und ich wollen, dass ihr geht.«

Diese Redewendung war mir bekannt. Das doppelte Fürwort bedeutete den Sprecher und Gott, die gemeinsam in jedem Menschen leben.

»Patrick Moss ist im Gefängnis. Ich bin Detective Anthony aus Kingston. Das sind Detective Sampson, Detective Cross und Mr. Jones. Ihr habt hier eine Amerikanerin mit Namen Beatitude.«

Beatitude? Konnte das Christine sein?

Ein Mann mit der Machete in der Hand musterte uns finster. »Haut ab. Lasst uns in Ruhe. Nix Frau hier. Nix Frau«, sagte er zu Anthony.

»Wir hauen *nicht* ab«, sagte ich und versetzte den Mann in Erstaunen, weil ich seinen Dialekt verstand. Aber ich kannte Rastas aus Washington.

»Nix Frau hier. Nix Amerikanerin«, wiederholte der Mann wütend und schaute mich direkt an.

»Wir wollen nur die Amerikanerin, dann sind wir weg. Euer Freund Patrick Moss ist dann heute Abend wieder zu Hause«, sagte Andrew Jones. »Ihr könnt mit ihm machen, was ihr wollt.«

»Nix Amerikanerin hier.« Der erste Sprecher spuckte auf den Boden. »Haut ab!«

»Kennt ihr James Whitehead? Kennt ihr Shafer?«, fragte Jones.

Sie stritten es nicht ab; aber das war auch schon alles. Ich

bezweifelte, dass wir mehr aus ihnen herausholen konnten.

»Ich liebe die Frau«, erklärte ich. »Sie heißt Christine. Ich kann nicht einfach so wegfahren.«

Mein Mund war immer noch trocken, und ich hatte Schwierigkeiten zu atmen. »Sie wurde vor einem Jahr entführt. Wir wissen, dass man sie hierher gebracht hat.«

Sampson nahm die Glock hervor, hielt sie locker an der Hüfte. Er starrte die vier Männer an, die uns weiterhin finstern musterten. Ich berührte den Griff meiner Pistole, die noch im Halfter steckte. Ich wollte keine Schießerei.

»Wir können euch 'ne Menge Ärger machen«, sagte Sampson mit seiner tiefen, grollenden Stimme. »Ihr habt keine Ahnung, wie viel Ärger.«

Schließlich marschierte ich auf einem Trampelpfad durch das hohe Gras los. Ich ging an den Männern vorbei und berührte einen von ihnen leicht.

Keiner versuchte mich aufzuhalten. Ich roch Haschisch und Schweiß an ihrer Arbeitskleidung. In meinem Inneren baute sich Spannung auf.

Sampson folgte mir, nur zwei Schritte zurück. »Ich behalte sie im Auge«, sagte er. »Bis jetzt tut keiner was.«

»Ist mir egal«, erklärte ich. »Ich muss sehen, ob sie hier ist.«

Eine ältere Frau mit langen, wirren grauweißen Haaren und rot umrandeten Augen trat vor die Tür, als ich die rohe Holztreppe einer Blockhütte erreichte.

»Komm mit.« Sie seufzte. »Komm, Waffe brauchst du keine.«

Zum ersten Mal seit Monaten erlaubte ich mir, einen winzigen Funken Hoffnung zu schöpfen, obgleich ich keinen anderen Grund dafür hatte als das bloße Gerücht, dass man hier eine Frau gegen ihren Willen festhielt.

Beatitude? Das hatte doch mit Segen und Glück zu tun? Konnte es Christine sein?

Die Alte schlurfte schwankend um das Haus und durch die Büsche und Bäume und Farngewächse dahinter. Nach ungefähr fünfzig Metern im Dschungel gelangte sie zu einem halben Dutzend Hütten und blieb stehen. Die Hütten waren aus Holz, Bambus und verrostetem Metall.

Dann ging sie weiter und blieb bei der vorletzten Hütte stehen.

Sie holte einen Schlüssel heraus, der mit einem Lederriemen an ihrem Handgelenk befestigt war, steckte ihn ins Schloss und drehte ihn.

Sie stieß die Tür auf, die laut in den rostigen Angeln quietschte.

Ich blickte hinein und sah einen sauberen kleinen Raum. Jemand hatte mit schwarzer Farbe an die Wand geschrieben: *Der Herr ist mein Hirte.*

Es war niemand da.

Keine Beatitude.

Keine Christine.

Ich schloss die Augen. Verzweiflung hüllte mich ein. Ich begriff nicht, warum man mich in diesen leeren Raum in dieser Hütte im Wald geführt hatte. War es eine Falle?

Das Wiesel? Shafer? War er hier?

Langsam schlug ich die Augen wieder auf.

Jemand trat hinter einem Wandschirm in einer Ecke des Raums hervor. Ich hatte das Gefühl, frei durch die Luft zu fallen und stieß einen undefinierbaren Laut aus.

Ich wusste nicht, was ich erwartet hatte, aber das ganz bestimmt nicht. Sampson legte mir stützend die Hand auf die Schulter. Ich bemerkte seine Berührung kaum.

Langsam trat Christine in die Sonnenstrahlen, die durch das einzige Fenster in die Hütte fielen. Ich hatte geglaubt, ich würde sie nie wiedersehen.

Sie war viel dünner, und ihr Haar war zu Zöpfen geflochten und länger, als ich es je bei ihr gesehen hatte. Aber sie hatte dieselben klugen, wunderschönen braunen Augen. Anfangs

brachte keiner von uns ein Wort über die Lippen. Es war der außergewöhnlichste Moment in meinem Leben.

Mir war eiskalt, und alles lief wie in Zeitlupe ab. In dem kleinen Zimmer schien es übernatürlich still zu sein.

Christine hielt eine hellgelbe Decke, und ich sah ein Babyköpfchen daraus hervorragen. Obwohl meine Beine zitterten und einzuknicken drohten, ging ich vorwärts. Ich hörte das Baby in dem Deckennest gurren.

»O Christine«, brachte ich schließlich hervor. »Christine.«

Tränen liefen ihr über die Wangen, und auch meine Augen wurden feucht. Wir gingen aufeinander zu. Ich schloss sie unbeholfen in die Arme. Der Säugling blickte friedlich in unsere Gesichter.

»Das ist dein Baby. Wahrscheinlich hat es mir das Leben gerettet. Es kommt ganz nach dir«, sagte Christine. Dann küssten wir uns behutsam, und es war sanft und süß und voller Verheißung. Wir hielten uns umschlungen, als wollten wir einander nie mehr loslassen. Als wollten wir ineinander verschmelzen. Wir konnten es beide nicht fassen, dass dies alles tatsächlich geschah.

»Ich nenne ihn Alex. Du warst immer hier«, erklärte Christine. »Du warst immer bei mir.«

EPILOG

LONDONS BRÜCKEN STÜRZEN EIN

Er hieß Frederick Neuman. Er betrachtete sich lieber als Bürger der Europäischen Gemeinschaft als der eines einzigen Landes, doch wenn jemand ihn fragte, gab er sich als Deutscher aus. Sein Haar war ganz kurz geschnitten, wodurch er streng wirkte, aber auch beeindruckender.

Man würde ihn als »ziemlich großen, dünnen und fast kahlen Mann« in Erinnerung behalten, oder als einen »interessanten *Künstlertypen*«. Und mehrere Menschen hatten ihn tatsächlich in dieser Woche in Chelsea, London gesehen. *Ich will, dass man sich an mich erinnert. Das ist wichtig.*

Er machte auf der King's Road und der Sloane Street einen Schaufensterbummel.

Dann ging er in ein Kino auf der Kensington High Street.

Und in die Buchhandlung Waterstone's.

Abends trank er ein oder zwei Pint im King's Head. Im Pub blieb er für sich.

Er hatte einen meisterhaften Plan. Ein neues Spiel begann.

Eines Nachmittags sah er Lucy und die Kinder bei Safeway. Er beobachtete sie aus der Deckung mehrerer Reihen Konservendosen mit gebackenen Bohnen und folgte ihnen auf den Gängen, auf denen es von Kunden nur so wimmelte. Kein Schaden, kein Übel – kein Problem für irgendjemanden.

Aber er konnte der Herausforderung nicht widerstehen. Die Würfel kullerten in seinem Kopf und blieben liegen, und er sah jene Zahl, die er sehen wollte.

Er ging immer näher an seine Familie heran, wobei er das Gesicht leicht abgewandt hielt, für alle Fälle. Er beobachtete Lucy aus dem Augenwinkel – und die Zwillinge, die vielleicht gefährlicher waren.

Lucy schaute sich schottischen Wildlachs an. Schließlich bemerkte sie den stillen Beobachter, erkannte ihn aber nicht, da

war er sicher. Auch die Zwillinge wussten nicht, wer er war. Dämliche, alberne kleine Bälger. Spiegelbilder ihrer Mutter.

Das Spiel hatte wieder begonnen – herrlich. Er hatte eine Zeit lang Pause gemacht. Er hatte das Geld für das Buch – die Vorauszahlung für seine vollständige Geschichte – in der Schweiz deponiert. Nach der Flucht mit dem Boot von Jamaika hatte er sich in der Karibik herumgetrieben. Er war nach San Juan gefahren und dort sehr versucht gewesen, das Spiel wieder zu beginnen. Dann ging es nach Europa – erst nach Rom, dann nach Mailand, Paris, Frankfurt, Dublin und schließlich heim nach London. Auf der ganzen Reise war er nur wenige Male auf Abwege geraten. Jetzt war er ein sehr vorsichtiger Junge.

Als er so dicht an Lucy vorbeiging, hatte er ein Gefühl wie in den alten Zeiten. Herrgott, seine körperlichen Macken waren wiedergekehrt. Er tippte nervös mit der Fußspitze auf und schüttelte die Hände aus.

Er hätte vermutet, dass es Lucy auffiele, aber sie war eine hohlköpfige blonde Kuh, eine Null, eine völlige Zeitverschwendung. Sogar jetzt, wo er so dicht neben ihr war, keinen halben Meter entfernt, erkannte sie ihn nicht.

»O Luuucy ... ich bin's, Ricky«, sagte er und grinste. »Ich bin's, *Liebling*.«

Ssst, ssst. Zweimal zischte die Klinge über ihre Kehle, hin und her, als sie aneinander vorbeigingen. Die Schnitte waren kaum an Lucys Hals zu sehen, aber sie waren sehr tief.

Sie fiel auf die knöchigen Knie und hielt sich mit beiden Händen die Kehle, als wollte sie sich selbst erdrosseln. Und dann sah sie, wer es war, und ihre blauen Augen traten ihr vor Schock, Schmerz und schrecklicher Traurigkeit aus den Höhlen.

»Geoffrey«, stieß sie gurgelnd hervor, als Blut aus ihrem Mund sprudelte.

Ihr letztes Wort auf Erden. Sein Name.

Für Shafer war es ein wunderschöner Klang – die Anerkennung, nach der er sich verzehrte –, Rache für alle. Es fiel ihm schwer, sich von ihr abzuwenden. Dann tötete er auch die Zwillinge.

In dieser Gegend Chelseas würde man ihn nie wiedersehen, doch alle würden sich an ihn erinnern, solange sie lebten.

Herrgott, würden sie sich erinnern.

Das große kahle Ungeheuer.

Der Mann in Schwarz, das mörderische Monster.

Der herzlose Killer, der so viele schreckliche Morde begangen hatte, dass sogar er sie nicht mehr zählen konnte.

Geoffrey Shafer.

Der Tod.